



Bengt von zur Mühlen (Hrsg.)

Berlin 1945

Zeitzeugenberichte aus der letzten
Schlacht des Dritten Reichs

 dtb BUCHER



**Die letzten Tage Berlins im Dritten Reich nacherzählt in
Erinnerungen, Tagebuchnotizen und Vernehmungsprotokollen
von deutschen und sowjetischen Überlebenden.**

Herausgeber Bengt von zur Mühlen macht die letzten
Tage Berlins im April und Mai 1945 als Reichshauptstadt
nacherlebbar: Berlin unter alliiertem Bombenhagel, die letzten
Tage der Diktatur, Berichte zahlreicher Zeitzeugen
und erschütternde Bilder. Fesselnd, bewegend, echt.
Mit einem Vorwort des Berliner Publizisten Wolf Jobst Siedler.

www.bucher-verlag.de

BUCHER

ISBN 978-3-7658-2032-8



9 783765 1820328



BENGT VON ZUR MÜHLEN wurde 1932 in Dorpat/Estland geboren und wanderte 1953 nach Kanada aus, wo er ebenso studierte wie ab 1958 in den USA (New York). 1967 kehrte er aus New York nach Berlin zurück. Er ist Produzent von 500 zeit-historischen Dokumentationen für Fernsehen und Kino. Zwei seiner Produktionen wurden für den Oscar nominiert: *Battle of Berlin* und *The Yellow Star*. Für *Flucht und Vertreibung* und *Die Frauen des 20. Juli* erhielt er die Goldene Kamera. Inhaltliche Schwerpunkte der Dokumentationen und Bücher von Bengt von zur Mühlen sind die deutsche Geschichte von der Jahrhundertwende bis zur Nachkriegszeit, insbesondere das »Dritte Reich«, der Widerstand gegen den Nationalsozialismus und das Jahr 1945.

Ebenfalls erhältlich:



ISBN 978-3-7658-2031-1



ISBN 978-3-7658-2033-5



ISBN 978-3-7658-1896-7





Inhalt

Geleitwort	6
Vorwort	10
Zur Militärgeschichte des Kampfes um Berlin	15
Der «Grundsätzliche Befehl für die Vorbereitungen zur Verteidigung der Reichshauptstadt vom 9. März 1945»	17
Chronik der Schlacht um Berlin (Tony Le Tissier)	63
Mein Berliner Tagebuch 1945 (Oberst i. G. Hans Refior)	107
Das Ende in der Reichskanzlei (Major i. G. Bernd Freytag von Loringhoven).....	153
Die Kapitulationsverhandlungen vom 30. April bis 2. Mai 1945 Mein Weg in die Gefangenschaft Die Butyrka (Oberst i. G. Theodor von Dufving).....	167
Im Endkampf um Berlin im April/Mai 1945 (Willi Rogmann)	207
Der Einsatz von Marineangehörigen aus Stralsund in Berlin vom 26. April bis 2. Mai 1945 (Joachim Sierck)	246
Zwischen Bornholmer Strasse und Humboldthain – als Infanterist in den Berliner Kämpfen vom 21. April bis 3. Mai 1945 (Wolfgang Karow)	252
Zur Biografie des Generals der Artillerie Helmuth Weidling (Bengt von zur Mühlen)	269

Tagesmeldungen der Roten Armee vom April/Mai 1945	292
Sowjetische Augenzeugen der Kämpfe um Berlin (Generalleutnant a. D. W. S. Ustjugow, Major a. D. R. Konbrand, Majorin a. D. A. W. Nikulina, L. Buchow)	295
Der Kampf um Berlin in Augenzeugenberichten	307
(Liselotte Wolter, Marianne Gehl, Else Eisenkolb-Grossmann, A. Lehmann, Willi Diedrich, Reinhard Appel, Gabriele Vallentin, Gisela Giese, Robert Milter, Walter Zerreich, Fritz Bausch, Hertha von Gebhardt, Ingrid Braunsdorf, Ludwig von Hammerstein, Johanna Stäge, Herbert Böhme, Gerda Steinke, Eugen Herman- Friede, Alfred Bothes, Hildegard und Katharina Werner, Herta Thiedemann, Günter Renner, Werner Thomas, Eberhard Berg- mann, Horst John, Günther Dunsbach, Rochus Misch, Albert Deseke, Walter Gentsch, Evamarie Budinow, Hans Schulz)	
Film und Fotografie als Dokumente des Kampfes um Berlin im April/Mai 1945	443
Der sowjetische «Berlin»-Film von 1945 (Manfred Köhler)	445
Die sowjetischen Kameraleute des «Berlin»-Films von 1945 (Manfred Köhler)	452
Interview mit Jewgenij Chaldej vom April 1994	457
Zur Entstehung des Fernseh- und Videofilms «Der Totenkampf der Reichshauptstadt» (Irmgard von zur Mühlen)	461
Anhang	469
Quellenangaben	502

Geleitwort

Am Abend des 30. Januar 1933 soll Hitler nach dem Einzug in die Reichskanzlei im vertrauten Kreise gesagt haben, dass er diesen Platz «nur die Füße voran» wieder verlassen werde. Es ist so gekommen, viel genauer, als er sich das damals vorgestellt haben mag. Nach politischen Triumphen, siegreichen Blitzkriegen und einem neuen Weltkrieg ging das Dritte Reich in einem Chaos sondergleichen unter.

Geradezu symbolhaft zogen sich die letzten Wochen und Tage des kurzlebigen Reiches im Kampf um die Reichskanzlei zusammen. Hier nahm sich, tief unter der Erde in seinem Bunker, der Gründer des Dritten Reiches und Verderber des alten Deutschlands am 30. April 1945 das Leben.

Katastrophen dieser Art kennt die Geschichte sonst nur aus der Alten Welt. Frankreich, Spanien und Deutschland in seinen verschiedenen Formen waren oft genug in jahre-, mitunter in jahrzehntelange Kriege verwickelt, aber nie waren ihre Hauptstädte Strasse für Strasse und Haus für Haus blutig erobert worden. Dergleichen kannte man nur aus Karthago, Athen, Rom oder den grossgriechischen Staaten Siziliens, wo oft genug die Hauptstädte des Gegners im wörtlichen Sinne dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Das Dritte Reich war aus aller Geschichte gefallen; jetzt sollte auch sein Untergang die Masse des Herkömmlichen sprengen. So ist es kein Wunder, dass dieser Todeskampf Berlins immer wieder von Zeitgenossen und Historikern beschrieben worden ist, von deutschen Überlebenden und von britischen oder sowjetischen Geschichtsschreibern. Noch niemals aber ist das Drama dieses Kampfes um die letzte Bastion von Hitlers tausend-

jährigem Reich minutiös in seinen verschiedenen Etappen rekonstruiert worden.

Mit dem Begriff einer «Schlacht um Berlin» soll man es allerdings nicht allzu wörtlich nehmen. Der legendäre Kampf um die Seelower Höhen zum Beispiel, als dünne deutsche Verteidigungslinien den Ansturm sowjetischer Heere abzuwehren suchten, war im Grunde nur ein letztes Aufbäumen schon geschlagener Armeen. Und der Ausgang des berühmten Endkampfes um Berlin, der auf beiden Seiten noch einmal Zehntausenden das Leben kostete, war vom ersten Moment an nicht zweifelhaft.

Alle diese verzweifelten Verteidigungsversuche, die zuletzt in blutige Strassenkämpfe mündeten und sich am Ende um den seit dem Frühjahr 1943 ausgebrannten Reichstag zusammenzogen, waren im Grunde nur «ein blutiges Indianerspiel» – um Thomas Manns Schillerrede zu zitieren. Wenige Regimenter, Bataillone und oft sogar nur Kompanien standen sowjetischen Elitedivisionen gegenüber. Das letzte deutsche Aufgebot konnte Hitlers unterirdisches «Führerhauptquartier» nur noch wenige Tage halten, bis sich nach dem Selbstmord in der zerschossenen Reichskanzlei eine Delegation zu Kapitulationsverhandlungen aufmachte, die aber im Grunde nur eine Farce waren, da eine nicht mehr existierende Wehrmacht ihre Übergabe anbot.

Hunderttausende, darunter auch viele Zivilisten, gingen im Mai 1945, der ein strahlendes Frühjahr brachte, in sowjetische Gefangenschaft. Die meisten verschwanden in sibirischen Lagern, und nur ein Bruchteil von ihnen sollte nach fast einem Jahrzehnt wieder zurückkehren. Der letzte Verteidiger Berlins, der Stadtkommandant Helmuth Weidling, gehörte nicht zu ihnen; seine Spur verlor sich nach Jahren in immer neuen Verliesen des Gegners.

In diesem Band sind Text- und Bilddokumente zusammengetragen, die das dramatische Geschehen dieser letzten Wochen aus dem Dunkel der Vergangenheit holen. Fünfzig Jahre nach der Eroberung der Reichshauptstadt, die den Untergang des Reiches besiegelte, das nach der Abtrennung seiner östlichen Gebiete nur in fragmentarischer Gestalt als «Bundesrepublik» wiederauferstehen sollte, haben Bengt und Irmgard von zur Mühlen jetzt zusammengetragen, was sie in deutschen und russischen Archiven

in jahrelanger Spurensuche ausfindig gemacht haben – Berichte von Zeitzeugen und Vernehmungen aus der Lubjanka. Oft stammen sie aus russischen Quellen und wurden bislang noch nie veröffentlicht. Ein Geschehen, das im Untergang eines wenige Jahre zuvor weltumspannenden Reiches weltgeschichtliche Ereignisse fasst, wird oft in Beiläufigem greifbar, dem Gästebuch sowie dem Skizzenbuch Hitlers, die eine russische Majorin in seinem Arbeitszimmer in der Reichskanzlei fand, oder eine seiner angebrannten Uniformjacken, die in der Trophäensammlung der Sowjets landeten.

Der Herausgeber des Bandes stiess in Moskauer Arsenalen auf unzählige Erinnerungen, Tagebücher und Vernehmungsprotokolle von sowjetischen und deutschen Überlebenden.

Ebenso bedeutsam für diesen Band sind die teilweise sehr emotionalen Augenzeugenberichte von Berlinerinnen und Berlinern sowie von Flüchtlingen, Häftlingen und Soldaten, die den Endkampf in Berlin miterleben und erleiden mussten und die hier ausführlich zu Wort kommen.

Dies macht deutlich, was die Geschichte von einem Geschehen übrig lässt, welches eben noch die Welt bewegte.

Hätte ein Zeitzeuge aus Karthago von der Eroberung der punischen Hauptstadt mehr zu berichten gehabt?

Würde man anderes finden, wenn man in den Metropolen des Orients auf Zeugnisse des Untergangs von Reichen stiesse, die einst den ganzen Osten beherrschten? Das Leben geht immer weiter, und das Banale löst stets das Apokalyptische ab. Den Nachgeborenen fällt es immer schwer, sich in vergangene Untergänge hineinzusetzen. Das Ende von Hitlers geplanter «Welthauptstadt Germania» ist uns fast so fremd geworden wie die Berichte aus der kaiserlichen Metropole Wien während der türkischen Belagerung.

Früher war man auf schriftliche Zeugnisse und archäologische Spuren angewiesen, aus denen sich die Nachlebenden ihr Bild mühsam zusammensetzen mussten.

Die neuen Techniken, Tondokumente und Filmaufzeichnungen machen den Schrecken von gestern unmittelbar erlebbar.

Der Geschichte der verschiedenen Filme zum Schicksal Berlins im April/Mai 1945 sowie der Entstehungsgeschichte des Fernseh- und Videofilmes «Der Totenkampf der Reichshauptstadt» von Irmgard von zur Mühlen sind weitere Beiträge gewidmet.

In diesem Kompendium verschiedener Dokumente liegt die aussergewöhnliche Bedeutung dieser Materialsammlung von Chronos-Film.

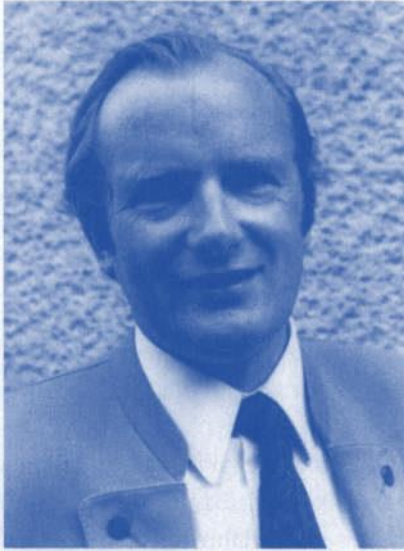
Wolf Jobst Siedler

Vorwort

Die Geschichte von Chronos begann 1961, als sich der Berliner Regisseur Franz Baake mit mir über die Möglichkeiten eines Dokumentarfilms über Berlin unterhielt. Ich lebte damals in den Vereinigten Staaten und lehrte an der Hofstra Universität in New York. Noch im Juni 1961, zwei Monate vor dem Mauerbau, setzten die Dreharbeiten zu dem Film «Test for the West» ein. Diese Dokumentation wurde auf der Berlinale mit dem «Silbernen Bären» ausgezeichnet und fand darüber hinaus beachtliche Resonanz. So wurde der Film beispielsweise von der United States Information Agency übernommen und in 18 Sprachen synchronisiert. Mein Leben nahm daraufhin einen unerwarteten Verlauf. Der Universitätsprofessor konvertierte zum Filmemacher.

Seit 1961 hat Chronos mehr als 300 Dokumentarfilme produziert, von 10-Minuten-Vorfilmen bis zu 120-minütigen Kino- und Fernsehproduktionen. Ein Schwerpunkt in der Arbeit von Chronos war und ist das Thema «Berlin», welches in bisher über 50 Filmen zum Ausdruck kommt. Viele dieser Filme werden heute als Video-Kassetten vertrieben. Mehrere Chronos-Produktionen wurden auf nationaler und internationaler Ebene ausgezeichnet, u.a. mit der Oscarnominierung für die Filme «Schlacht um Berlin» (1973) und «Der gelbe Stern» (1981) sowie der Goldenen Kamera für «Flucht und Vertreibung» und «Die Frauen des 20. Juli».

Seit der Gründung von Chronos habe ich meinen Wunsch, historischen Ereignissen auf den Grund zu gehen, zu meiner Aufgabe gemacht. Mein Hauptanliegen bestand im Aufbau eines historischen Dokumentarfilm-



Bengt von zur Mühlen

archivs. Dank der Erschliessung zahlreicher internationaler Quellen wurde das Chronos-Archiv zum grössten privaten Dokumentarfilmarchiv der Welt, welches viele tausend Stunden Filmdokumente aus Politik, Kultur, Wirtschaft und Sport umfasst. Das Archivieren wurde in den letzten Jahren immer mehr durch das eigene Filmmachen ergänzt und erweitert. Unter meiner Regie entstanden allein in den letzten Jahren zehn Dokumentationen, die sich mit Themen des Nachkriegsdeutschlands, des Widerstandes im Dritten Reich und der Sowjetunion auseinandersetzen.

In Berlin lernte ich meine Frau Irmgard kennen, mit der mich seitdem eine höchst kreative filmische Allianz verbindet. Der Regisseurin Irmgard von zur Mühlen verdankt Chronos ein breit gefächertes Repertoire an Dokumentationen, deren Schwerpunkt eine 6-teilige «Chronik der Hauptstadt Berlin» ist. Als letzte Berlin-Produktion entstand «Der Todeskampf der Reichshauptstadt.» (1993/94), nachdem uns das Archivmaterial aus der Sowjetunion/Russland zugänglich gemacht wurde.

Bei der sehr komplexen Thematik dieses Films ist es nicht möglich, auf alle Aspekte detailliert einzugehen. Bedingt durch die begrenzte Länge

des Films konnte vieles von dem gesammelten Material nicht verwendet werden. Nicht alle Aussagen und Berichte von Zeitzeugen kamen zum Tragen. Daher habe ich mich entschlossen, das hier vorliegende Zeitdokument zum Film herauszugeben. Dokumente und Berichte über die Einnahme Berlins von April bis Mai 1945, die u.a. aus russischen Geheimarchiven stammen und vielfach nur in Auszügen veröffentlicht wurden, sollen für Interessierte zugänglich gemacht werden. Weiterhin baten wir Berlinerinnen und Berliner, ihre Erlebnisse aus jenen Tagen zu schildern. Das Echo war gross, bewegend, erschütternd. Diese ganz persönlichen Schicksale und Tragödien sind in dem Buch «Der Todeskampf der Reichshauptstadt» ebenfalls wiedergegeben.

Über die letzte grosse Schlacht des Zweiten Weltkrieges in Europa, den Kampf um Berlin, gibt es bekanntlich zahlreiche Bücher, Berichte, Dokumente. Seit Mitte der Sechzigerjahre allerdings ist im Wesentlichen nichts hinzugekommen, das eine entscheidende Korrektur unserer bisherigen Vorstellungen erfordert hätte. Erst mit der Öffnung der sowjetischen Archive nach der Wende in Russland sind neue, bisher kaum zugängliche Quellen erschlossen worden.

Die vorliegende Zusammenstellung wurde durch die Auswertung dieser Materialien für den Chronos-Fernseh- und Videofilm «Der Todeskampf der Reichshauptstadt» mit veranlasst.

Jener letzte Kampf hatte viele Facetten. Sie ergeben, zusammen gesehen, keineswegs ein einheitliches Bild – es sei denn, das des Chaos. Neben den Dokumenten aus deutschen wie sowjetischen Quellen stehen Berichte sehr unterschiedlicher Autoren:

Militärhistoriker – unter ihnen Deutsche, Russen, ein Engländer. Hohe Offiziere beider Seiten – aus dem «Führerhauptquartier» im Bunker der Reichskanzlei, aus dem Gefechtsstand des «Verteidigungsbereiches Berlin» wie aus sowjetischen Stäben. Teilnehmer am «Front»- und Häuserkampf – Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaftsdienstgrade beider Seiten. Dazu auf deutscher Seite Vertreter des «letzten Aufgebots» von Marine-soldaten über Volkssturmänner bis zu Hitlerjungen. Aber auch Berichte von Zivilisten, alten Männern, Frauen und schliesslich sowjetischen Kameraleuten.

Sie schildern manchmal die gleichen Ereignisse - aber gelegentlich hat man den Eindruck, sie berichten über ganz verschiedene Dinge. Es gibt öfter Widersprüche in der Darstellung von Situationen oder Vorgängen, die sich doch eigentlich feststellen lassen müssten: Sind denn nun auf der zu einer provisorischen Rollbahn hergerichteten Ost-West-Achse Berlins eines oder zwei oder gar keine Versorgungsflugzeuge gelandet? Hat es am 1. Mai heftige Artilleriefeuer und Kämpfe gegeben, oder hatten selbst die Rotarmisten angesichts des nahen Sieges keine Lust mehr zu kämpfen und wollten lieber ihren Maifeiertag begehen? Sicher ist: Fanatismus, soldatisches Heldentum gab es bis zum Schluss auf beiden Seiten. Sicher ist aber auch - vermutlich für die Mehrzahl -, dass kaum einer jetzt noch sterben wollte, in diesen letzten Tagen vor dem Frieden.

In diesem Buch ist nicht versucht worden, eine allein gültige Wahrheit über das Inferno jener Kämpfe im Chaos herauszufinden. Jeder erlebte damals das Ende anders. Und jeder berichtete seine Wahrheit so, wie er sie erlebte.

Auch die Sprache, in der berichtet wird, ist sehr unterschiedlich. Der einfache Landser hat die schlichte, aber bildhafte Sprache benutzt, in der er sich auszudrücken gewohnt war. Hier wurde nicht redigiert oder «verbessert», denn das hätte bedeutet, die Unmittelbarkeit und damit die ganz persönliche Wahrheit der Berichte zu verfälschen.

Das Buch widerlegt manche Legenden, die sich um die letzte Schlacht gebildet haben. Etwa die von den 5'000 fanatischen deutschen Verteidigern im Reichstag. Oder jene von der Hissung der Roten Fahne auf dem Reichstag, von der Filmaufnahmen und Fotos um die Welt gingen. Jene Aufnahmen waren gestellt, von sowjetischen Kameraleuten nachgedreht. In Wirklichkeit wurde die erste Rote Fahne auf dem Reichstag von einer Frau, einer russischen Majorin gehisst - wie sie im Buch berichtet. Übrigens war es kein Fahnentuch, sondern ein deutscher roter Bettbezug, den die Rotarmistin mangels anderen Materials für diesen Zweck requiriert hatte. Aber das Unternehmen der Majorin - das deshalb nicht weniger symbolkräftig war - schien Stalins Propagandisten wohl nicht fotogen genug.

Untergegangen ist in jenen zehn Tagen die Hauptstadt eines Reiches, das es schon nicht mehr gab. Und das es nicht mehr geben wird. Berlin jedoch, Hauptstadt unserer Bundesrepublik, ist nicht untergegangen.

Ein herzliches Dankeschön gilt allen guten Freunden und allen Archivmitarbeitern in Ost und West, die meine Bemühungen mit Rat und Tat förderten.

Der besondere Dank gebührt den Autoren dieses Buches, vor allem den deutschen und russischen Zeitzeugen, die durch ihre sehr persönlichen Beiträge die schicksalhaften Tage der apokalyptischen Geschehnisse der letzten Kriegstage in Berlin in den verschiedenen Phasen und aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln sehr anschaulich und tief berührend schildern. Nicht zuletzt möchte ich mich bei meinen Mitstreitern bei der Herausgabe, Gestaltung und Drucklegung dieses Buches, Frau Karen Pfundt, Herrn Ltd.-Col. (retd.) Tony Le Tissier MBE, Herrn Dr. Frank Bauer und natürlich meiner Frau Irmgard, für ihre mit hohem persönlichem Engagement geleistete Arbeit bedanken.

Berlin / Kleinmachnow im September 1994

Bengt von zur Mühlen

*Zur Militärgeschichte
des Kampfes um Berlin*

Der «Grundsätzliche Befehl für die Vorbereitungen zur Verteidigung der Reichshauptstadt vom 9. März 1945»

Zu den seltenen bedeutungsvollen Dokumenten aus der Endphase des Dritten Reiches zählt zweifellos der Befehl über die Verteidigungsmassnahmen für Berlin, mit dem die Wehrmachtführung endlich konkrete Massnahmen zur Verteidigung der Reichshauptstadt zumindest theoretisch ergriff. In diesem Befehl wird deutlich, wie die politische und militärische Führung Deutschlands bis zum Schluss ihre Kräfte masslos überschätzte und vielfach im reinen Wunschdenken handelte. Der Auftrag des «Kampfkommandanten von Berlin» – Bau von Schützengräben, Feldstellungen, Panzergräben und Panzersperren und anderer Verteidigungsstellungen – erfolgte für einen nach Goebbels möglichen, aber unwahrscheinlichen Kampf um Berlin.

Für die Ausführung dieser Massnahmen stand nur die Berliner Bevölkerung zur Verfügung – Ausnahmen waren in einzelnen Fällen Kriegsgefangene bzw. Fremdarbeiter –, für deren Anleitung es nur wenige Experten gab. Trotz der im Befehl durchaus sehr konkreten und sinnvollen Anordnungen blieb fast alles Stückwerk bzw. kam nicht zur Ausführung oder geschah mehr oder weniger zufällig. Grosse Probleme verursachte schon der An- und Abtransport der Menschen von ihren Wohnungen in die Ausenbezirke der Stadt und ihre Verpflegung. Dem Befehlshaber des Verteidigungsbereiches Berlin war zu keinem Zeitpunkt bekannt, über welche Kräfte er im Ernstfall tatsächlich verfügen konnte. Genauso blieben die

Fragen von Ausrüstung und Bewaffnung ein ungelöstes Problem, da kaum etwas zur Verfügung stand. Dazu kam ein vielfach ins Groteske reichender Kompetenzstreit zwischen Militärs und Parteidienststellen. So wurde z.B. eine Flak-Division ohne Wissen General Reymanns aus Berlin einfach an die Oder verlegt; ein Kreisleiter aus Brandenburg nahm ein aus seinem Kreis stammendes und in Berlin eingesetztes Volkssturm-Bataillon über Nacht ohne Wissen des Abschnittskommandeurs aus dem Verteidigungsring um Berlin heraus usw.

Die Berliner Bevölkerung hatte im Februar/März 1945 letztmalig die Möglichkeit, die Stadt zu verlassen, um sich vor den Kriegshandlungen in Sicherheit zu bringen. Doch wohin sollte man gehen? Die Fronten rückten unerbittlich auf die Reichshauptstadt vor, die noch erreichbaren grösseren Städte im Westen waren ebenso zerstört wie Berlin, die Kapazitäten in den ländlichen Gebieten durch die Flüchtlingsströme längst ausgelastet. Platz gab es praktisch nirgendwo, so blieben die meisten Berliner in ihrer schon leidvoll geprüften Stadt.

Erst Anfang Februar 1945 begann das Oberkommando der Wehrmacht (OKW), einige konkrete Festlegungen für die Verteidigung Berlins in die Wege zu leiten. So wurde die Stadt am 1. Februar zur Festung erklärt und das stellvertretende III. Armeekorps «Befehlshaber des Verteidigungsreiches Berlin».

Der Befehl vom 9. März 1945 legt in erster Linie militärische Massnahmen zur Verteidigung Berlins fest. Sie lassen auf ernsthafte Bemühungen schliessen, die Stadt zu verteidigen und nicht aufzugeben. Die Pläne für den Ausbau und die Tiefenstaffelung der Verteidigung und die beabsichtigten Methoden der Kampfführung weisen dies ziemlich klar aus. Allerdings lagen im hierfür infrage kommenden Ortskampf nur geringe Erfahrungen vor, da bisher Verteidigungskämpfe vornehmlich beweglich geführt worden waren. Erst seit Beginn des Jahres 1945 wurden Städte und Ortschaften in grösserem Umfang gehalten, um im Osten die Kräfte der Roten Armee zu binden.

Die bis dahin gesammelten Erfahrungen wurden bei der Organisation der Verteidigung Berlins berücksichtigt. Die gedachte Durchführung dieser Massnahmen war – genügend Kräfte und Mittel vorausgesetzt – im Wesentlichen zweckmässig. Für die Realisierung standen allerdings nur

wenige und mangelhaft ausgebildete Kräfte zur Verfügung. Man ging von möglichst vielen Volkssturmbataillonen und zusammengesetzten Einheiten aus, was letztlich meist fiktiv blieb. Deshalb mussten die im Grunde richtigen taktischen Festlegungen wie «jeden Häuserblock, jedes Haus, jedes Stockwerk, jede Hecke, jeden Granattrichter bis zum äussersten» zu verteidigen, illusorisch bleiben.

Weiterhin weist der Befehl insbesondere die Bedeutung aus, die die militärische Führung im Verteidigungssystem dem Panzerbeobachtungs- und Panzerwarndienst sowie der Panzerbekämpfung beimass. Dabei war neben dem Einsatz von Panzerabwehrkanonen, beschädigten Panzern und Flak-Kampftrupps der mit der Panzerfaust ausgerüstete Einzelkämpfer als Hauptträger der Panzerbekämpfung vorgesehen.

Der Einsatz der Panzerfaust zeigte anfänglich Erfolge, da die Rote Armee ihre Panzer kolonnenweise in der Stadt zum Einsatz brachte. Als dann aber Sturmabteilungen, bestehend aus Panzern und Infanterie sowie Geschützen, gebildet wurden, wurde der rücksichtslose Einsatz der Panzerfaustschützen weitestgehend paralyisiert.

Angesichts der allgemeinen militärischen Lage brachte der Befehl zur Verteidigung der Reichshauptstadt in letzter Minute nur sinnlose Opfer und zusätzliche Zerstörungen. Zehntausende deutscher Soldaten und Zivilisten mussten ihr Leben lassen, dazu kamen Opfer unter den Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern. Ganz zu schweigen von den enormen Verlusten unter den angreifenden russischen und polnischen Soldaten.

Unter den gefallenen deutschen Soldaten, von denen der Anteil der 16- bis 17-Jährigen erschütternd hoch war, wenn man sich vor Augen führt, dass seit Anfang Februar bis Ende März 1945 immerhin 266.400 Jugendliche des Jahrgangs 1928 eingezogen wurden, kämpften viele entsprechend der Maxime des Befehls «bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone». Andere, weil sie die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes eingesehen hatten und nicht mehr bereit waren, weiter Krieg zu führen, fielen dem grausamen Terror der Standgerichte zum Opfer.

Zum Abdruck gelangt ein Exemplar des Befehls vom 9. März 1945 aus dem ehemaligen Archiv des Verteidigungsministeriums der UdSSR (Fond 6598, Liste 801858, Akte 187, Bl. 12ff.).

Frank Bauer

Verteidigungsbereich Berlin

Berlin-Grunewald, den 9.3.1945

1a/op., Nr. 400/45 geh.

Grundsätzlicher

Befehl

für die

Vorbereitungen

zur

VERTEIDIGUNG DER REICHSHAUPTSTADT

Die Grundsätze dieses Befehls müssen geistiges Eigentum jedes eingeteilten Führers (einschl. Volkssturm-Führer) sein. Alle Vorbereitungen müssen sich – der Einheitlichkeit halber – im Rahmen dieser Grundsätze halten.

Gliederung des Befehls

A. Allgemeines

1) Feind	Seite:	1
2) Auftrag	"	1
3) Kampfweise	"	1
4) Befehlsausführung	"	3
5) Kräfte	"	3
6) Gliederung	"	3
7) Abschnittskommandeure	"	4

B. Kampfführung

8) Alarmierung	"	3
9) Kampfführung	"	6
10) Aufklärung	"	10
11) Panzer-Warndienst	"	10

C. Waffengattungen

12) Artillerie u. Flak-Artillerie	"	13
13) Panzerbekämpfung	"	18
14) Pioniere	"	20

15) Luftwaffe	„	24
16) Reserven	„	24

Sonstiges

17) Kriegsgefangene, ausl. Arbeiter	„	25
18) Standgerichtsbarkeit	„	26
19) Urlauber, Dienstreisende, Versprengte	„	27
20) Verkehrsregelung	„	28
21) Alarmübungen	„	30
22) Nachrichtenverbindungen	„	31
23) Meldungen	„	32
24) Gefechtsstände	„	33

E. Anlagen

- Ani. 1 = Karte v. Berlin 1:300.000
- Ani. 2 = Stichwortverzeichnis
- Ani. 3 = Verzeichnis der Stützpunkte
- Ani. 4 = Verzeichnis der Hauptdurchgangs-
u. Verbindungsstrassen
- Ani. 5 = Liste der Sammelstellen für Versprengte
- Ani. 6 = Gliederung der Tagesmeldung
- Ani. 7 = Versorgung
- Ani. 8 = Muster eines Befehls für Sperrtrupps

A. Allgemeines

1. Feind

Bei einem Feindangriff auf die Reichshauptstadt ist mit *folgenden Angriffsmöglichkeiten* zu rechnen:

- a) *Überraschender Vorstoss (Handstreich) durchgebrochener Feindteile (Panzerspitzen) mit oder ohne aufgesessener oder auf anderen Fahrzeugen mitgeführter Infanterie.*
- b) *Planmässiges, systematisches Heranarbeiten mit Panzern und Schützenverbänden auf breiter Front, voraussichtlich in enger Zusammenarbeit mit starken Luftwaffenverbänden (Terrorangriffe).*

- c) *Beiderseitige Umfassung und Einschliessung der Reichshauptstadt.*
- d) *Gleichzeitiger Einsatz feindlicher Luftlandetruppen (Fallschirmspringer, Lastensegler).*

Angriffe gemäss a, b, c und d sind bei Tage und auch bei Nacht möglich.

2. *Auftrag*

Die Reichshauptstadt *wird bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone verteidigt.*

3. *Kampfweise*

Mit den zur unmittelbaren Verteidigung der Reichshauptstadt zur Verfügung stehenden Kräften wird der Kampf um Berlin nicht in offener Feldschlacht ausgetragen, sondern im Wesentlichen als *Strassen- und Häuserkampf*. Er muss mit

Fanatismus,

Fantasie,

mit allen Mitteln

der *Täuschung,*

der *List,*

und *Hinterlist*, mit vorbereiteten und aus der Not des Augenblicks geborenen *Aushilfen aller Art auf über und*

unter der Erde geführt werden.

Hierbei kommt es darauf an, die *Vorteile des eigenen Landes* und die voraussichtliche Scheu der meisten Russen vor dem ihnen fremden Häusermeer restlos auszunutzen. Die genauen Ortskenntnisse, die Nutzbarmachung der U-Bahn und des unterirdischen Kanalisationsnetzes, die vorhandenen Nachrichtenverbindungen, die vorzüglichen Kampf- und Tarnmöglichkeiten in den Häusern, der festungs-

mässige Ausbau von Häuserblocks insbesondere von Eisenbetonhäusern zu Stützpunkten machen den Verteidiger auch bei zahlenmässiger und materieller *Unterlegenheit gegenüber jedem Feinde unüberwindlich!* Der Feind, dem keine Minute Ruhe zu gönnen ist, muss sich in dem engmaschigen Netz der Widerstandsnester, Stützpunkte und Verteidigungsblocks verzehren und verbluten. Jedes verlorene Haus oder jeder verlorengegangene Stützpunkt sind *sofort im Gegenstoss wieder zu nehmen*. Hierbei sind Stosstrupps unter Ausnutzung der unterirdischen Gänge unbemerkt auch in den Rücken des Feindes zu führen, um ihn überraschend von rückwärts zu vernichten. Voraussetzung für eine erfolgreiche Verteidigung Berlins ist jedoch, dass

jeder Häuserblock,
jedes Haus,
jedes Stockwerk,
jede Hecke,
jeder Granattrichter

bis zum äussersten verteidigt wird!

Es kommt gar nicht darauf an, dass jeder Verteidiger der Reichshauptstadt die Technik des Waffenhandwerks bis ins einzelne gut beherrscht, sondern *vielmehr darauf*, dass

jeder Kämpfer

Nom fanatischen Willen zum KÄMPFEN-WOLLEN

beseelt und durchdrungen ist,

*dass er weiss, dass die Welt mit angehaltenem Atem diesem Kampf zusieht und dass der Kampf um Berlin die Kriegsentscheidung bringen kann.*⁴

4. Befehlsführung

Die Vorbereitungen zur Führung des Kampfes um die Reichshauptstadt werden von mir als

Befehlshaber des Verteidigungsbereiches Berlin (Vert. B. B.)¹ getroffen.

Ich bin in dieser Eigenschaft mit allen Pflichten und Rechten des Kommandanten einer Festung dem Führer unmittelbar unterstellt. Ich bin mir klar, dass diese Aufgabe der militärischen Führung nur im engsten Einvernehmen mit der politischen Menschenführung zu lösen ist, und muss von allen meinen Untergebenen kameradschaftliches, rückhaltloses und vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit allen Gliederungen und Dienststellen der Partei, des Staates und der Wehrmacht erwarten.

5. *Kräfte*

Zur Verteidigung der Reichshauptstadt *stehen zur Verfügung*: a) sämtliche in den Verteidigungsabschnitten A-H u. Z *vorhandenen* Volkssturmeinheiten, Truppenteile und Alarmeinheiten nach Aufruf des Stichwortes «Clausewitz»,

b) zusätzlich den Abschnitten *zugeführte* Kräfte (Korpsreserven), c) sämtliche durch die Abschnittskommandeure *aufgenommenen* und *ingerafften* Truppenteile und Einheiten.

6. *Gliederung*

Gliederung und Abschnitts-Einteilung² s. anliegende Karte (Ani. 1).

7. *Abschnittskommandeure*

Als Abschnittskommandeure werden eingesetzt:

Abschnitt A:	Oberstleutnant Bärenfänger ³
Abschnitt B:	Oberst Clausen
Abschnitt C:	Oberst Mootz ⁴
Abschnitt D:	Generalmajor Schreder ⁵
Abschnitt E:	Oberstleutnant Römheldt ⁶
Abschnitt F:	Oberst Eder
Abschnitt G:	Oberst Schaefer ⁷
Abschnitt H:	Oberstleutnant Rossbach
Abschnitt Z:	Oberstleutnant Seifert ⁸

B. Kampfführung

8. Alarmierung des Verteidigungsbereiches Berlin

a) Alarmierung der Truppe

aa) Bei Feindannäherung erfolgt die Alarmierung der Truppe durch das Stichwort

«Clausewitz».

bb) Ist mit Feindangriff zu rechnen, ist auf Stichwort

«Kolberg»

die volle Abwehrbereitschaft herzustellen. Bedeutung und Auswirkung der Stichworte «Clausewitz» und «Kolberg» s. Anlage 2.

cc) Ausserdem kann durch das OKH zur Erfassung sämtlicher Einheiten und Truppenteile des Feldheeres, die sich in Aufstellung, Auffrischung und Umgliederung befinden, sämtlicher Marsch- und Genesenen-Einheiten, sämtlicher Urlaubereinheiten und Dienststreifen des Feldheeres das Stichwort

«Blücher»

durchgegeben werden.

dd) Die Durchgabe der Stichworte erfolgt:

Über das Fernsprechnet,

durch Funk,

durch Drahtfunk,

durch Melder,

durch Ausstrahlung des Senders

«Horizont» (Welle 265 kHz = 1132,11 m).

Wortlaut für Drahtfunk und Sender Horizont:

«Achtung, Achtung, Achtung!

Hier Sender Horizont!

Eine wichtige Durchsage für alle,

Clausewitz, Clausewitz.»

Diese Durchsage erfolgt fünfmal im Abstand von je 2 Minuten.

ee) Sämtliche Dienststellen haben für die Weitergabe der Stichworte an ihre unterstellten Einheiten Sorge zu tragen. b) *Alarmierung der Bevölkerung*

Zur Alarmierung der Bevölkerung der Reichshauptstadt ist beabsichtigt, den bekannten Fliegeralarm (3mal anschwellender Heulton) zu geben. Bei Ausfall des elektrischen Stromes wird der Alarm durch Flakschiessen ausgelöst. Im Anschluss hieran beabsichtigt Reichsminister Dr. Goebbels über den Drahtfunk zur Berliner Bevölkerung zu sprechen und folgende Massnahmen anzuordnen:

- aa) Die Zivilbevölkerung wird aufgefordert, allen Anforderungen, die von militärischen und zivilen Stellen getroffen werden, unbedingt Folge zu leisten. Neugieriges Herumstehen ist zu unterlassen. Durchmarschierenden Verbänden der Wehrmacht und des Volkssturms ist der Marsch durch Räumen der Fahrbahn von Fussgängern und Kindern zu erleichtern. Parkende Fahrzeuge halten scharf rechts am Strassenrand.
- bb) Rüstungsbetriebe, Versorgungsbetriebe und die für die Führung der Reichshauptstadt verantwortlichen Behörden und Dienststellen arbeiten weiter.
- cc) Der Werkschutz sorgt für die äussere und innere Sicherheit der Betriebe. Provokateure oder aufsässige Ausländer sind vom Werkschutz sofort unter rücksichtslosem Gebrauch aller Machtmittel festzusetzen oder unschädlich zu machen.

9. *Kampfführung*

a) *Äussere Sperrzone*

Die am äusseren Sperr-Ring (blau) eingesetzten *Sperrbesatzungen* (Sicherungs- und Sperrkräfte) haben zu *verhindern, dass der Feind überraschend mit gepanzerten und schnellen Truppen die Sperrlinie durchbricht.*

Wenn aufgrund eigener Beobachtung des Führers der Sperrbesatzung oder aufgrund *zuverlässiger* Meldung der Feind mit starken Kräften beim Nachbarn durchgebrochen ist und die Sperre daher ihren Zweck nicht mehr erfüllt, kann sich unter voller Verantwortung des taktischen Führers die Sperrbesatzung *zurückkämpfen*. Brücken und Übergänge sind vor dem Zurückkämpfen nachhaltig zu sprengen, soweit nicht Sonderbefehl vorliegt. Der *Rückhalt des Widerstandes* in der äusseren Sperrzone sind die *ausgebauten Stützpunkte* (Anlage 3).⁹ Durch ihre Verteidigung haben sie feindliche Kräfte zu binden, das feindliche Vorgehen defensiv und – vor allem bei Nacht – offensiv zu verzögern. Stützpunkte dürfen nur *auf Befehl* des zuständigen Abschnittskommandeurs aufgegeben werden. Die *Insel Potsdam* ist als *Fester Platz* zu halten. Die übrigen in der Tiefe der Sperrzone eingesetzten Kräfte wehren unter Ausnutzung ihrer Stellungen und Sperren die durch den äusseren Sperr-Ring durchgebrochenen Feindteile ab, um ein frühzeitiges Vorstossen des Feindes auf die Reichshauptstadt zu verhindern.

Erst vor überlegenen Feindkräften kämpfen sie sich auf Befehl ihrer örtlichen taktischen Führer – dem Feinde grösstmögliche Verluste zufügend – auf die HKL zurück, wo sie von den dort stehenden Hauptkräften aufgenommen werden.

Es kommt beim Kampf in der äusseren Sperrzone darauf an, unter geschickter Ausnutzung der gebauten Sperren und angelegten Stützpunkte die Wucht des feindlichen Angriffs zu lähmen, die Feindkräfte zu zersplittern und das Vorkämpfen des Feindes verlustreich für ihn zu verzögern.

Nur ein an Menschen und Material stark geschwächter Feind darf sich der grünen HKL nähern. Die in der äusseren Sperrzone in erster Linie für Luftverteidigungsaufgaben zunächst verbleibenden Flakbatterien haben ihre Stellung bei überraschendem Feindvorstoss zu verteidigen. Sie dürfen nur auf Befehl des Verteidigungsbereiches Berlin, der 1. Flakdivision oder des zuständigen Abschnittes in die vorbereiteten Stellun-

gen in der äusseren oder inneren Verteidigungszone zurückgenommen werden. Vorbereitung des Stellungswechsels siehe Ziffer 12.

Geschütze dürfen nur nach Verschuss der letzten Granate und nur zerstört in Feindeshand fallen.

Über jedes Geschütz, das durch die eigene Truppe zerstört in Feindeshand gefallen ist, ist dem Verteidigungsbereich Berlin durch den Batterie-Chef, Zugführer oder sonstigen Überlebenden innerhalb 24 Stunden eine Meldung über die 1. Flakdivision vorzulegen.

b) *Äussere Verteidigungszone*

In der äusseren Verteidigungszone ist die *Masse der eigenen Kräfte einzusetzen*.

Die grüne HKL (= äusserer Verteidigungsring, siehe Anlage 1) ist zu halten.

Darüber hinaus ist es gerade bei *schwachen* Kräften nötig, durch starke Tiefengliederung, insbesondere von schweren Waffen und Artillerie, ein unüberwindliches *Hauptkampffeld* zu schaffen. *Auch wenn* einzelne Panzerspitzen und russische Infanterie *durchgebrochen sind*, hat jeder auf seinem Platz weiterzukämpfen, um

aa) eine Ausweitung des feindlichen Einbruchs zu verhindern und

bb) die Voraussetzungen zur erfolgreichen Durchführung von Gegenstössen und Gegenangriffen zu schaffen.

In die HKL eingebrochener Feind ist *in sofortigem Gegenstoss oder planmässig vorbereitetem Gegenangriff* wieder hinauszuerwerfen. Hierzu sind von jedem Abschnittskommandeur, Unter-Abschnitts-Kommandeur und Kompanie-Chef *Reserven* auszuscheiden und getarnt an günstig gelegenen Plätzen bereit zu halten.

Erfahrungsgemäss hat der sofort angesetzte, energisch geführte *Gegenstoss* beim Russen – möglichst in seine Flanke – grösseren Erfolg und kostet weniger eigene Verluste als der *Gegenangriff*. Voraussetzung für seine erfolgreiche Durchführung ist jedoch, dass *keine Sekunde* versäumt wird! Jeder Führer und Unterführer

hat blitzschnell zu handeln und das Schwächemoment des Feindes voll auszunutzen, bevor sich dieser in der neugewonnenen Stellung eingenistet und schwere Waffen nachgezogen hat.

Daher:

Alle Gegenstoss-Reserven gehören dicht hinter die HKL in unmittelbare Nähe der örtlichen Führer, anderenfalls kommen sie bei Einbrüchen zu spät.

Abschnittsreserven sind beweglich in unmittelbarer Nähe der Gefechtsstände bereit zu halten. Gedecktes Heranführen und Einsatzmöglichkeiten im Gelände sind zu erkunden. Die Reserven sind genau einzuweisen. Mit der Möglichkeit des Wegziehens von Reserven – je nach Kampfplage – ist zu rechnen.

Als Nahtschutz sind von jedem Abschnitt Nahtreserven an beiden Abschnittsgrenzen auszuscheiden. Ihre Aufstellung und Einsatzmöglichkeit ist im gegenseitigen Einvernehmen beider Abschnitts-Kommandeure festzulegen.

Wenn die Verteidigungskraft durch Verluste so abgesunken ist, dass ein Halten der grünen HKL nicht mehr möglich ist, werde ich den Befehl zu ihrer Aufgabe für alle oder für einzelne Abschnitte geben. Es beginnt nun der Kampf in der äusseren Verteidigungszone, wobei wieder um

*jede Strasse,
jeden Häuserblock,
jede Ruine und
jeden Meter Boden zu kämpfen ist.*

Dabei sind die unterirdischen Gänge (U-Bahn, Kanalisationssystem) weitgehend auszunutzen.

c) Innere Verteidigungszone

Der Kampf in der inneren Verteidigungszone wird nach denselben Grundsätzen wie in der äusseren Verteidigungszone geführt. Die S-Bahn-HKL (innerer Verteidigungsring) ist zu halten!

d) *Bekämpfung feindlicher Luftlandetruppen*

Die Bekämpfung gelandeter Fallschirm- und Luftlandetruppen muss *schnell und angriffsweise* – auch von kleinsten Einheiten – durchgeführt werden. Es kommt darauf an, die Schwächemomente des Feindes aa) während des Absprunges und bb) während der Landung geschickt auszunutzen.

Der abspringende und landende Feind muss schon in der Luft und noch während des Sammelns gefasst und vernichtet werden. Hierzu sind alle verfügbaren Kräfte *unverzüglich* einzusetzen. *Keine Sekunde* ist zu verlieren!

Sofort antreten mit dem, was da ist! Nicht warten, bis Verbände aufgestellt, eingeteilt und organisiert sind!

Luftlandetruppen kommen immer überraschend; sie wollen Lähmung oder Panik erzielen. Ihre grosse Chance ist ihre Frechheit.

Deshalb: Sich nicht verblüffen lassen! Sofort dagegenschlagen! Jeden luftgelandeten Feind angreifen, wo immer man ihn trifft. Feuer der Artillerie und schweren Waffen schnellstens in den Raum der feindlichen Luftlandung! *Auch unterlegene Kräfte hatten bei schnellem, entschlossenem Handeln immer vollen Erfolg gegen Luftlandetruppen.*

Durch die Abschnitts- und Unterabschnitts-Kommandeure ist enge Verbindung mit den bereits vorhandenen *Flugwachen* des Flugmeldedienstes und den Warnwachen des LS-Warndienstes zu halten. Ausserdem ist bei jedem Gefechtsstand ein ständiger Luftbeobachter einzusetzen.

Es kommt darauf an, dass sämtliche Meldungen über feindliche Luftlandetruppen unverzüglich an die vorgesetzten Dienststellen und an die Nachbarn weitergegeben werden. Jede Meldung über Luftlandetruppen muss enthalten:

Wann?	Uhrzeit
Wer?	Lastensegler oder Fallschirmspringer
Wo?	Standort oder Richtung
Wie?	Weiterfliegend, Kreisend, Landend.

e) *Volkskrieg im Rücken des Feindes*

Von ausschlaggebender Bedeutung ist der Kampf im Rücken des Feindes. Hierzu sind in erster Linie Freiwillige einzusetzen, die von fanatischem Willen und Hass beseelt sind, den deutschen Heimatboden zur Hölle für den Bolschewisten werden zu lassen. Beim Kampf im Rücken des Feindes kommt es darauf an, mit allen Mitteln der Kriegslust und Verschlagenheit dem Feinde jeden nur erdenkbaren Schaden und Verlust zuzufügen. Unter Vermeidung des offenen Kampfes sind vor allem im Schutze der Nacht Überfälle aus dem Hinterhalt auf feindliche Versorgungs- und Nachschubtransporte, auf einzelne Melder und Kfz., Anschläge auf mangelhaft bewachte Lager, Brücken, Eisenbahnen und Gefechtsstände, und Sabotageakte an Nachrichtenverbindungen des Feindes durchzuführen.

Nirgends darf der Feind zur Ruhe kommen!

Als Schlupfwinkel dienen die zahlreichen Wälder in der nahen und weiteren Umgebung der Reichshauptstadt; sie bieten sich förmlich für einen Kleinkrieg im Rücken des Feindes an! Dieser Kampf im Rücken des Feindes ist schwer. Er fordert vom einzelnen Kämpfer, der unter Umständen ganz auf sich allein gestellt ist, mehr Mut, Ausdauer und Entschlusskraft, als wenn er inmitten von Kameraden und unter fester Führung zum Angriff antritt. Wer tief hinter der feindlichen Front, auf einsamen Posten, die Heimat und das Reich durch rücksichtslosen Kampf ohne alle Hemmungen gegen den Feind verteidigt, und ihm Schaden zufügt, wo es nur möglich ist, erfüllt höchste soldatische Pflicht.

10. Aufklärung

Durch die Abschnittskommandeure ist nach Durchgabe des Stichwortes «Clausewitz» unter Ausschöpfung sämtlicher verfügbarer Mittel (Fernsprechaufklärung, Entsendung von Spähtrupps, HJ auf Fahrrädern, V-Männern usw.) *nie abreissende Aufklärung* zu betreiben. Es kommt darauf an, durch ständige Gefechtsaufklärung ein klares Bild über die *Feindbewegungen* zu erhalten und *frühzeitig die Hauptstoss-Richtung*, insbesondere feindlicher Panzer-Verbände, festzustellen. Die *Abschnittskommandeure* haben *Fernsprech-Aufklärung bis in Linie der Panzerwarrringposten* (50km-Grenze von Berlin) durchzuführen. Die Aufklärungsergebnisse sind sofort dem Verteidigungsbe-
reich Berlin zu melden.

Über die Linie der Panzerwarrringposten hinaus erfolgt Fernsprech-Aufklärung durch Verteidigungsbereich Berlin.

Luft-Aufklärung wird durch den Verteidigungsbereich Berlin ange-
setzt.

11. Panzer-Beobachtungs- und Warndienst

A) Mit der Schnelligkeit, Klarheit und Genauigkeit der Panzerwarnmel-
dungen steht und fällt das rechtzeitige Einleiten und der Erfolg der
zu treffenden Massnahmen. Alle zum Panzerwarndienst und zum
Beobachtungsdienst eingeteilten Posten sind eingehend zu belehren
und zu schulen, dass jede Meldung enthalten muss:

Wann? Uhrzeit,

Wer? Anzahl und

Baumuster der Feindpanzer, Wo? *Standort* und

Fahrtrichtung der Feindpanzer

Wie? Mit oder

ohne Begleitinfanterie.

- B) a) Für die Verteidigung von Gross-Berlin ist bis zum Umkreis von etwa 50 km von Berlin durch Vert. B. B. ein *Panzer-Beobachtungs- und Warndienst eingerichtet*, um das Herannahen fdl. Panzer rechtzeitig zu melden und die erforderlichen Massnahmen zur Abwehr und Vernichtung derselben treffen zu können. *Ausserdem dient der Panzer-Beobachtungs- und Warndienst noch der Aufklärung.*
- b) Für den Panzer-Beobachtungsdienst des Vert. B. B. werden die - vorbereiteten Organisationen und Nachrichtenmittel der
- aa) Polizei
 - bb) des Flugmeldedienstes
 - cc) des Luftschutzwarndienstes
 - dd) der Reichsbahn
 - ee) des Fernsprech-, Abfrage- und Meldedienstes des AOK 9 (FAM) ausgenützt.
- c) Die von den in Ziff. b) aufgeführten Organisationen aufgestellten Warnposten geben ihre Meldungen an den *Panzerwarnoffizier* des Vert. B. B., Major Holze. Dieser wertet die eingehenden Meldungen sofort aus und gibt sie mit meiner Genehmigung an:
- aa) Vert. B. Bin.
 - bb) Abschn. Kdre. A-H, Z
 - cc) Unterabschn. Kdre.
 - dd) Gauleitung Bin.
 - ee) Gauleitung Mark Brdbg.
 - ff) Polizeipräsidium Bin.
- d) Die Durchgabe der Warnmeldungen erfolgt:
- aa) auf dem Drahtwege über das Luftschutzwarnkommando
 - bb) auf dem Funkwege durch Ausstrahlung des Senders «Horizont» d. 1. Jgd.-Div.
 - cc) durch Fkspr. d. Fkst. d. Vert. B. B. (nur an Abschn.-Kdre.)

- e) Die Durchsage der Panzerwarnmeldung auf dem *Luftschutz-Warnnetz* erfolgt in gleicher Weise wie die Durchsage der Luftwarnmeldungen. Den Abschn.- und Unterabschnitts-Kommandeuren werden in der Nähe ihrer Gefechtsstände bzw. Dienststellen gelegene Luftschutzwarnapparate, an denen die Warnmeldungen aufzunehmen sind, in Kürze mitgeteilt. Vom Stichwort «Clausewitz» an sind durch besonders eingeteilte Schreiber (möglichst Stenografen) die Meldungen aufzunehmen und sofort an die Kdre. weiterzugeben.
- f) Die Ausstrahlung durch den Sender «*Horizont*» (Funksprech-Sendungen) erfolgt auf Welle 265 kHz = 1132,11 m. Um die Aufnahme dieser Rundstrahlungen auch bei Ausfall der Stromversorgung Gross-Berlins zu gewährleisten, werden den Abschn.-Kommandeuren für ihren Bereich eine entsprechende Anzahl von Batterie-Empfängern zugewiesen. Schreiber (wie Ziff. e) einteilen.
- g) Die Durchgabe der Panzerwarnmeldungen *durch die Funkstelle des Vert. B. B. im Funktastverkehr* an die Abschn.-Kdre. erfolgt durch Sammelanruf innerhalb der zugehörigen Funkkreise. Einzelheiten hierzu werden gesondert befohlen.
- h) Die Durchgabe der Panzerwarnmeldungen auf dem Draht- wie auf dem Funkwege geschieht *durch Übermittlung von Signalen* gern. Anlage des Merkblattes für den Panzer-Beobachtungs- und Warndienst (Merkbl. 77/5). Die erforderlichen Funk- bzw. Sprechtafeln werden vom Nachrichtenfürer des Vert. B. Bin. ausgegeben.
- C) a) Ausser dem durch Vert. B. B. eingerichteten Panzer-Warn- und Beobachtungsdienst sind durch die Abschn.-Kdre. nach eigenem Ermessen in und vorwärts der äusseren Sperrzone Panzerwarnring-Posten aufzustellen. Die Meldungen dieser Posten sind auf dem schnellsten Wege über eingerichtete Meldeköpfe (bei fehlenden Nachr.-Mitteln durch Radfahrstaffetten usw.) dem Vert. B. B. und den Nachbarabschnitten zuzuleiten.

- b) *Sämtliche B.-Stellen* der Artl., Flak-Artl., Schw. Inf.-Waffen sind zugleich *Panzer-Beobachtungs- und Warnstellen*. Ausbildung im Panzer-Erkennungsdienst und in Ausrüstung mit Leuchtzeichen und Flaggen ist sicherzustellen.
- c) In Übereinstimmung mit AOK. 9 ist folgendes Leuchtzeichen festgelegt:
 «Panzerwarnung» = Rauchbündelpatrone violett
 4 Rauchkörper, in 80 m Höhe ausgestossen, fallen herab, violette Rauchstriche nach sich ziehend.

C. Waffengattungen

12. Artillerie und Flakartillerie

A) Der Artillerie-Kampf wird vorwiegend von der 1. Flakdivision geführt, die für den Erdkampf dem Kdt. Vert. B. B. unterstellt ist. Die Einsatzfähigkeit der Flakartillerie für die Luftverteidigung muss so lange wie möglich erhalten bleiben.

B) Gliederung

- a) *1. Flakdivision*: Kdr.: Generalmajor Sydow Gefechtsstand: Zoo, Tiergartenufer, L-Turm, Tel.: 318361
Flakgruppe Nord: Abschnitte E, F, G, H, Z (Rgt. 126)
 Kdr.: Oberstlt. Nicolai
 Gefechtsstand: Humboldthain, L-Turm
 Tel.: 442300
Flakgruppe Süd: Abschnitte A, B, C, D (Rgt. 23)
 Kdr.: Oberstlt. Smolenski
 Gefechtsstand: Lankwitz, Emmichblock (Flak-Kaserne)
 Tel.: 741592
Scheinwerfer-Rgt. 82: Kdr.: Oberst Hasenfuss Gefechtsstand: Reinnickendorf, Kaserne Div. Herm. Göring, Block 49.

- b) Für den Erdeinsatz der Flakartillerie ist für jeden Abschnitt ein Abschnitts-Flakführer ernannt worden.

Aufgabe:

- aa) Einsatz- und ausbildungsmässige Vorbereitungen für den erd-
artilleristischen Kampf der Batterien und den FKT.-Einsatz,
bb) Führung der im Abschnitt eingesetzten Flakkräfte im Erd-
kampf.

Es werden auf Zusammenarbeit angewiesen:

Abschnitts-Kommandeur A mit Abschnitts-Flakführer A:

Hptm. Jesumann

Gefechtsstand: Finanzamt Lichtenberg, Normannstr.,

Tel.: zunächst über Flakgruppe Süd.

Abschnitts-Kommandeur B mit Abschnitts-Flakführer B:

Hptm. Brettschneider

Gefechtsstand: Karlshorst, Fest.-Pi.-Kaserne,

Tel.: 502784,050760

Abschnitts-Kommandeur C mit Abschnitts-Flakführer C:

Hptm. Nolte:

Gefechtsstand: Neukölln, Richardplatz 20,

Tel.: 62 7522

Abschnitts-Kommandeur D mit Abschnitts-Flakführer D:

Major Weber

Gefechtsstand: Tempelhof, Flugh.-Verw.-Gebäude,

Tel.: 63 0015, App. 1305

Abschnitts-Kommandeur E mit Abschnitts-Flakführer E:

Hptm. Gorgass

Gefechtsstand: Zehlendorf West,

Hotel Nestler, Argentinische Allee,

Tel.: 8505 70

Abschnitts-Kommandeur F mit Abschnitts-Flakführer F:

Hptm. Kothe

Gefechtsstand: Reichssportfeld Schwimmstadion,

Tel.: 992341

Abschnitts-Kommandeur G mit Abschnitts-Flakführer G:

Hptm. Brosowski

Gefechtsstand: Humboldthain, L-Turm, Tel.: 442300

Abschnitts-Kommandeur H mit Abschnitts-Flakführer H:

Hptm. v. Chelius

Gefechtsstand: Pankow, Grunowstr., Gesundheitsamt, Tel.: 483636

Abschnitts-Kommandeur Z mit Abschnitts-Flakführer Z: Obstlt. Hoffmann

Gefechtsstand: Friedrichshain, L-Turm.

c) *Hinweis auf Einsatzrichtlinien:*

Die Abschn.-Kdre. werden auf folgende Verfügungen hingewiesen:

aa) Verfügung OKL-Lw.-Führungsstab, Nr. 4250/45 geh.

vom 6.2.45 (gleichlautend: Verfg. OKH/Gen. St. d. H., Nr. 400/45 geh. vom 6.2.45):

«*Richtlinien für den Einsatz der Flakartillerie im Operationsgebiet*»

bb) Luftwaffen-Merkblatt 250:

«*Einsatz und Kampfführung von Flak-Kampftrupps*», (Ausgabe Juli 1944), insbesondere auf Ziff. 10 u. 92.

d) *Die schw. Turmflak-Abt. 123 (Flakuntergr. Friedrichshain):* Kdr.: Obstlt. Hoffmann, Gefechtsstand: Friedrichshain, L-Turm,

Tel. 520246) bleibt zur Bildung von Feuer-Schwerpunkten als Korps-Art. zur Verfügung Vert. B. B.

e) *Heeresbatterien:*

Die im Bereich der Abschnitte eingesetzten Heeresbatterien werden zunächst taktisch den Abschn.-Kdren. unterstellt.

C) *Auftrag*

a) Die Artillerie (Flak und Heeres-Battr.) ohne die zunächst in erster Linie zu Luftverteidigungsaufgaben in der äusseren Sperrzone verbleibenden Flak-Batterien einschl. Flak-Kampftrupps ist in der HKL und in der Tiefe des Hauptkampffeldes so in Stellung zu bringen, dass sie

- aa) den Kampf in der äusseren Sperrzone auf weiteste Entfernung unterstützen,
- bb) in beobachtetem Feuer erkannte feindl. Bereitstellungen, Pz.-Ansammlungen und Angriffe zerschlagen und erkannte feindl. Batterien niederkämpfen,
- cc) feindl. Panzer in direktem Beschuss vernichten kann (Entfernungstafeln, Geländeskizzen anfertigen, Panzergranaten bereitlegen).

Störungs- und Flakfeuer ist für die Flakart. verboten und darf mit Rücksicht auf die Bohr- und Munitionslage nur in den *dringendsten Ausnahmefällen* mit Genehmigung des zuständigen Abschnitts-Flakführers geschossen werden. Für den erdartilleristischen Feuerkampf der Flakbattr. gilt die L. Dv. 400/19, IV als bindende Unterlage.

- b) *Stellungswechsel* der zunächst in der äusseren Sperrzone in erster Linie für Luftverteidigungsaufgaben verbleibenden Flakbattr. ist so vorzubereiten (Kreuzlafettierung), dass er auf Befehl des Kdt. des Vert. B. B. der 1. Flakdivision oder des zuständigen Abschnitts in vorbereitete Stellungen in der äusseren bzw. inneren Verteidigungszone in kürzester Zeit gewährleistet ist. Zwingt die Entwicklung der Lage zum Stellungswechsel dieser Batterien in die HKL, so haben die *Abschn.- und Flak-Kdre. Alle Möglichkeiten der Kfz.-Gestellung auszunutzen, um den Batterien die Rückführung zu ermöglichen. Kein Flakgeschütz einschl. Munition darf dem Feind auf Grund von Kfz.-Mangel in die Hand fallen!*
- c) Durch Artl.-Kdr. sind in enger Verbindung mit der 1. Flakdivision entsprechende *Feuerpläne* aufzustellen, V. B. mit Nachrichtenmitteln einzusetzen, Nachbarhilfe sicherzustellen und eine Artl.-Schutzstellung in enger Zusammenarbeit mit den Abschn. Kdren. festzulegen.
- d) *Fehlendes Nachrichtengerät* ist unter Ausnutzung der bestehenden Nachrichtenverbindungen (Flak-Art., Scheinwerfernetz, Postleitung und sonstiger Behelfe) zu ersetzen.

D) *Scheinwerfereinsatz*

Der Einsatz des Scheinw.-Rgt. 82 wird wie folgt geregelt:

a) Nähert sich der Feind dem Vert. B. B., werden die Maiden [Flakhelferinnen] der ausserhalb der HKL eingesetzten Batterien in den feindbedrohten Abschnitten nach vorbereitetem und schon jetzt bekanntzugebendem Plan durch 1. Flakdivision (Scheinw.-Rgt. 82) auf Sonder-Stichworte *hinter die HKL* zurückgeführt. Sie werden wie folgt verwendet: aa) Zur Stärkung des Personals der hinter der HKL eingesetzten Batterien nach Weisung 1. Flakdivision (Scheinw.-Rgt. 82).

bb) Zur Verfügung der Absch. Kdre. für Betreuungsaufgaben, Verwundetenfürsorge, Notstandshilfe, Versorgungsaufgaben, Nachrichtendienst usw.

Die Bezirksführerin der Arbeitsmädchen ernannt für jeden Abschnitt eine Verbindungsführerin, die dem Abschn.-Kdr. für allen Fragen des Einsatzes der Maiden, insbesondere auch bezüglich deren Betreuung und Unterbringung zur Verfügung steht. Die Maiden sind mit Beginn der Zuführung an die Abschn.-Kdre. aus dem Dienstverhältnis der Luftwaffe entlassen und werden dem Vert. B. B. einsatzmässig unterstellt. An der disziplinarischen und führungsmässigen Unterstellung unter RAD ändert sich nichts. Die Abschn. sind für die Versorgung, Besoldung und Unterkunft der ihnen zugeteilten Maiden verantwortlich. Bekleidung stellt weiterhin der RAD.

b) Das *militärische Personal* der *ausserhalb* der HKL eingesetzten Scheinw.-Battr. wird mit Teilen nach vorbereitetem und jetzt schon bekanntzugebendem Plan durch 1. Flakdiv. (Scheinw.-Rgt. 82) auf Sonderstichwort zur Besetzung solcher Scheinwerfer zusammengezogen, die in der Sperrzone *in Anlehnung an dort befindliche Stützpunkte bzw. Flakbattr.* im Einsatz verbleiben. Sie sind von den Absch.-Kdm. zusammen mit den Scheinw.-Kdm. (s. d.) im einzelnen festzulegen. Die stillgelegten Scheinwerfer werden durch 1. Flak-Division (Scheinw.-Rgt. 82) zerstört.

- c) Die in und vor der HKL für den Erdkampf zur Verfügung stehenden Scheinwerfer (150 cm) sind so einzubauen, dass die direkte Beleuchtung des Vorfeldes und die indirekte Beleuchtung des Vorfeldes durch Erhellung des nächtlichen Himmels im Vordergrund steht. Der Einbau ist beschleunigt durchzuführen.
- d) 1. Flakdiv. (Scheinw.-Rgt. 82) bestimmt für jeden Abschnitt einen älteren Offz. aus den im Abschn. eingesetzten Kräften, der für den Abschn. die Aufgaben eines *Scheinw.-Kdrs.* übernimmt. Mit ihm hat der Abschnitt alle Fragen des Scheinw.-Einsatzes zu regeln. Kdr. Scheinw. Rgt. 82 ist Scheinw.-Kdr. für den Vert. B. B. und Verbindgs.-Offz. der 1. Flakdiv. zum Vert. B. B. in allen Fragen des Scheinw.-Einsatzes.

13. *Panzerbekämpfung*

- a) Feindliche Panzerangriffe sind *geländemässig* in erster Linie im Ostteil des Vert. B. B. zu erwarten. Dies bedingt schwerpunktmässigen Einsatz der panzerbrechenden Waffen in den Abschnitten II, A, B, C und D.

- b) *Einsatz panzerbrechender Waffen*

Einsatz der Flak-Kampftrupps, Pak, Festungspak und Schadpanzer hat in der HKL, und vor allem in der Tiefe der HKL, so zu erfolgen, dass unter grösstmöglicher Ausnutzung der Wirkungsmöglichkeiten und gegenseitiger Ergänzung und Flankierung aller panzerbrechenden Waffen feindl. Panzerdurchbrüche in das Zentrum der Reichshauptstadt verhindert werden. Darüber hinaus sind die übrigen Flak- und Heeres-Batterien zur Verdichtung des Panzerabwehrplanes so in Stellung zu bringen, dass sie durchgebrochene Panzer im direkten Schuss vernichten können. Die Stellungen der Flak-Kampftrupps, der Festungspak, eingebauter Panzer sowie Flak- und Artilleriestellung sind stützpunktartig zur Rundumverteidigung auszubauen.

c) *Unterstellung*

Festungspak und ortsfeste Panzer werden nach erfolgtem Einbau taktisch dem *zuständigen Abschnittskommandeur* unterstellt. Festungspakstäbe und Kompanien sind durch die Abschnitte wirtschaftlich zu versorgen.

Flakkampftrupps werden mit dem Stichwort «Clausewitz» den Abschnitten *taktisch* unterstellt.

d) *Panzernahbekämpfung*

Hauptträger der Panzerbekämpfung ist der Panzernahkämpfer: ihn *zeichnen Draufgängertum, Kaltblütigkeit, Mut und der unbeugsame Wille zur Panzervernichtung aus.*

Daher:

*Die Panzerfaust gehört
in erster Linie in die
Hände von Freiwilligen!*

Diese werden in Panzernahkampftrupps zusammengefasst und sind in unübersichtlichem Laubengelände und im bebauten Stadtgebiet unter Ausnutzung der vorzüglichen Tarnmöglichkeiten in Häuserruinen, Kellern, auf Dächern, hinter Hecken und Mauern, an, vor und rückwärts von Panzersperren und Hindernissen einzusetzen und in Einklang mit den schweren panzerbrechenden Waffen zu bringen. Hierbei ist besonders darauf zu achten, dass nach den Erfahrungen der letzten Zeit russische Panzer nach Möglichkeit Sperren im Gelände umgehen, um sie dann von rückwärts zu erledigen.

e) *Bewegliche Panzerabwehrreserve*

Sollte es dem Feinde trotz der vielen Panzersperren und Hindernisse und der eingesetzten Panzernahkampftrupps und schweren panzerbrechenden Waffen gelingen, feindliche Panzereinbrüche in die HKL zu erzielen, so sind die Feindpanzer durch bewegliche Panzerabwehrreserven der Abschnitte anzugreifen und zu vernichten. Hierzu sind vor jedem Abschnitt beschleunigt *Panzerjagdkommandos* (je Abschnitt mindestens 8 in Stärke von 1:6) auf-

zustellen und behelfsmässig beweglich (Fahrrad, Krad, Lieferwagen usw.) zu machen.

f) *Ausbildung*

Durch ständige Ausbildung aller Dienstgrade mit der Panzerfaust und im Panzererkennungsdienst ist jeder Soldat und Volksturmman zu einem vollwertigen Panzernahkämpfer auszubilden.

g) *Panzerabwehrplan*

Durch Stopak Verteidigungsbereich Berlin ist in enger Zusammenarbeit mit 1. Flak-Division, Arko und den Abschnittskommandeuren der Panzerabwehrplan aufzustellen.

14. *Verteidigung, Besetzung und Schliessung von Sperren*

a) *Sicherung und Verteidigung von Brücken und Sperren:*

a) *Die wirksame Sicherung der Übergänge über Flussabschnitte ist die wichtigste und vordringlichste Panzerabwehrmassnahme. Alle Nebenbrücken, deren Offenhaltung aus taktischen Gründen nicht unbedingt erforderlich ist und zu deren Verteidigung nicht genügend Kräfte zur Verfügung stehen, sind rücksichtslos panzersicher zu sperren oder zu sprengen. Entscheidung trifft Vert. B. B.*

Panzerbekämpfung und Sicherung durch Brückenbesetzung. Falsch ist eine Verteidigung, die sich nach bisherigen Grundsätzen darauf beschränkt, die Brücke in einem breit gespannten Brückenkopf zu verteidigen und die Panzersicherung der Brücke selbst nur einigen wenigen Brückenposten ohne Panzerhindernisse und ohne vorbereitete Deckungsmöglichkeit anzuvertrauen. Richtig ist die Einteilung starker Brückenkopfbesetzungen, die keine andere Aufgabe als die unmittelbare Verteidigung der Brückeneingänge haben. Darüber hinaus Brückenkopfstellungen weit vorschieben, wenn Feindufer überhöht oder deckungslos ist, die Brücke von weit her eingesehen werden kann und genügend Kräfte zur Verfügung stehen. Panzersperren und Barrikaden sind vor den Brücken so zu bauen, dass ein überraschendes Auffahren von Panzern und

der unmittelbare Panzerbeschuss auf die Brücke verhindert werden. Für Brückenkopfbesetzungen und Sprengkommandos sind schussichere Deckungen mit gedeckter Annäherungsmöglichkeit bzw. Blenden zu schaffen.

- b) Stellungen für Panzerfäuste, MG usw. gehören nicht nur an die Sperre, sondern auch *vor die Sperre*. Die feindl. Panzer werden dort bekämpft, wo sie vermutlich stehenbleiben, um die Sperre zu beschiessen (d.h. sobald die Sperre ins Blickfeld kommt).
- b) *Besetzung von Sperren*
 - a) Für jede Sperre ist eine *Sperrbesatzung*, bestehend aus aa) einem ständigen *Sicherungstrupp*, bb) einem ständigen *Sperrtrupp* einzuteilen unter einem verantwortlichen Führer – dem *Sperrführer* –, welchen der Abschn.-Kdr. bestimmt. Die Sperrbesatzung ist in unmittelbarer Nähe der Sperre auf der dem Feind abgewandten Seite unterzubringen. Schnelle Alarmierung durch Posten und Panzerwarnposten ist sicherzustellen. Austausch und Wechsel der Sperrbesatzung hat zu unterbleiben.
 - b) *An taktisch wichtigen Stellen* sind für Durchlässe und Brücken *Offiziere* einzuteilen, die für ständige Bereitstellung aller für die Sperrung notwendigen Kräfte und Mittel und für die Durchführung der Schliessung verantwortlich sind.
 - c) *Die Stärke der Sicherungstrupps* ist von der taktischen Wichtigkeit der Sperre und dem Gelände abhängig. *Die Stärke der Sperrtrupps (bei Brückensprengung ausserdem Zündtrupps)* ist unterschiedlich und richtet sich nach dem Umfang der zu leistenden Arbeit (im allgemeinen 8 Mann und mehr).
 - d) *Aufgaben:*
 - aa) Die *Sicherungstrupps* verteidigen die Sperre und stellen Tag und Nacht vorgeschobene Panzerwarnposten und Spähtrupps. Sie übernehmen gleichzeitig den Feuerschutz für den Sperrtrupp während des Schliessens der Sperre und für den Zündtrupp beim Anbringen der Zündung. Ein Zurückgehen

erfolgt nur auf Befehl des örtlichen taktischen Führers.

- bb) Die *Sperrtrupps* sind für das Schliessen der Sperren verantwortlich und gliedern sich nach Durchführung ihrer Aufgabe in die Verteidigung ein oder schliessen weiter rückwärts liegende Sperren gemäss Befehl des Sperrführers.
- cc) Die Zündtrupps überprüfen die eingebauten Ladungen und bereitliegenden Zündungen auf dauernde Brauchbarkeit (Schutz gegen Witterungseinflüsse). Nur auf Befehl des Sperrführers sind die Zündleitungen in die Sprengladung einzuführen (Zündfertigmachen der Sperre).
- e) Der Sperrführer und der Führer des Sperrtrupps (bei Zündtrupps auch dessen Führer) müssen einen schriftlichen Befehl des Abschn.-Kdrs. mit genauen Angaben besitzen (Muster s. Anlage 8). Durchschlag des Auftrags an Vert. B. B.! Ausserdem wird auf «Brückenmerkblatt» und «Kampfanweisung für den Brückenkommandanten» v. Höh. Ld. Bau-Pi. Fü. 1 verwiesen.
- f) *In der Zeit ohne Feindberührung verbessern Sicherungs- und Sperrtrupps laufend ihre Stellungen und Sperren. (Stützpunktartiger Ausbau, Kampf- und Annäherungsgräben, Ausbau von Kellern und Stockwerken, Tarnung, Geländekenntnis usw.) Die Ausbildung ist zu vertiefen, besonders bei wenig ausgebildeten Volkssturmmännern!*
- c) *Schliessen von Sperren, Sprengen von Strassen- und Eisenbahnbrücken. Schnelles und wirksames Schliessen von offen gehaltenen Durchlässen ist am besten mittels Minen und Minenschnellsperren möglich. Wirksames Schliessen mit Behelfsmitteln erfordert Zeit; diese ist von den taktischen Führern in Rechnung zu stellen. Durch Anlegen von Vorsperren und Scheinsperren wird der Gegner getäuscht, sein Vorgehen gehemmt und die erforderliche Zeit gewonnen, um die Hauptsperre unter allen Umständen zu schliessen. Das schnelle Schliessen der Sperren ist nur bei eingeübten Trupps gewährleistet. Alarmmässiges Üben von Verteidigung und Schliessen der Sperren ist durchzuführen.*

Dabei ist festzustellen:

- aa) Übermittlung von Befehlen und Meldungen,
 - bb) Durchgabe der örtlichen Panzerwarnung,
 - cc) Zeit und Kräftebedarf zum Schliessen und zur Verteidigung der Sperre,
 - dd) Technisch und taktisch richtige Durchführung.
- d) *Schliessen von Sperren*
Den Befehl zum Schliessen der offen gehaltenen Durchlässe erteilt der im Abschnitt zuständige taktische Führer.
- e) *Sprengen von Strassenbrücken*
 - aa) Wichtige Brücken dürfen nicht frühzeitig zerstört werden. Sie sind durch Anlegen von Sperren vor und auf der Brücke zusätzlich zu sichern.
 - bb) Der Sperrführer befiehlt das Einführen der Zündleitungen in die Sprengladung (Zündfertigmachen), wenn Feindlage es erfordert.
 - cc) *Den Befehl zur Sprengung erteilt der im Abschnitt zuständige taktische Führer oder Sperrführer (bei Brücken ist der Sperrführer zugleich Brückenkommandant) dann, wenn ein Übergehen des Feindes über den Fluss durch Kampf nicht mehr zu verhindern ist. Eine Annäherung einzelner Feindpanzer und Schützen rechtfertigen die Sprengung noch nicht, bevor nicht alle Mittel zur Vernichtung angewendet oder erschöpft sind. Jedoch Grundsatz: Kein Panzer darf über die Brücke!*
 - dd) Ebenso (wie Ziff. cc) handelt der Zündtruppführer, wenn ein vorgeschätzter Führer nicht zu erreichen ist.
- f) *Sprengen von Eisenbahnbrücken*
 - aa) Bei Eisenbahnbrücken ist zu unterscheiden zwischen *Unterbrechung und Zerstörung*. Unter Unterbrechung ist die *Beseitigung oder Sprengung des Eisenbahnoberbaues* zu verstehen (Schwellen, Schienen, Belag, auch horizontale Diagonalbänder usw.) auf Mindestlänge von 10-15 m, so dass die Brücke für Panzer unpassierbar wird.

- bb) *Den Befehl zur Unterbrechung erteilen*
 der für den Abschnitt zuständige
 taktische Führer
 oder Sperrführer
 oder der Zündtruppführer
- Voraussetzung
 wie Ziff. C/
 b/cc und b/dd
- cc) *Den Befehl zur Zerstörung oder Freigabe zur Zerstörung erteilt*
 Vert. B. B.

15. *Luftwaffe*

- a) *Der Einsatz der Luftwaffe* zur Unterstützung des Verteidigungskampfes der Reichshauptstadt wird im engen Zusammenwirken mit dem Vert. B. B. erfolgen.
- b) *Die Aufgaben der Luftwaffe* gliedern sich in:
- aa) Luftaufklärung,
 bb) Unterstützung auf dem Gefechtsfeld,
 cc) Luftverteidigung, dd) Luftversorgung.
- c) *Die Kenntlichmachung der vorderen Linie* erfolgt durch Hakenkreuzfahnen und ist durch die Abschnitte vorzubereiten.
- d) *Die aktive Luftverteidigung* der Reichshauptstadt wird von den der 1. Flak-Div. unterstellten Kräften durchgeführt. Darüber hinaus haben sich *sämtliche Truppen an der Abwehr feindl. Tiefflieger-Angriffe durch den Einsatz aller Gewehre und Maschinengewehre zu beteiligen.*
- e) Über Einsatz und Aufgabe der L. W. erfolgt Sonderbefehl.

16. *Reserven*

- a) *Zu meiner Verfügung halten sich bereit:*
- Wach-Btl. Gr. D. Bin. NW. 40, Rathenowerstr. 10.
 Tel.: 3565 71 App. 339
- Pz. Späh-Komp. «Kalck» Härtelager der
 1. Kp./Pz. A. E. u. A. A. 4
 Kienwerder bei Schlieffenkaserne
 Tel.: 843601 App. 142

Pz.-Vern. Abt. 1	Karlshorst, Fest, -Pi.-Schule, Zwieselstr., Tel.: 501409
Vblkssturm-Btl. Roland II	Bln.-Reinickendorf, Herm. Göringkaserne Tel.: 492061 App. 342
Volkssturm-Btl. 3/619	Bln.-Frohnau, Henningsdorferstr. W. B. J.-Lager, Steinbaracken, Tel.: 47 5341
II. SS-Pol. Btl.	Berlin SW.29, Blücherstr.48 Tel.: 6654 31 App. 8
Pol. Ldschtz. Btl. III	Bln.-Spandau, Moritzstr. 10 Tel.: 374341
Pz.-Kraftwagen- d. Polizei	Bln.-N. 4, Chausseestr.95/97 Maikäferkaserne Tel.: 416201 App. 295

b) Die *Führer der Korpsreserven* haben enge Verbindung mit den *Abschn.-Kommandeuren* zu halten und Anmarschwege in alle Abschnitte sowie Bereitstellungsräume in den Abschnitten zu erkunden.

D. Sonstiges

17. *Kriegsgefangene und ausländische Arbeiter*

a) *Kriegsgefangene*

Die Räumung der *Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos* und *Kriegsgefangenen-Unterkünfte*, die in den Sperr- und Verteidigungszonen liegen und unter Umständen eine Gefahr für die kämpfende Truppe werden können, ist planmässig vorbereitet. Der Befehl zur Räumung erfolgt durch den Kommandeur der Kriegsgefangenen im Wehrkreis III (App. 382) oder, wenn unmittelbare Gefahr im Verzüge ist, durch die betreffenden Abschn.-Kdre. Den Bewachungsmannschaften sind die Ausweichunterkünfte bekannt. Verzeichnisse befinden sich ausserdem bei den Abschnitten. Ferner ist beabsichtigt, alle nicht unbedingt notwendigen Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos aus Berlin in einen Raum

westlich der Stadt hinauszuführen, so dass in der Stadt dann lediglich die für Ernährung, Rüstung und Verkehr unbedingt erforderlichen Kriegsgefangenen-Arbeitskräfte verbleiben. Die Wachmannschaften haben schärfste Anweisung, *bei Widersetzlichkeit der Kriegsgefangenen sofort von der Waffe Gebrauch zu machen, um jede Meuterei im Keime zu ersticken*. Hierbei ist *jeder Soldat und jeder Volkssturmmann verpflichtet, die im Kriegsgefangenen-Wesen eingesetzten Wachmannschaften tatkräftig und energisch zu unterstützen*.

b) *Ausländische Arbeiter*

Die Räumung der Lager *ausländischer Arbeiter*, die unter Umständen eine Gefahr für die kämpfende Truppe werden können, ist vorbereitet und erfolgt – soweit nicht Anordnungen des Notprogrammes der Industrie entgegenstehen – durch die Staats-Polizei-Leitstelle Berlin im Einvernehmen mit den zuständigen Abschn.-Kommandeuren.

18. *Standgerichte*

a) *Fliegende Standgerichte (Gerichtsherr: Der K. General)*.

Zur sofortigen Aburteilung von Straftaten, die die Todesstrafe erheischen, dienen *fliegende Standgerichte*, die mir unmittelbar unterstehen. Diese Urteile können nur auf Todesstrafe oder Freispruch lauten. Erscheint die Todesstrafe nicht gerechtfertigt oder sind noch Ermittlungen erforderlich, so wird die Strafsache dem ordentlichen Kriegsgericht überwiesen.

b) *Standgerichte gem. § 13a der Kriegsstrafoverfahrensordnung (Gerichtsherr der «nächsterreichbare» Rgts.-Kdr.)*.

Der nächsterreichbare Rgts.-Kdr. oder ein mit gleicher Disziplinar-Strafgewalt versehener Befehlshaber (z.B. ein Unterabschnittskdr.) kann Standgerichte bilden, *wenn die Aburteilung einer Straftat aus zwingenden militärischen Gründen keinen Aufschub duldet*.

Wann diese Vorbedingung erfüllt ist, ist Ermessensfrage (in kritischen Gefechtsmomenten weitherzige Auslegung). Gedacht ist insbesondere an Fälle schwerer Gehorsamsverweigerung, Feig-

heit und Plünderung vor dem Feind. Als Verhandlungsleiter eines solchen Standgerichtes ist ein Offizier mit der «Befähigung zum Richteramt» zu bestimmen. Nur wenn ein solcher fehlt und dringende Aburteilung erforderlich ist, soll ein anderer Offz. die Verhandlung führen. Beisitzer sind in jedem Fall ein Offz. und ein Soldat in der Rangklasse des Angeklagten.

c) *Standgerichte für Zivilpersonen*

Eine dritte Art von Standgerichten sind die gemäss der Verordnung des Reichsjustizministers vom 15.12.44 in feindbedrohten Reichsverteidigungsbezirken für *Zivilpersonen* zu bildenden *Standgerichte*, die der Aburteilung von Straftaten dienen, durch die die Kampfkraft oder Kampffestschlossenheit gefährdet wird. Dies gilt insbesondere für Zuwidersetzungen aus Feigheit oder Eigennutz. Das Standgericht besteht aus einem Vorsitzenden mit der Befähigung zum Richteramt, einem polit. Leiter und einem Offizier.

19. *Erfassung von Urlaubern, Dienstreisenden und Versprengten*

A) *Urlauber und Dienstreisende*

Die anfallenden Urlauber und Dienstreisenden werden auf das Stichwort «Blücher» (s. Anlage) nach den von der Wehrmachtkdtr. Bin. gegebenen Richtlinie erfasst und stehen Vert. B. B. zum Einsatz zur Verfügung. Über Aufstellungsort zum Zwecke der Formierung und Bewaffnung folgt je nach Lage Befehl.

Wehrmachtkmdr. Bin. meldet dann *täglich 12.00 Uhr das Aufkommen an Urlaubern und Dienstreisenden.*

B) *Versprengte*

a) Sämtliche anfallenden Versprengten der Wehrmacht, der Polizei, des Volkssturms, des R. A. D., der O. T. usw. sind *durch die Abschnitte in Auffangstellen zu erfassen* und stehen ihnen zum Einsatz zur Verfügung.

b) Die Auffangstellen sind in Anlehnung an bestehende Truppenunterkünfte einzurichten, von denen *Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung* ausgegeben werden kann.

- c) *Bei allen Versprengten liegt der Verdacht auf Fahnenflucht nahe. Sie sind deshalb hart anzufassen, bei schwerwiegenden Verdachtsgründen dem Standgericht zu übergeben.*
- d) *General des Wehrmachtstreifendienstes im Wehrkreis III richtet mit Durchgabe des Stichwortes «Clausewitz» einen verstärkten Streifen-Sperr-Ring gern. Sonderbefehl ein und führt die Versprengten der nächstgelegenen Auffangstelle gern. Ani. 1 zu.*
- e) *Die Abschnittskommandeure melden an Vert. B. B. die Anzahl der täglich anfallenden Versprengten mit der Tagesmeldung bis 20 Uhr.*

20. Verkehrsregelung

- a) Für den Vert. B. B. sind festgelegt:
 - aa) *Hauptdurchgangsstrassen, bb) Verbindungsstrassen.*
- b) *Die Verkehrsregelung, Beschilderung sowie Freihaltung der Hauptdurchgangsstrassen und Verbindungsstrassen erfolgt durch das Kommando der Schutzpolizei.*

Verzeichnis der Durchgangs- und Verbindungsstrassen s. Ani. 4.¹⁰

- c) *Durchgangsstrassen sind so offen zu halten, dass auch im Durchlass der Sperre ein 2-seitiger Verkehr gewährleistet ist. Die Breite des 2-seitigen Durchlasses beträgt mindestens 6 m.*
- d) *Verbindungsstrassen, die mit V bezeichnet werden, sind 1-bahnig offen zu halten, wobei die Breite des Durchlasses mindestens 4,20 m beträgt.*
- e) *Für Hauptdurchgangsstrassen und Verbindungsstrassen besteht Parkverbot, sowie Sperre für Flüchtlingstrecks.*
- f) *Festlegung von Einbahnstrassen und örtlich erforderlichen Umleitungen, insbesondere für Schwerlasten, führen die zuständigen Pol.-Reviere behelfsmässig durch.*
- g) *Jeder Führer ist verpflichtet, bei Verkehrsstockungen und Verkehrsverstopfungen verantwortlich von sich aus einzugreifen und grössere Verkehrsstörungen sofort an die zuständigen Verkehrs-Offiziere der Schutzpolizei zu melden.*

Als Verkehrs-Offiziere der Schutzpolizei Berlin sind eingesetzt und werden wie folgt auf Zusammenarbeit mit den Abschnitten angewiesen:
Abschnitt Au.B

Mit Gruppe Ost: Rev. Oblt. d. Sch. P. Schmidt
SO 36, Wrangelstrasse 97/99
Tel.: 68 90 61 u. 59 0742

Abschnitt Cu.D

mit Gruppe Süd: Bev. Oblt. d. Sch. P. König
SW 29, Blücherstr. 48
Tel: 66 54 31 u. 6116 21

Abschnitt Eu. F

mit Gruppe West: Rev. Oblt. d. Sch. P. Gremml Charlottenburg,
Bundesallee 6
Fernruf: 30 02 41 u. 93 66 16

Abschnitt Gu.H

mit Gruppe Nord: Rev. Oblt. d. Sch. P. Schmidt
N 4, Chausseestr. 95/97
Tel.: 41 62 01 u. 1152 36

Abschnitt Z

mit Gruppe Mitte: Rev. Oblt. d. Sch. P. Roehner
C 2, Kl. Alexanderstr.21/24
Tel.: 42 41 95 u. 41 40 96

- h) Ausser den festgelegten Hauptdurchgangsstrassen und Verbindungsstrassen haben die *Abschn.-Kdre. die für die Kampfführung benötigten Strassen selbst freizuhalten*, sie vorsorglich gegen Feindsicht zu *maskieren* (Blenden aufstellen!) und besonders *gefährdete Räume* zu bezeichnen (Achtung! Feindeinsicht!).
- i) Jeder Fussgänger, Radfahrer und Kfz.-Fahrer hat durch eiserne *Verkehrsdziplin* und strikte Befolgung der angeordneten Verkehrsbestimmungen mit dazu beizutragen, dass die Führung schnell und reibungslos Reserven verschieben und die erforderlichen Versorgungs- und Nachschubtransporte durchführen kann.

21. Alarmübungen

Jeder Abschnittskommandeur hat sich durch laufende *Alarm- und Besetzungsübungen* von der Einsatzbereitschaft der unterstellten Truppenteile zu überzeugen. Darüber hinaus sind auch die im Falle «Clausewitz» zum Einsatz kommenden Alarmeinheiten zu Alarm- und Besetzungsübungen heranzuziehen.

Ich verlange, dass nicht nur die Führer der Alarmeinheiten in die zu besetzenden Alarm-Stellungen eingewiesen werden, sondern dass jeder Soldat und Volkssturmmann seine im Alarmfall zu besetzende MG-Stellung, sein Schützenloch, seine Panzersperre genauestens kennt und mit ausbauen hilft.

22. Nachrichtenverbindungen

a) Nachrichtenfürher stellt sicher und hält:

aa) *Fernsprechverbindungen zu*

Abschn.-Kdren. A bis H und Z

Korpsreserven

1. Flakdivision

Polizeipräsidium Berlin

Gauleitung Berlin

Gauleitung Brandenburg und möglichst lange zu F. H. Qu.

Chef Gen. Stab

Heeresgr. Weichsel

Ob. d. E.

A. O. K. 9

Pz. A. O. K. 4

Luftflotte 6

Luftgaukdo. III

4. Fliegerdivision

bb) *Funkverbindungen zu*

Abschn.-Kdren. A bis H und Z

Pz.-Späh-Komp. Kalck

1. Flakdivision

Polizeipräsidium Berlin
Gauleitung Berlin
Gauleitung Brandenburg
F. H. Qu.
Chef Gen. Stab
Heeresgr. Weichsel
Ob. d. E.
O. K. 9
Luftflotte 6
Luftgaukdo. III
4. Fliegerdivision

Funkstille!

Funkanrufe Vert. B. B. sind zu beantworten!

Auf Stichwort «Clausewitz» ist *Dauer-Funkbereitschaft* herzustellen.

b) *Die in den Abschnitten vorhandenen Nachrichtennetze* z.B.

Leitungsnetz der S-Bahn (Reichsbahn)

„ U-Bahn (B. V. G.)

„ S. A. (Ringleitung)

„ Polizei (Fernsprech- u. Fernschreibnetz)

„ Feuerwehr (Feuerschutzpolizei)

„ 1. Flakdivision (Befehlsnetz, Lukasnetz)

„ des Flugmeldedienstes

Funknetz der Polizei (Funksprechnet Gross-Berlin) sind in Zusammenarbeit mit den betr. Dienststellen zu erfassen und weitgehend in die Nachrichtenübermittlung innerhalb der Abschnitte einzubeziehen. Unterlagen hierzu können, soweit vorhanden, beim Nachrichtenführer für die Verteidigung Gross-Berlins eingesehen werden. Es kommt darauf an, dass durch überlagernde Nachrichten-Verbindungen die Verbindungen ständig sichergestellt sind.

c) Über Einsatz und Zuteilung von *Meldehunden und Brieftauben* folgt Befehl. Selbständiges Verhandeln der Abschnitte mit privaten Brieftaubenhaltern ist zu unterlassen.

d) *Improvisierte drahtlose Nachrichtenmittel* wie optische Signale, Win-

kerzeichen, Flaggensignale, farbige Tücher, Radfahrer (HJ) usw. gewinnen bei der mit Sicherheit zu erwartenden Störung des Berliner Drahtnetzes erhöhte Bedeutung. Fantasie und Erfindergeist der Nachrichten-Offiziere sowie aller Dienstgrade und Männer haben hier ein reiches Betätigungsfeld.

- e) Die Bestimmungen über Tarnung des Nachrichtenverkehrs (H. Dv. 427) sind sorgfältig zu beachten. Es kommt darauf an, durch äusserste Sprechdisziplin das Fernsprechnetzt nicht zu überlasten, Gespräche über 3 Min. sind *nur in dringenden Ausnahmefällen* zu führen.

23. Meldungen

Die Abschnitte haben ab «Clausewitz» folgende taktische Meldungen abzugeben:

- a) Morgenmeldung bis 7 Uhr:

Hierbei: Verlauf der Nacht,

Anlauf der für den Tag befohlenen Massnahmen.

- b) Zwischenmeldung bis 13 Uhr:

Stand der wesentlichen Kampfhandlungen.

- c) Tagesmeldung bis 20 Uhr:

Zusammengefasster Verlauf des Tages, wichtigste Feststellungen über Feindlage (s. Anlage 6).

- d) Darüber hinaus sind sämtliche wichtigen Veränderungen der Lage unverzüglich zu melden. Verantwortlich für den Inhalt der Meldung ist der Abschn.-Kdr. Durchgabe erfolgt grundsätzlich durch Ord.-Offz.

24. Gefechtsstände

- a) Für jeden Abschnitts-Stab werden zwei Gefechtsstände festgelegt. Sie tragen die Bezeichnung I und II.

- b) *Gefechtsstände I:*

<u>Abschn.</u>	<u>Gefechtsstand I</u>	<u>Rufnummer</u>
A	Lichtenberg, Finanzamt Normannenstr.	zunächst über 7115 92

- c) Zunächst sind die Gefechtsstände I besetzt zu halten mit Ausnahme der Gefechtsstände I der Abschnitte C und E, die in folgenden vorgeschobenen Gefechtsständen verbleiben: *Vorgeschobene Gefechtsstände:*

Abschn. Gefechtsstand		Rufnummer
C	Alt-Glienicke	(J 51488)
	Am Falkenberg 37	44 20 64/48 00 11
E	Potsdam, Luckenwalder Str.	(J0 472/509/512/472)
	Kindl-Brauerei	

Mit Durchgabe des Stichwortes «Clausewitz» sind durch Abschnitt C und E die Gefechtsstände I, durch Abschnitt G der Gefechtsstand II zu beziehen.

- d) *Ausweich-Gefechtsstände:*

Vorsorglich sind durch die Abschnitte Ausweich-Gefechtsstände festzulegen, die im Falle der Zerstörung der Gefechtsstände I und II bezogen werden können.

- e) *Nachrichtenverbindungen:*

Die Abschnitte haben – sofern die Flakabschnitts-Gefechtsstände nicht unmittelbar mit den Abschnittsgefechtsständen zusammen liegen – durch überlagernde Fernsprech-Leitungen und sonstige Mittel die enge Verbindung zu ihren Flak-Unterabschnittskommandeuren sicherzustellen.

- f) *Gefechtsstand Vert.. B. B.:ⁿ*

Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 144,

Tel.: 89 75 41 und 87 93 81 oder J 5.

Ab «Clausewitz» + 6 Stunden:

Zoo, Tiergarten-Ufer, L-Turm

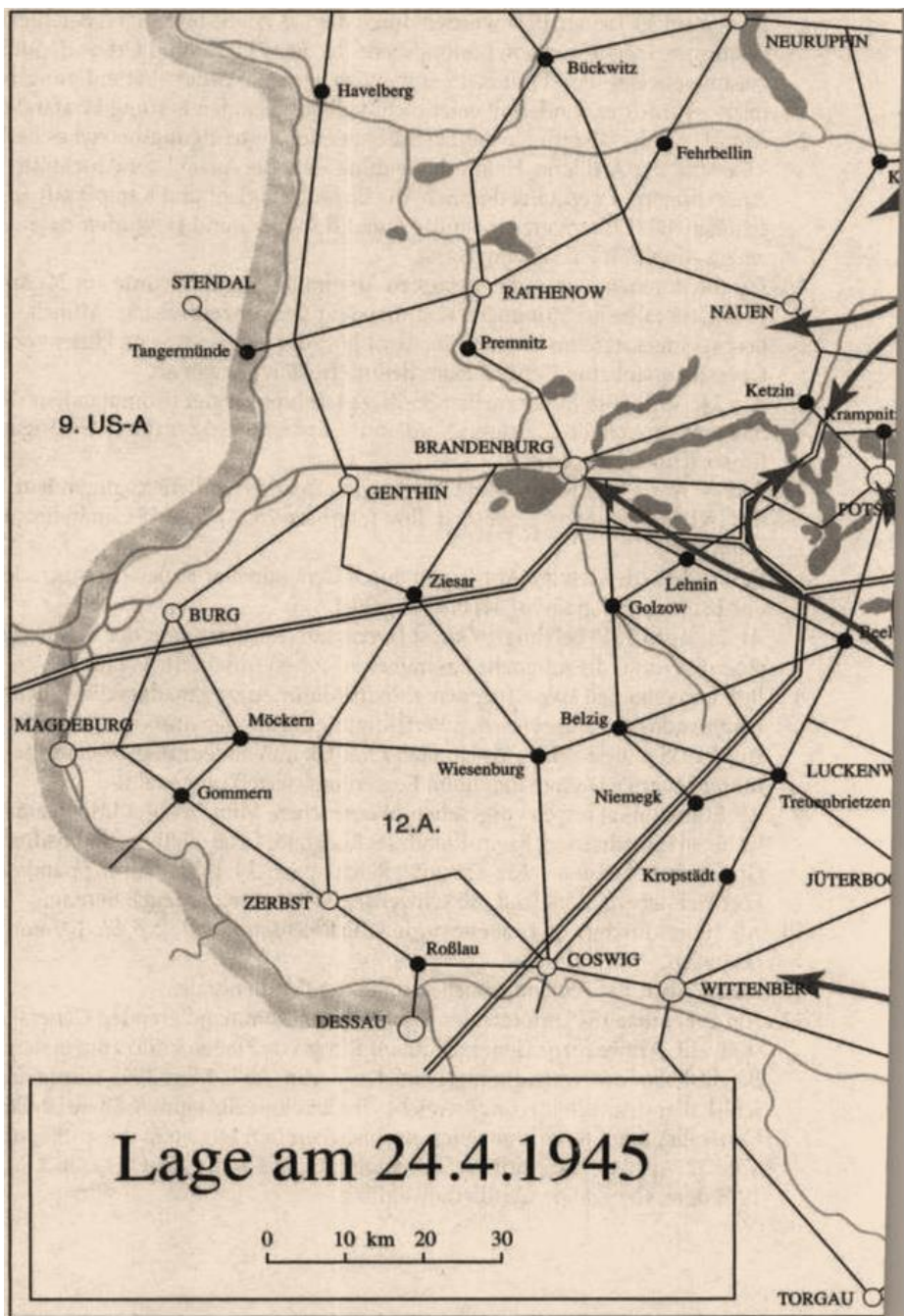
Tel.: J 5 1720-23

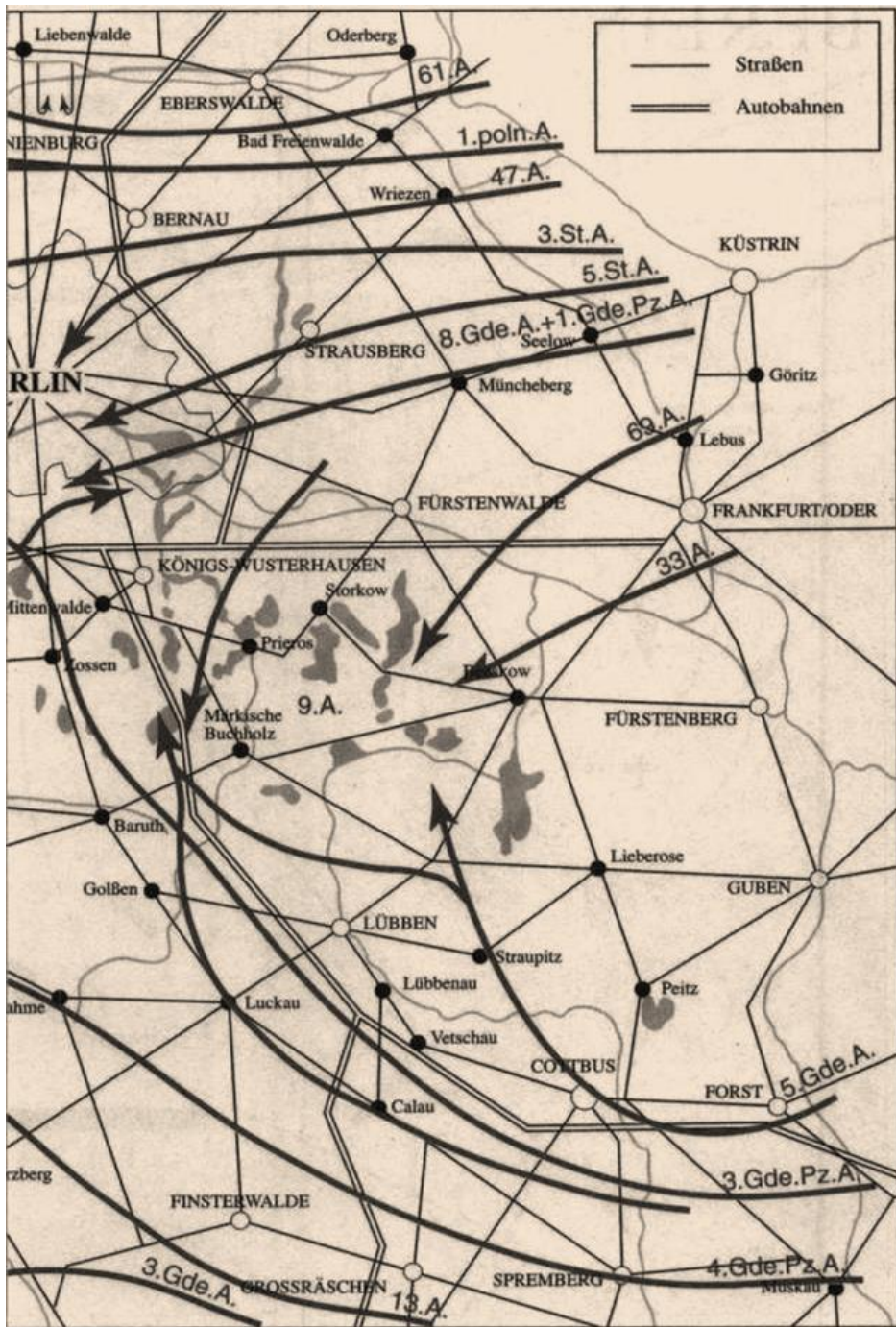
93 46 96.

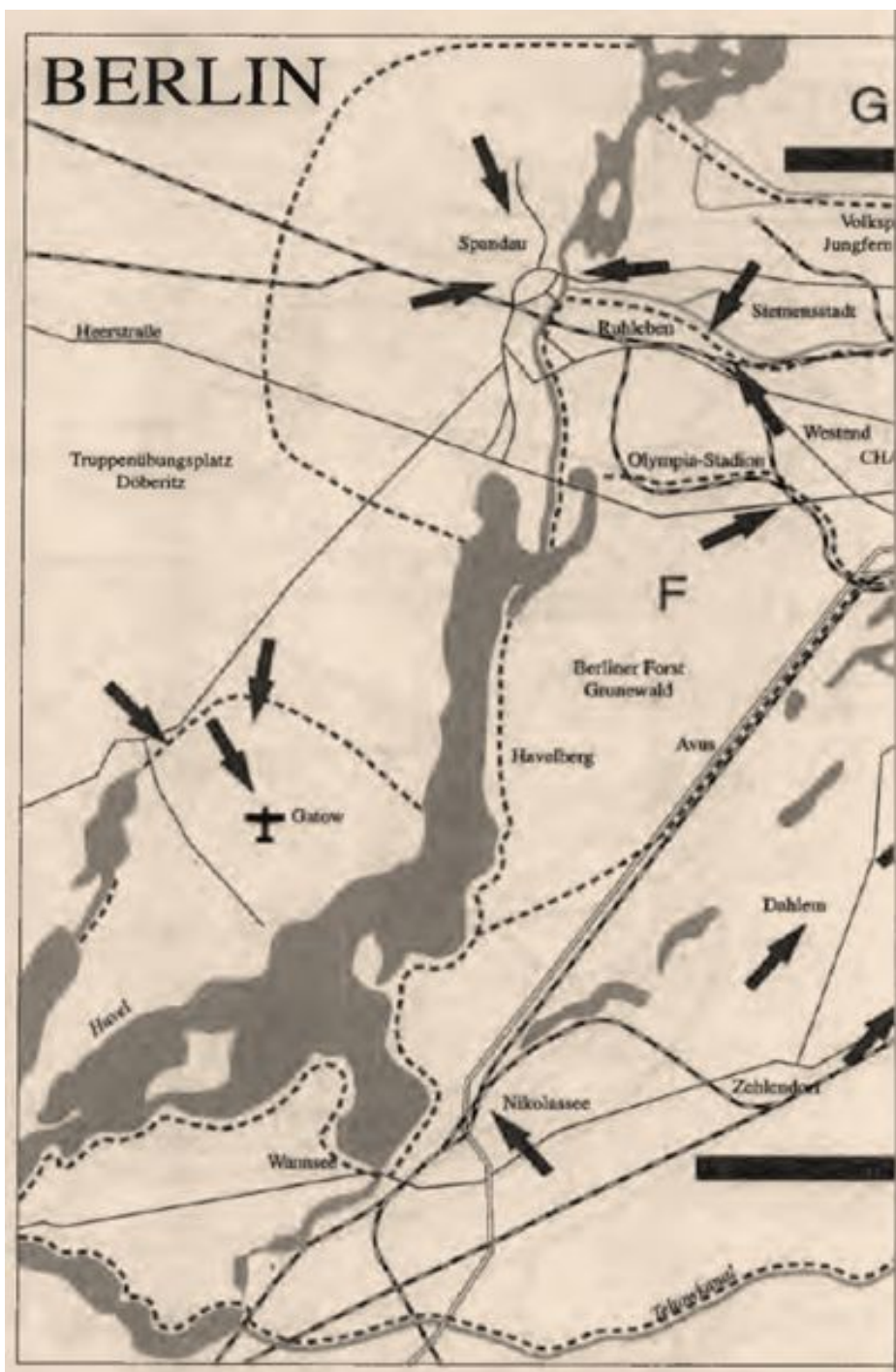
i. V. Reymann¹²

Anmerkungen

1. Bereits am 30. Januar 1945 wurden durch das OKW alle bisherigen Befehle über Festungen, Inselfestungen, Festungsbereiche, feste Plätze und Ortsstützpunkte zusammengefasst und nunmehr einheitlich geregelt. Unter «Verteidigungsbereich» wurde der Sonderfall einer nicht voll ausgebauten Festung verstanden.
2. Am 24. April 1945 ordnete der Befehlshaber des Verteidigungsbereiches Berlin – General der Artillerie, Helmuth Weidling – an, die Anzahl der Abschnitte zu verringern. Er erhoffte dadurch, die Einsatzfähigkeit und Kampfkraft zu erhöhen. Die bisherigen Abschnitte A und B sowie G und H wurden zu jeweils einem Abschnitt zusammengefasst.
3. Für die nunmehr zusammengefassten Abschnitte A und B wurde am 24. April 1945 Generalmajor Mummert (Kommandeur der Panzerdivision «Müncheberg») eingesetzt. Ihn löste am 26. April 1945 der dazu extra von Hitler vom Oberstleutnant zum Generalmajor beförderte Bärenfänger ab.
4. Am 24. April 1945 fungierte hier SS-Brigadeführer Ziegler (Kommandeur der SS-Panzergrenadier-Division «Nordland»). Später wurde er durch SS-Brigadeführer Krukenberg ersetzt.
5. Am 24. April 1945 wurde hier Oberst Wöhlermann (Artilleriekommandeur des LVI. Panzerkorps) eingesetzt. Ihm folgte am 26. April 1945 Generalmajor Mummert.
6. Er wurde in den letzten Apriltagen durch Generalmajor Rauch (Kommandeur der 18. Panzergrenadier-Division) abgelöst.
7. Ab 24. April 1945 befehligte Oberst Herrmann (Kommandeur der 9. Fallschirmjäger-Division) die nunmehr zusammengefassten Abschnitte G und H.
8. Ihm unterstanden keine Truppen. Er hatte dafür zu sorgen, dass die Arbeitskommandos die angewiesenen Verteidigungsstellungen aushoben. Am 28. April 1945 wurde Seifert als Unterabschnittskommandeur dem SS-Brigadeführer Mohnke (Kommandant im Regierungsviertel) unterstellt.
9. Als Stützpunkte waren vorgesehen: Werneuchen, Münchhof, Mittenwalde, Königs Wusterhausen, Klein-Kienitz, Schönefeld, Gross-Ziethen, Stahnsdorf, Grossbeeren, Lichtenwalde, Drewitz, Reichssportfeld, Julius-Turm, Spandau, Fort Hahneberg, Radeland, Birkenwerder, Velten, Stolpe, Tegel, Bernau.
10. Als Hauptdurchgangsstrassen wurden die Reichsstrassen 1,2,5,86,109 und 179 festgelegt.
11. Ab 25. April 1945 befand er sich dann in der Bendler Strasse.
12. Am 2. Februar 1945 erfolgte der Befehl an den Kommandierenden General des stellv. III. Armeekorps Generalleutnant Ritter von Hauenschild zum ersten Befehlshaber des Verteidigungsbereiches Berlin. Ab 6. März 1945 wurde der Befehlshaber des Verteidigungsbereiches Berlin eine selbständige Dienststelle und Generalleutnant Reymann neuer Befehlshaber. Ihm folgten in dieser Stellung: Vom 22. April bis 24. April 1945 Generalleutnant Kaether und bis zum 2. Mai 1945 dann General der Artillerie Weidling.

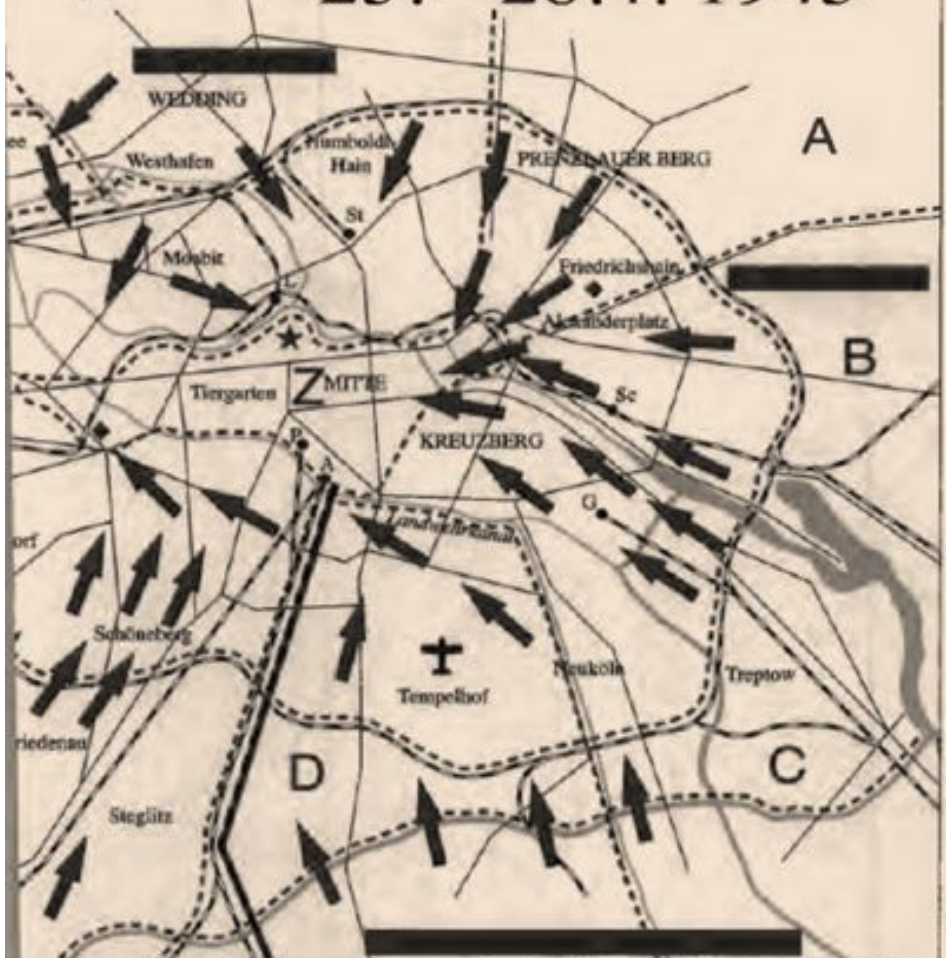






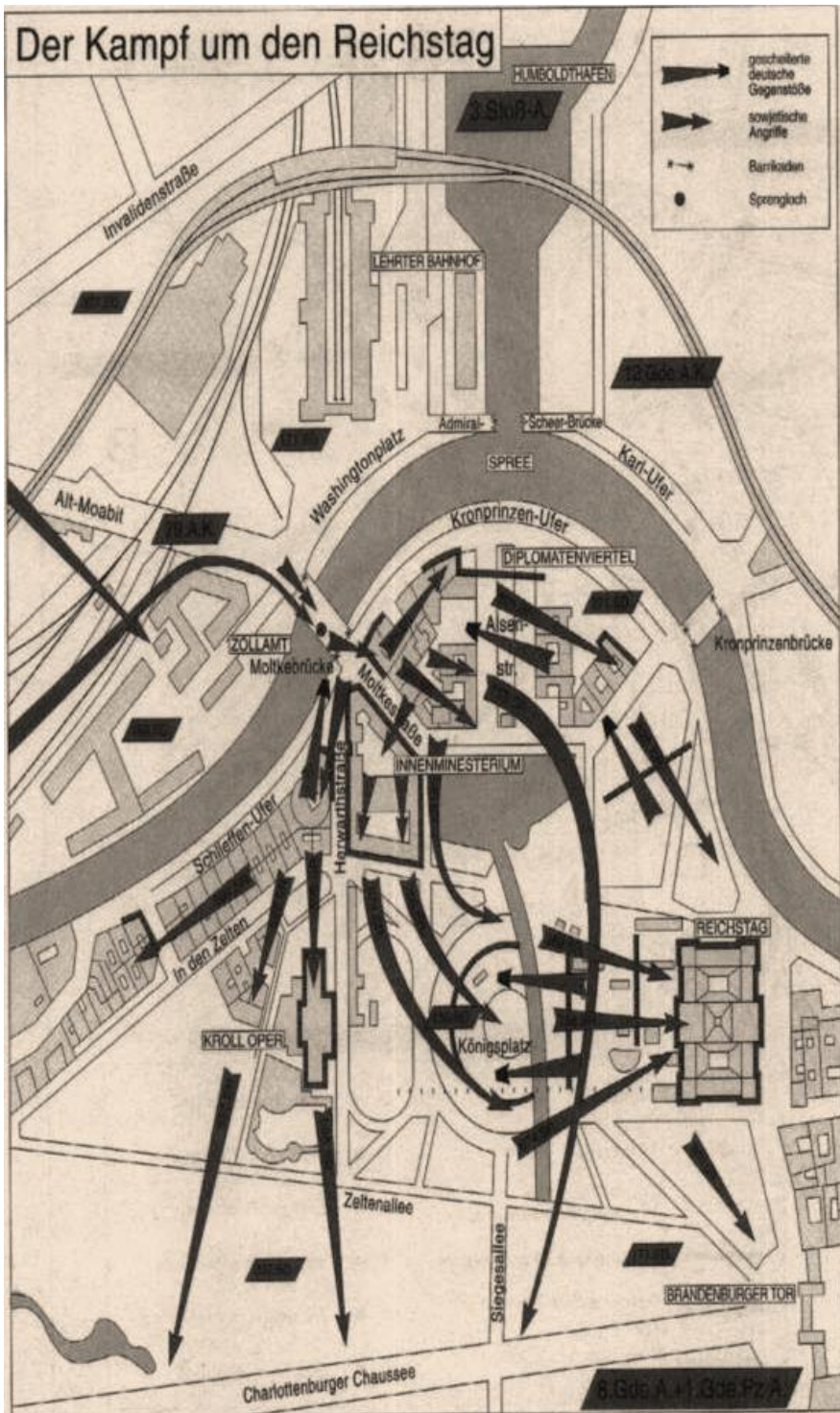
H

25. - 28.4. 1945



★	Reichstag	A ●	Anhalter Bahnhof
◆	Flakturm	G ●	Görlitzer Bahnhof
- - - -	Trennlinien der Verteidigungsabschnitte	L ●	Lehrter Bahnhof
—	Sowjetische Frontgrenze	P ●	Potsdamer Bahnhof
←	Sowjetischer Vorstoß 25.4.1945	Sc ●	Schlesischer Bahnhof
←	Sowjetischer Vorstoß 28.4.1945	St ●	Stettiner Bahnhof

Der Kampf um den Reichstag



Chronik der Schlacht um Berlin

Sonnabend, 21. April 1945

Nach der erbitterten Schlacht um die Seelower Höhen vom 16. bis 19. April, die den sowjetischen Angreifern den Durchbruch brachte, und nachdem die 9. Armee General Busses nach einem vier Tage währenden Kampf, der die deutsche Verteidigung fast 12.000 und die Sowjets an die 70.000 Tote gekostet hatte, auseinandergebrochen war, bewegten sich die erschöpften Truppen von Marschall Shukow vorsichtig auf die Reichshauptstadt zu.

Vier Armeen gemischter Waffengattungen und zwei Panzerarmeen waren beteiligt. Von diesen war die 2. Garde-Panzerarmee im Norden in ihre drei Teilverbände aufgelöst worden, die jeweils zur Unterstützung der 47., der 3. und der 5. Stossarmee zugeteilt worden waren. Die 47. Armee, die ausserdem noch durch das 7. Garde-Kavallerie-Korps verstärkt wurde, hatte die Aufgabe, die Havel nördlich der Stadt zu überqueren und das Westufer des Flusses zu sichern, während die 3. und die 5. Stossarmee sich gegen die nordöstlichen und östlichen Vororte bewegen sollten. Weiter im Süden lag die 1. Garde-Panzerarmee, die mit der 8. Gardearmee unter dem Oberbefehl von Generaloberst Tschuikow zusammengeschlossen worden war. Sie hatten gemeinsam die Aufgabe, an das Stadtzentrum im südlichen Bogen zwischen den beiden Flüssen Havel und Spree heranzurücken.

Somit überquerten am Morgen des 21. April Vorhuten der 2. Garde-Panzerarmee sowie der 3. und der 5. Stossarmee den Autobahnring, wobei sie die schwachen Verteidigungsstellungen der örtlichen Volkssturmeinheiten sehr rasch überwandten und auf breiter Front auf die Stadt vordrangen. Ein deutscher Gegenangriff in Bataillonsstärke, unterstützt durch zehn Panzer, wurde in der Gegend von Hönow abgewehrt.

Noch im vorangegangenen Monat hatte Generalleutnant Helmuth Reymann, der neue Kommandant des Verteidigungsbereiches Berlin, damit begonnen, ein Verteidigungssystem einzurichten, das ein breit angelegtes Netz von Schützengräben, Barrikaden und Panzerabwehrgräben vorsah (siehe dazu den Befehl vom 9. März 1945, S. 17ff). Dies geschah in der Erwartung, dass ausreichend Männer zu deren Verteidigung zur Verfügung stehen würden. Die Berliner Garnison war auch ständig dadurch geschwächt worden, dass ganze Einheiten spurlos verschwanden bzw. in Richtung Oder geschickt worden waren, um den sowjetischen Vormarsch zu bremsen. Die verbleibenden Hilfskräfte waren vollkommen unzureichend, um die Stadt zu verteidigen.

Gegen Abend dieses Tages hatten die Sowjets Weissensee und Hohenschönhausen besetzt und waren in Lichtenberg und Mahlsdorf eingedrungen. Mit der Ankunft der Roten Armee traten all jene vorausgesagten Schrecknisse ein, die fast 10.000 Menschen in den Selbstmord trieben: Rücksichtslose Durchsuchungen von Kellern und Schutzunterkünften, Schnellhinrichtungen, spontane Plünderungen sowie brutale Vergewaltigungen von jungen Mädchen bis hin zu den ältesten und gebrechlichsten Frauen, waren eine übliche Begleiterscheinung der gesamten Kämpfe in der Stadt. Der Journalist und Autor Ilja Ehrenburg hatte in seinem Manifest an die Rote Armee geschrieben:

«Tötet! Tötet! Kein Deutscher ist unschuldig – weder die Lebenden noch die Ungeborenen. Folgt der Weisung des Genossen Stalin und vernichtet für alle Zeit die faschistische Bestie in ihrer Höhle. Gewaltsam brecht den Rassenstolz der deutschen Frau. Nehmt sie Euch in gerechter Revanche!»

Obwohl diese Aufforderung am 14. April 1945 widerrufen worden war, konnte die grundsätzliche Einstellung der sowjetischen Soldaten gegenüber der deutschen Bevölkerung nicht über Nacht verändert werden. Es war eine ständige Begleiterscheinung dieser Schlacht, dass die meisten sowjetischen Truppen die Nächte nicht nur zum Ausruhen nutzten, sondern auch zu Sauforgien, Plünderungen und Vergewaltigungen, während sie es der Artillerie überliessen, die Stadt durch Störfeuer aufzureiben.

Um 11.30 Uhr begann die russische Artillerie mit der Beschiessung des Stadtzentrums, was erhebliche Beunruhigung verursachte. Auch die bislang relativ regelmässigen sowjetischen Luftangriffe, die es zunächst den Menschen noch ermöglicht hatten, zwischen den Bombenalarmen ihren Besorgungen nachzugehen, waren nunmehr vorbei. Nun fielen die Bomben ohne Vorwarnung und streuten die Granaten durch die Strassen. Chaos entstand. Noch mehr Gebäude brachen in sich zusammen, Strassen wurden aufgerissen, und durch die Kraft der Explosionen wurde der herumliegende Schutt noch einmal aufgewühlt. Vor allem in den mittleren Bezirken waren die Menschen gezwungen, sich auf Dauer in den Luftschutzkellern einzurichten. Nur gelegentlich konnten sie auf der Suche nach dem Lebensnotwendigsten, nach Nahrung und Wasser, aus dem Untergrund hinaufkommen. Allein die Haupt-Flaktürme verfügten über eine eigene Wasserversorgung, andernorts waren die Rohrleitungen bereits durch das Bombardement zerstört. Die Toiletten funktionierten nicht mehr, und die Menschen mussten sich erleichtern, wo auch immer sie das in den überfüllten Schutzkellern konnten. Das fügte den an sich schon entsetzlichen Zuständen einen unglaublichen Gestank hinzu. Wer in den Strassen nach Essen und Wasser anstand, riskierte ständig sein Leben.

Als das Artillerie-Bombardement begann, befahl Hitler der Luftwaffe, die betreffenden Geschütze zu finden und zu zerstören. Es wurde ihm zurückgemeldet, dass die Flaktürme bereits mit den sowjetischen Artilleriebataillonen, die aus Marzahn schossen, im Kampf stünden. Die ausserordentlich chaotische Atmosphäre, die auf der höchsten deutschen Kommandoebene herrschte, wird aus den widersprüchlichen Meldungen, die

die höheren Offiziere an dem Tag austauschten, deutlich. Unterbrechungen in der Kommunikation trugen sicherlich zu diesem Chaos bei, aber sie können keinesfalls für den Verlust an Realitätssinn verantwortlich gemacht werden, der dazu führte, dass Entscheidungen getroffen und Befehle erteilt wurden, die dann auch noch unter Androhung der Todesstrafe durchgesetzt wurden.

Hitler beschloss sodann, Weidlings Korps zur Verteidigung der Stadt einzusetzen, obwohl dies seit 20 Uhr des vorangegangenen Abends nicht mehr zu erreichen gewesen war – es wusste also niemand, wo es sich befand. Ausserdem befahl er, alles verfügbare Menschenpotential zu SS-General Steiner in Eberswalde zu schicken. Dieser sollte nach Süden angreifen, während gleichzeitig Busses 9. Armee einen Angriff nordwärts unternehmen sollte, der die sowjetischen Kommunikationslinien unterbrechen und damit den Kopf von Shukows Attacke abtrennen sollte. Ein grosser Teil des soldatischen Potentials für Steiners Verband kam von der Luftwaffe, die dafür in der nördlichen Region 12.000 bis 15.000 Mann aus ihren Bodentruppen zur Verfügung stellte. Weitere Einheiten wurden aus Kadetten, Eisenbahntruppen, der Berliner Feuerwehr, der Polizei, dem Volkssturm und sogar aus Haftungen zusammengestellt.

In dieser Nacht attackierten mehr als 700 Flugzeuge der sowjetischen Luftwaffe Ziele in den nördlichen Bezirken von Berlin. Diese Angriffe dienten zur Vorbereitung des für die nächsten Tage geplanten Infanterieangriffs.

Sonntag, 22. April 1945

Die Truppen der 3. und der 5. Stossarmee verbrachten den Tag damit, sich auf die Strassenkämpfe vorzubereiten, die noch folgen sollten. Ihre Artillerie bombardierte zwar weiterhin die Stadt, es wurde jedoch kaum ein Versuch unternommen, noch weiter einzudringen. Am Abend, als sie ihre Rolle als Begleitschutz ausgespielt hatten, zogen das 1. Mechanisierte Korps sowie das 12. Garde-Panzerkorps in einem weiten flankierenden

Marsch los, um den Sektor Reinickendorf-Pankow zu erreichen, der ihnen als Position in der Belagerung der Stadt zugewiesen worden war.

In Marzahn verteidigte das Festungsregiment 57, das fast nur aus Bataillonen des Volkssturms und der Polizei bestand, seine vorbereiteten Stellungen, bis es sich aufgrund der zahlenmässigen Überlegenheit des südlichen Flügels der 5. Stossarmee, der sich weiter vorwärts durcharbeitete, zum Rückzug gezwungen sah.

Dahlwitz, Schöneiche, Fichtenau und Rahnsdorf fielen an Tschuikows Einheiten, deren Spitzen sogar Friedrichshagen und das Wendenschloss auf der gegenüberliegenden Seite des Müggelsees erreichten, um dann nachts noch über die Dahme nach Grünau und Falkenberg vorzustossen.

General Weidling rief in Kaulsdorf seine Divisions- und Regimentskommandeure zu einer Besprechung zusammen, wo er sie über die schwierige Entscheidungslage unterrichtete. Alle stimmten darin überein, dass es das Ende des Korps bedeuten würde, in die Stadt zu gehen. Es wurde daher der Versuch beschlossen, die gegenwärtigen Positionen in den südöstlichen Vororten zu halten, um der 9. Armee den Rückzug zu ihnen zu ermöglichen.

In der Zwischenzeit rückten mit hoher Geschwindigkeit die beiden Panzerarmeen der 1. Ukrainischen Front unter Marschall Konew aus dem Süden heran, die in Konkurrenz zu Shukows Truppen ebenfalls die Stadt einnehmen wollten. Die 4. Garde-Panzerarmee gelangte dabei bis Beelitz und an den Stadtrand von Potsdam, während die 3. Garde-Panzerarmee den Teltowkanal in Stahnsdorf und Teltow erreichte und noch vor Einbruch der Nacht in Lichtenrade, Marienfelde und Lankwitz eindringen konnte.

Marschall Konew befahl daraufhin der 3. Garde-Panzerarmee, sich für einen Angriff über den Teltowkanal am Morgen des 24. April bereitzuhalten. Konew übernahm persönlich die Leitung dieses Einsatzes. Er führte massive Verstärkungen an Infanterie und Artillerie heran, da er vorhatte, noch vor Shukow das höchstrangige Ziel der Sowjets zu erreichen: den Reichstag. Obwohl Konew Shukow bereits mit der Einnahme der nördlichen Vororte zugekommen war, benötigte er dennoch den ganzen folgenden Tag für die Vorbereitung seines Angriffs, da seine Truppen ihre

Nachschub- und Versorgungseinrichtungen weit hinter sich gelassen hatten. Konews Aufstellung und seine Befehle weisen deutlich darauf hin, dass er davon ausging, den Sektor östlich der Havel bis hin zur Nord-Süd-Bahnlinie am Anhalter Bahnhof besetzen zu können. Die tägliche Konferenz im Führerbunker fand um 15 Uhr statt, wobei nur Bormann, Keitel, Jodl und Krebs teilnahmen. Kurz nach ihrem Beginn fielen Granaten in der Gegend um die Reichskanzlei, direkt über ihren Köpfen. Als Hitler erfuhr, dass Steiner noch nicht einmal die Befehle für den Angriff ausgegeben hatte, den er an diesem Tag hätte führen sollen, bekam er einen ungeheuerlichen Wutanfall. Später gab er bekannt, dass er persönlich die Leitung der Verteidigung der Stadt übernehmen werde, und fügte dem hinzu: «Ich befehle, die Bevölkerung von Berlin durch eine Rundfunkverlautbarung von meinem Entschluss zu unterrichten, mit ihr bis zum Ende auszuharren, komme, was da wolle!»

Um 19 Uhr bestellte Hitler Keitel und Jodl zu sich und gab offiziell seinen Entschluss bekannt, Selbstmord zu verüben, falls die Stadt an die Sowjets fallen sollte. Daraufhin arbeiteten sie einen Plan aus, wie man die Stadt entsetzen könne. Man war sich darin einig, dass die 12. Armee General Wencks nichts von den Amerikanern zu befürchten hatte, die eindeutig nicht vorhatten, die Elbe zu überqueren. Daher konnte er sich mit Busses 9. Armee verbinden, um einen gemeinsamen Vorstoß auf die Stadt zu unternehmen.

Am Abend schaffte es die sowjetische 47. Armee, die Havel bei Hennigsdorf zu überqueren, ohne dem erwarteten Widerstand zu begegnen, und begann dann, entlang deren westlichem Ufer nach Spandau und westwärts in Richtung Nauen vorzugehen.

Montag, 23. April 1945

Die sowjetischen Streitkräfte im Westen der Stadt und der Havel zogen in Richtung der Verteidigungsstellungen von Spandau und des Flugplatzes Gatow, machten jedoch noch keinen Versuch, in die Stadt einzudringen.

In Berlin erreichten die Bemühungen Goebbels' eine bemerkenswerte Verstärkung der Verteidigung. Mannschaften der Feldgendarmerie, der Polizei und der SS bauten Strassensperren, um die zahlreichen Versprengten zu sammeln und nach Deserteuren zu suchen sowie auch Teile der Bevölkerung an der Flucht zu hindern. Ausserdem durchsuchten sie Keller und Luftschutzräume, überprüften die Personalien der dort Anwesenden und verhafteten Verdächtige. Manche Zivilisten bekamen eine solche Angst vor diesen Besuchen, dass sie sogar verwundeten Frontkämpfern die Aufnahme verweigerten. Diejenigen, die das Unglück hatten, als suspekt eingeschätzt zu werden, wurden einem kurzen Schau-Gerichtsverfahren unterzogen und dann sofort erschossen oder am nächsten Laternenpfahl gehenkt. Nichtsdestotrotz verhinderten diese Massnahmen nicht, dass mehrere tausend Deserteure sich versteckten, bis sie von den Sowjets gefunden und gefangengenommen wurden.

Goebbels beschloss, die Ankündigung vom Vormarsch von General Wencks Entsatzarmee auf Berlin als vollendete Tatsache zu behandeln. An die Wenck'schen Truppen gerichtete Flugblätter wurden absichtlich in Berlin verbreitet, nur scheinbar verfrüht. Diese Hoffnung, die man in Wencks Armee setzte, sowie die Nachricht, dass Hitler persönlich den Kampf führte, ermutigte so manchen und war vorrangiges Thema der Zeitungen, von denen «Der Panzerbär» noch bis zum 29. April erschien.

Durch solche Verlautbarungen und Effekte wurden sowohl die Bevölkerung als auch die Soldaten darin bestärkt, ihren Widerstand gegenüber einem unausweichlichen Schicksal aufrechtzuerhalten. Sie folgten darin Anführern, die schon seit Langem jeglichen Bezug zur Realität verloren hatten. Selbst Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der in den folgenden Tagen mit der Absicht im Kampfgebiet umherfuhr, Kräfte und Mittel zum Entsatz der Stadt zu organisieren, blieb gegenüber dem, was er mit eigenen Augen sah, unempänglich und ungerührt.

Befehle wurden ausgegeben, die Brücken in der Stadt zu sprengen bzw. für eine rasche Sprengung vorzubereiten. Damit wurden die Zugangsmöglichkeiten von einem Teil der Stadt zum anderen ausserordentlich beschränkt. Die Sprengung dieser Brücken zerstörte ausserdem noch die

letzten verbliebenen Hauptleitungen der städtischen Wasserversorgung. Die schlimmste Folge davon war, dass es zu einer Zeit, in der die Luft ständig mit Staub und Rauch erfüllt war, kaum noch Trinkwasser gab.

Die nördlichen und östlichen Vororte Berlins wurden so weit wie möglich – und sofern die Bewohner dazu bereit waren – evakuiert. Da jedoch die letzten Fluchtwege nach Westen abgeschnitten waren, mussten die Flüchtlinge, so gut sie es eben konnten, anderswo in der Stadt eine Unterkunft finden. Die Strassen, die mit Treckwagen und sonstigen von den Flüchtlingen zurückgelassenen Gegenständen fast unpassierbar erschienen, füllten sich mit Militärfahrzeugen, die wegen Kraftstoffmangels liegengeblieben waren.

Das Hauptquartier des LVI. Panzerkorps war in der Nacht zum 23. April über die Spree in den Vorort Rudow gezogen. Irgendwann während des Tages wurde der Telefonkontakt zur 9. Armee wiederhergestellt, und General Weidling empfing den Befehl, die nördliche Flanke der 9. Armee zu sichern. Von einer anderen Quelle hörte Weidling, dass auf Hitlers Befehl ein General nach Döberitz geschickt worden war, um ihn zu verhaften. Daraufhin versuchte er, Generaloberst Krebs für ein klärendes Gespräch zu erreichen. Gegen 18 Uhr wurde er zum Führerbunker befohlen, wo er Krebs und General Burgdorf antraf, die ihn zunächst äusserst kühl empfingen. Als sie jedoch seinen Bericht zur Kenntnis genommen hatten, vereinbarten sie, dem Führer seinen Fall sofort zu schildern.

Kurz danach sah Weidling Hitler und war schockiert von dessen Aussehen und seinem offensichtlich verschlechterten Zustand. Als er von der Unterredung zurückkehrte, informierte ihn Krebs davon, dass er ab sofort mit seinem Korps die Verteidigung der südöstlichen und südlichen Verteidigungssektoren «A» bis «E» zu übernehmen hätte, die sich im Bogen von Lichtenberg über Karlshorst, Niederschöneweide und Tempelhof bis Zehlendorf erstreckten.

Weidling beschloss daraufhin, seinen Gefechtsstand im Flughafen Tempelhof einzurichten, und befahl seinen Verbänden, sich von den Sowjets abzusetzen und sich zur Verteidigung der Stadt folgendermassen neu zu formieren:

9. Fallschirmjäger-Division nach Lichtenberg («A») Panzer-Division «Müncheberg» nach Karlshorst («B») SS-Panzergranadier-Division «Nordland» nach Tempelhof («D») 20. Panzergranadier-Division nach Zehlendorf («E»)
18. Panzergranadier-Division in Reserve knapp nördlich vom Flughafen Tempelhof
Artillerie des Korps konzentriert im Tiergarten

Ausser der Panzer-Division «Müncheberg», die sich gerade in der Gegend von Rudow eine erbitterte Panzerschlacht mit einem Teil von Konew's Kräften lieferte, waren alle Divisionen in der Lage, sich vom Feinde freizumachen und sich wie befohlen in der folgenden Nacht neu zu formieren.

Mittlerweile fuhren die Sowjets fort, auf die Stadtmitte zuzumarschieren. Im Norden wurden Tegel, Lübars, Blankenfelde und Rosenthal besetzt, während in den östlichen Vororten Spähtrupps der 5. Stossarmee bis Karlshorst vorstießen. Tschuikow's Truppen nahmen Oberschöneweide ein und überquerten die Spree über eine Eisenbahnbrücke nach Adlershof, die sie unversehrt hatten erobern können. Sie säuberten Köpenick und begannen dann, sich in Grünau und Falkenberg für das nächste Stadium des Angriffes zu massieren.

Dienstag, 24. April 1945

Hitler's grossartiger Plan, Shukow's Truppen abzuschneiden, scheiterte kläglich. Steiners Attacke mit sieben schlecht ausgerüsteten Bataillonen vom Finowkanal aus in Richtung Süden wurde schnell blockiert und zurückgeworfen, während die 9. Armee weiterhin im Spreewald festgehalten wurde.

Konew führte den Angriff der 3. Garde-Panzerarmee über den Teltowkanal in Stahnsdorf, Teltow und Steglitz. Die Brücke in Stahnsdorf brach zusammen und der Angriff in Steglitz blieb erfolglos, sodass er alle seine Kräfte über Teltow nach Zehlendorf führen musste. Von dort aus zielte er mit seinen Hauptangriffskräften direkt auf den Reichstag. Die 20. Panzer-

grenadier-Division, die ihm gegenüberstand, war aufgrund der irreführenden Befehle, die die «Seydlitz-Truppen» ausgegeben hatten, auf Kompaniegrösse geschrumpft und auf die Halbinsel des Bezirks Wannsee verdrängt worden. Dort blieb sie bis zum Ende der Schlacht vollkommen isoliert.

Mittlerweile wurde die Führung der 1. Belorussischen Front von der Nachricht ziemlich überrascht, dass Tschuikows Truppen von einigen Mannschaften Konews begrüsst wurden, die schon auf dem Flugplatz Schönefeld auf sie gewartet hatten. Damit ahnte Shukow erstmals, dass Stalin seinem Rivalen gestattet hatte, nach Berlin zu kommen, und nun beide einen Wettlauf auf den Reichstag zu bestehen haben würden. Allerdings reagierte Tschuikow sofort, indem er seine Truppen östlich der neuen Frontgrenze, im Süden des Teltowkanals, neu formierte.

Um 11 Uhr wurde Weidling erneut in den Führerbunker gerufen, wo ihm Krebs mitteilte, dass man beschlossen hatte, ihn zum Oberbefehlshaber des Verteidigungsbereichs Berlin zu ernennen. Generalmajor Mummert von der Panzer-Division «Müncheberg» sollte ihn als Korps-Kommandanten ablösen. Weidlings Antrag, die alleinige Verantwortung für die Ausgabe von Befehlen zur Verteidigung Berlins übertragen zu bekommen, wurde nicht zur Kenntnis genommen, vielmehr wurde er direkt dem Führer unterstellt. Die Konsequenz daraus war, dass weiterhin dieselbe Fülle an Befehlen durch Hitler, Goebbels und sonstige Parteigrössen herausging wie vorher, womit eine noch grössere Verwirrung der Verteidigung entstand. Jedenfalls war es sowieso schon zu spät, den Schaden, der durch das durcheinandergeratene Befehlssystem angerichtet worden war, zu beheben. Die Sektorenkommandanten waren nunmehr voll im Kampf engagiert und mussten, da es keine koordinierenden Weisungen und nur wenige Nachrichtenmittel gab, selbstständig entscheiden, wo sie sich mit ihren ausserordentlich begrenzten Möglichkeiten entschlossen einsetzen sollten. Es fehlte ihnen an Menschenpotential, um das volle Konzept von General Reymanns erstem Plan durchzuführen. Manche versuchten, sich an der Peripherie und an Zwischenstützpunkten zu halten, während andere sich schnell auf Positionen zurückzogen, die von den Kanälen oder

oder dem inneren Verteidigungsring gedeckt waren. In allen Fällen wurden sie durch die schlechte Kommunikationslage, sowohl untereinander als auch zur Heeresführung, behindert. Dies wurde noch weiter durch die erschwerten Bewegungsmöglichkeiten verschlimmert, nachdem mittlerweile viele der Brücken gesprengt worden waren und die Strassen dauernd bombardiert wurden, ohne dass irgendjemand den Schutt wegräumte. Es konnte mitunter Stunden dauern, bis ein Bote einige hundert Meter zurückgelegt hatte.

Weidling zog mit seinem Gefechtsstand zum Hauptquartier des Verteidigungsbereichs Berlin an den Fehrbelliner Platz und versuchte, die Situation, in der er sich nun befand, einzuschätzen. Er teilte die Verantwortung im Stab auf zwei Stabschefs auf: Oberst von Dufving vom LVI. Panzerkorps war für alle militärischen Angelegenheiten zuständig und Oberst Refior für die Verbindung mit den zivilen Behörden. Damit führte Letzterer die Aufgabe, die er vorher beim Verteidigungsbereich gehabt hatte, fort.

Es war nicht möglich, genau festzustellen, welche Kräfte dem Befehlshaber des Verteidigungsbereiches Berlin nun zur Verfügung standen, da eigentlich niemand die Gelegenheit hatte, eine solche Inventur vorzunehmen. Allerdings setzen grobe Schätzungen die Stärke des LVI. Panzerkorps bei 13.000 bis 15.000 Mann an, was zwei Divisionen entspräche. Die Kräfte der Waffen-SS unter SS-Brigadeführer Mohnke werden auf ungefähr 2'000 Mann geschätzt, und die sonstigen Einheiten werden ungefähr zwei bis drei Divisionen entsprochen haben. Damit ergibt sich eine Gesamtzahl von ungefähr vier Divisionen mit circa 56.000 Mann und ungefähr 50 bis 60 Panzern. In diesem Verband bildete nur das LVI. Panzerkorps eine zusammenhängende und halbwegs angemessen ausgerüstete Einheit.

An Artillerie hatte Weidling die eigenen Einheiten des LVI. Panzerkorps, die Flak-Artillerieabteilungen der Stadt sowie einige örtlich aufgestellte Einheiten zur Verfügung. Die lokale Artillerie bestand aus sieben leichten und sieben schweren Batterien sogenannter Beutegeschütze, die von Volkssturmmännern und Soldaten aller Waffengattungen bemannt wurden, sowie aus weiteren sechs Batterien deutscher Geschütze, die als Anschauungsmaterial in den örtlichen Artillerieausbildungseinrichtun-

gen auseinandergelagert und nunmehr wieder zusammengesetzt worden waren. Die Beutegeschütze hatten nur ungefähr 100 Salven an Munition pro Batterie zur Verfügung, und keine der Mannschaften war ausreichend ausgebildet worden.

Munitionsmangel belastete alle Einheiten gleichermaßen, da die Versorgung eine Sache des Zufalls war oder vom Erfindungsreichtum des Einheitskommandanten abhing. Tatsächlich gab es reichliche Vorräte an deutscher Standardmunition in der Stadt. Grosse Depots befanden sich im Volkspark Jungfernheide, im Grunewald und im Volkspark Hasenheide neben dem Flughafen Tempelhof, die jedoch kurze Zeit später an die Sowjets fallen sollten. Ein weiteres kleines Lager gab es im Tiergarten.

Für die Sowjets bedeutete die Einstellung auf die neuen Gegebenheiten hauptsächlich die Neuorganisation ihrer Streitkräfte für die bevorstehenden Strassenkämpfe sowie die Zusammenstellung der verschiedenen Waffengattungen zu Kampfgruppen. Diese Kampfgruppen bestanden in der Regel aus einem Zug Infanterie, einem oder zwei Panzern, einigen Pionieren, einigen tragbaren Flammenwerfern, einer Abteilung Panzerabwehrgeschütze und zwei bis drei Feldgeschützen. In dieser direkten Unterstützungsaufgabe zogen die Geschütze mit ihren Mannschaften vor, wobei sie mit offenen Visieren aus einer Entfernung, die 400 Meter erreichen konnte, die Strassenachsen freischossen. Sie bezogen unter dem Schutz von Rauchsleiern ihre Stellungen, die sie sich ansonsten selbst herstellen konnten, indem sie auf die leeren Wände von Gebäuden schossen, um so Staubwolken zu verursachen.

Für die Ansammlung der Artillerie bestand das grösste Problem darin, einen ausreichend grossen Raum zu finden, von dem aus sie agieren konnte. An manchen Orten waren die Geschütze so dicht gepackt, dass es den Anschein hatte, ihre Räder müssten sich berühren. Die Einheiten der Katjuscha-Raketenwerfer lösten das Problem, indem sie die Rahmen von den Bettungsplatten der Blockräderlafetten abbauten und sie auf geeigneten Dächern wieder zusammensetzten. Alle diese Konzentrationen der Artillerie wurden durch eine Unmenge an Luftabwehrgeschützen gedeckt.

Ein Muster entwickelte sich, nach dem die gesamte Artillerie jeden Morgen als Erstes mit einem massiven einstündigen Feuerschlag gemeinsam die Tagesziele angriff. Dies wurde am 24. April um 5.15 Uhr auf diese Weise durchgeführt und allmählich intensiviert, indem an den folgenden Tagen weitere Geschütze zum Einsatz gelangten. Nachts hörte der Beschuss nicht eigentlich auf, verringerte sich allerdings erheblich. Im Vergleich zu den Zerstörungen, die vorher durch die Bombenabwürfe der Alliierten entstanden waren, waren die Auswirkungen dieses durchdachten, konzentrierten und dauerhaften Artilleriebeschusses besonders verheerend. Ein Gebäude nach dem anderen wurde zu einer breiten Fläche aufgewühlten Schutts. Manche der Alleen, die ins Stadtzentrum führten, wurden zu Korridoren der Zerstörung, während die russischen Geschütze im wörtlichen Sinne ihren Kampfgruppen den Weg freischossen. Wie Generaloberst Bersarin später formulierte: «Die Alliierten haben 65.000 Tonnen Bomben abgeworfen – wir haben in zwei Wochen 40.000 Tonnen Granaten gefeuert!»

Mittwoch, 25. April 1945

An diesem Tag fand an der Elbe das historische Zusammentreffen zwischen den Sowjets und den Amerikanern statt, als sich Vorhut in der Nähe von Torgau begegneten. Dadurch wurde Deutschland horizontal in zwei Teile gespalten. Dies war ausserdem der Tag, an dem Berlin endgültig eingekreist war, als sich die sowjetischen Kräfte in Ketzin, westlich von Potsdam, trafen.

Mittags gab General Weidling neue Anweisungen aus. Die Verteidigungssektoren, basierend auf der Formation des LVI. Panzerkorps, sollten wie folgt gruppiert und kommandiert werden:

«A» und «B» (*Osten*)

Generalmajor Mummert, nunmehr ernannter Korpskommandant.
(Ab 26. April Generalmajor Bärenfänger.)

«C» (*Südosten*)

SS-Brigadeführer Ziegler der 11. SS-Panzergrenadier-Division

«Nordland». (Ab 26. April SS-Brigadeführer Krukenberg.)

«D» (*quer über den Flughafen Tempelhof*)

Oberst Wöhlermann, der Kommandeur der Artillerie des LVI. Korps. (Ab 26. April Generalmajor Mummert.)

«E» (*Südwesten und Grunewald*)

Oberstleutnant Römhold. (Später am 25. April Generalmajor Rauch von der 18. Panzergrenadier-Division.)

«F» (*Spandau und Charlottenburg*)

Oberst Eder.

«G» und «H» (*Norden*)

Oberst Herrmann, Kommandeur der 9. Fallschirmjäger-Division.

«Z» (*Zitadelle*)

Oberstleutnant Seifert.

Die Angriffe auf Spandau und auf den Flugplatz Gatow gingen weiter. Die Sowjets schafften es, die Spandauer Verteidigung, die in der Hauptsache aus Alarmeinheiten, Volkssturm Männern und Hitlerjugend bestand, zu isolieren, indem sie sie von der Havel und der restlichen Berliner Garnison abschnitten. Die Gatower Verteidigung hielt weiterhin die Stellung, unterstützt durch Flakeinheiten, die auf dem Havelberg auf der gegenüberliegenden Seite der Havel und am Bunker am Zoo stationiert waren.

Luftmarschall Nowikow unternahm einen Sondereinsatz, den er als «Operation Salut» bezeichnete. Er bestand darin, dass Schlacht- und Bombenflugzeuge zusammengefasst wurden, die das schwere Bombardement der Stadt aufrechterhielten. Der erste Schlag wurde von 100 schweren Bombern ausgeführt, gefolgt von weiteren Wellen an Flugzeugen während des ganzen Tages.

Die 2. Garde-Panzerarmee begann, die Gegend um Siemensstadt zu säubern. Erst am 27. April erreichte sie die Spreelinie.

Das 79. Schützenkorps der 3. Stossarmee überquerte bei Tagesanbruch unter dem Schutz schweren Artilleriesperrfeuers den Hohenzollernkanal an der Plötzenseeschleuse. Es nahm das Gefängnis ein und säuberte das nördliche Ufer des Westhafenkanals. Allerdings war die Königsdammbrücke, die nach Moabit hineinführte, gesprengt und ihr Schutt vermint

worden. Nach einigen erfolglosen und ausschliesslich selbstzerstörerischen Versuchen, die Brücke dennoch einzunehmen, wurden während der Nacht Artillerie und schwere Maschinengewehre an das Ufer des Kanals gebracht, um für weitere Versuche am folgenden Tag gerüstet zu sein.

In der Zwischenzeit hatte das 12. Garde-Schützenkorps die Fennbrücke über den Nordhafen eingenommen und gesichert, ohne jedoch weiter nach Moabit eindringen zu können. Dieses Korps verbrachte die nächsten Tage damit, durch den Flakturm Humboldthain in der Mitte seiner Linien behindert, verlustreiche Strassenkämpfe zwischen den Fabriken und dicht stehenden Wohnblöcken nördlich der Invalidenstrasse zu führen. Dort war die Verteidigung durch Einheiten der 9. Fallschirmjäger-Division verstärkt worden.

Das 7. Schützenkorps kämpfte sich am 25. April bis an den Rand des Alexanderplatzes und kam damit bis an die östliche Bastion des inneren Verteidigungsringes, die Zitadelle. Damit wurde General Weidling dazu gezwungen, einige seiner kostbaren Panzer in einem verzweifelten Gegenangriff einzusetzen, der zwar den Vormarsch der Sowjets aufhielt, jedoch keinen verlorenen Boden zurückbrachte.

Die 5. Stossarmee machte weiterhin langsame Fortschritte in Richtung des Stadtzentrums, wobei sich ihr hartnäckiger Widerstand entgegenstellte. An der rechten Flanke arbeitete sich das 26. Garde-Schützenkorps am Friedrichshainer Flakturm vorbei die Frankfurter Allee entlang. Gedeckt wurde es durch den massiven Beschuss der Artillerie, die in der Nacht einige eroberte schwere Belagerungsgeschütze dazubekommen hatte. In der Mitte kam das 32. Schützenkorps gegen einen harten Verteidigungskern, der am Schlesischen Bahnhof seine Basis hatte, fast gar nicht voran. Dessen breite Gleise und Rangieranlagen boten ein ausreichendes Schussfeld für die Verteidiger und ermöglichten es ihnen, die angreifenden Panzer und Infanterie einige Tage lang in Schach zu halten. Auf der anderen Seite des Flusses eroberte das 9. Schützenkorps von Treptow aus das Vorwerk des Landwehrkanals und wurde dann in heftige Kämpfe um den Görlitzer Bahnhof verwickelt, die das Zentrum seiner Front beanspruchten.

Bei Tagesanbruch, unter dem Schutz eines ungeheuren Artilleriebeschusses, führte Tschuikow seine 1. Garde-Panzerarmee und die 8. Gardearmee über den Teltowkanal mit dem vorrangigen Ziel, den Flughafen Tempelhof einzunehmen. Die Verteidigung des Flugplatzes wurde unter anderem durch eine starke Luftwaffen-Flak-Einheit, das normale Flugplatzpersonal, das als Infanterie organisiert worden war, eine Panzerjäger-Einheit der Hitlerjugend, die mit Geländewagen und Panzerfäusten ausgerüstet worden war, sowie durch den Hauptteil der Panzer-Division «Müncheberg» gesichert. Die Ufer des Kanals waren von Industriegebäuden gesäumt, und das Hauptaugenmerk der örtlichen Verteidigung scheint hier bei der Stubenrauchbrücke auf der Hauptstrasse zwischen Mariendorf und Tempelhof gelegen zu haben. Dort lagen am südlichen Ufer die Ullstein-Druckerei und am nördlichen Ufer der Bunker der Lorenzwerke, die beide zu Stützpunkten umgewandelt worden waren. Diese Stellungen scheinen durch die Flankenabsicherung von Konews 3. Garde-Panzerarmee unter Störfeuer genommen worden zu sein, ehe Tschuikows Truppen ankamen, da deutsche Berichte andeuten, dass sie zwei oder drei Tage lang die Stellung halten konnten, ehe sie erobert wurden. Nichts weist jedoch darauf hin, dass sie der überwältigenden Macht von Tschuikows Angriff standhalten konnten.

Die Attacke auf den Flugplatz selbst wurde vom 28. Garde-Schützenkorps geführt, das von zwei Brigaden der 1. Garde-Panzerarmee unterstützt wurde. Durch Artilleriefeuer wurden die Start- und Landebahnen blockiert. Da die Sowjets die genaue Position der unterirdischen Flugzeughallen und deren Ausgänge nicht kannten, wurde einigen Kampfgruppen mit Panzern die besondere Aufgabe übertragen, so zu agieren, dass keine Flugzeuge entkommen konnten. Im Verlauf des Tages überrannten die Sowjets die beiden örtlichen Verteidigungslinien und schafften es, auf den Flugplatz zu kommen. Die Hauptverteidigung jedoch hielt stand.

Links von den Hauptkampfhandlungen überquerte das 29. Garde-Schützenkorps den Teltowkanal im Sektor zwischen dem Tempelhofer Damm und der Eisenbahnlinie, die die Grenze zwischen den Fronten mar-

kierte. Auf der rechten Flanke kreuzte das 4. Garde Schützenkorps nach Neukölln. Beiden flankierenden Angriffen begegnete nur lokaler Widerstand.

SS-Brigadeführer Krukenberg übernahm auf Befehl von General Weidling die SS-Panzergrenadier-Division «Nordland» von SS-Brigadeführer Ziegler.

Diese Division war in ihren beiden Regimentern auf 600 bis 700 Männer zusammengeschrumpft, sodass Krukenbergs französische Freiwillige aus der ehemaligen 33. SS-Panzergrenadier-Division «Charlemagne» eine willkommene Verstärkung boten.

Am Ende des Tages waren die Infanterie und die Panzer der 3. Garde-Panzerarmee weit in Richtung des S-Bahn-Ringes vorgedrungen. Das 9. Mechanisierte Korps hatte Steglitz durchquert und war schon fast in Schöneberg; das 6. Garde-Panzerkorps in der Mitte stand kurz vor Schmargendorf; links davon stiess das 7. Garde-Panzerkorps, nachdem es den südlichen Gürtel von Vororten bis Nikolassee im Westen gesichert hatte, durch Dahlem in die nördlichen Bezirke Berlins vor. Die Kämpfe in diesem Sektor verliefen ausgesprochen unterschiedlich, weil es in manchen Gegenden überhaupt keine bzw. nur eine geringe deutsche Verteidigung gab. Aus diesem Grund blieben einige Stadtgebiete praktisch unversehrt von Kriegseinwirkungen, während andere schwere Schäden erlitten, da die Sowjets ausgesprochen stark mit dem Einsatz schwerer Waffen reagierten, wenn sie auf Widerstand trafen.

Die Aufgabe, die linke Flanke des Gros der Streitkräfte zu decken, wurde der 55. Garde-Panzerbrigade übertragen, die nur 1'500 Mann stark war. Sie musste sogar Panzerbesatzungen, die ihre Panzer verloren hatten, als Infanterie einsetzen. Später jedoch wurde sie verstärkt.

Die Schwierigkeiten, Flugzeuge über einem derart mit Truppen und Gerät vollgestopften Schlachtfeld zu koordinieren, wurden bald mit einer Reihe von peinlichen «Eigentoren» manifest, als eigene Stellungen bombardiert wurden. Daraufhin erfolgte ein Antrag an das Hauptquartier bezüglich der Grenzen zwischen den Fronten, die daraufhin geändert wurden und nunmehr entlang der Linie Mittenwalde-Tempelhof-Potsdamer Bahnhof verliefen, wobei alle diese Punkte die 1. Ukrainische Front betrafen. Als dieser Entschluss jedoch durchgegeben wurde, befand sich ein

Teil des 9. Mechanisierten Korps bereits östlich dieser Linie und musste zurückgerufen werden.

Um 23.30 Uhr erhielt Jodl Hitlers detaillierte Anweisungen für das Vorgehen der deutschen Kräfte zur Entsetzung der Verteidiger Berlins. Diese Pläne ignorierten wie üblich vollkommen die Stärke und den Zustand der deutschen Streitkräfte und die überlegenen Kräfte des Feindes. Jodl meldete zurück, dass alle Einsätze zur Befreiung der Stadt bereits begonnen hätten oder kurz vor ihrem Beginn ständen, was diesen Tag zu einem sehr optimistischen im Führerbunker machte. Draussen, im hellen Frühlinglicht des aufziehenden neuen Tages, war die wahre Lage jedoch nichts anderes als verzweifelt.

In der Nacht hatten es die überlebenden Verteidiger von Spandau geschafft, sich aus ihrer Einkesselung zu befreien, indem sie sich einen Weg durch die Ruinen der Altstadt kämpften und über die Charlottenbrücke die Havel überqueren konnten. Die Gatower Verteidigung hielt weiterhin am Westufer des Flusses aus.

Donnerstag, 26. April 1945

Die Armee Wenck begann ihren Entsatzangriff bei Tagesanbruch von der Linie Brandenburg-Belzig aus, wobei sie nicht in Richtung Jüterbog voring, wie es das OKW erwartete, sondern nach Potsdam, wo die sowjetischen Streitkräfte nicht so stark zu sein schienen. Die Strassen waren jedoch derart von Flüchtlingen blockiert, dass sich die Truppen querfeldein bewegen mussten. Zum Abend hin hatten sie das nur 34 Kilometer von Berlin entfernte Beelitz erreicht.

Luftmarschall Nowikow griff die «Operation Salut» noch einmal auf, indem er das Stadtzentrum durch 563 schwere Bombenflugzeuge angreifen liess.

Ebenfalls bei Tagesanbruch erneuerte das 79. Schützenkorps seine Bemühungen, über den Westhafenkanal zu kommen, indem es einen dichten Rauchsleier aufbaute, um den Einsatz zu verdecken. Dadurch schaffte es eine zweite Welle von Infanterie, einen kleinen Brückenkopf zu errich-

ten, der sehr schnell ausgeweitet wurde, sodass die Sowjets zum Abend weit nach Moabit hineingekommen waren.

Der wirre Nahkampf in der restlichen Gegend nördlich der Spree hielt ohne irgendwelche erkennbaren Veränderungen an. Die Geschütze donnerten, der Schutt wurde noch einmal umgeschichtet, und die Verluste nahmen auf beiden Seiten weiter zu. Feuersbrünste breiteten sich nun ungehindert über alle mittleren Bezirke Berlins aus, da die wenigen verbliebenen Feuerwehrleute unter dem schweren Granatenfeuer, das allenthalben herrschte, ihrer Aufgabe nicht nachgehen konnten.

General Weidling wurde überraschend mitgeteilt, dass der Kommandant des Verteidigungsabschnittes «A», Oberstleutnant Erich Bärenfänger, von Hitler zum Generalmajor befördert worden war und das Kommando über die Verteidigungssektoren «A» und «B» übernehmen sollte. Diese Ernennung ermöglichte es Weidling, General Mummert mit den Resten seiner Division in den Abschnitt «D» in Tempelhof zu schicken und dort Oberst Wöhlermann abzulösen, der zu seiner Aufgabe als Kommandant der Verteidigungsartillerie zurückkehren konnte.

Am Morgen startete Krukenbergs 11. SS-Panzergrenadier-Division «Nordland» in Neukölln Gegenangriffe auf das 4. Garde-Schützenkorps und in der Gegend um den Görlitzer Bahnhof gegen das 9. Schützenkorps.

Die Munitionslage war für die wenigen verbliebenen Geschütze und Panzer mittlerweile verzweifelt. Nachdem sowohl der Gatower als auch der Tempelhofer Flugplatz unter Beschuss genommen worden waren, beschloss man, eine Landebahn auf der Ost-West-Achse im Tiergarten zwischen der Siegestsäule und dem Brandenburger Tor einzurichten. Eine Staffel Me 109 warf im Morgenrauen mehr als 100 Munitionskisten über dem Tiergarten ab, wovon jedoch kaum ein Fünftel geborgen werden konnte. Die Risiken, die man einging, um die sowjetische Luftverteidigung zu durchbrechen, und das dabei erzielte Resultat rechtfertigten kaum diesen Einsatz, und so wurde befohlen, dass Transportflugzeuge den Versuch unternehmen sollten, stattdessen auf der neuen provisorii-

schen Landebahn im Tiergarten zu landen. Die zahlreichen Bomben- und Geschosskrater wurden eilig zugeschüttet, und um 10.30 Uhr landeten zwei Ju 52 sicher mit ihren Ladungen aus Panzermunition. Sie hoben eine halbe Stunde später wieder ab, beladen mit Schwerverwundeten aus der Charité. Eine Maschine stürzte jedoch beim Abflug ab, wobei alle Insassen ums Leben kamen, sodass diese Versorgungsmethode ebenfalls wieder aufgegeben wurde.

Schwere Kämpfe im Sektor der 5. Stossarmee behinderten weiterhin deren Vormarsch, während Tschuikows Truppen es schafften, nachdem sie zur Mittagsstunde den Tempelhofer Flughafen erobert hatten, links nach Schöneberg hineinzudrehen, wobei ihre rechte Flanke sich an den Landwehrkanal heranarbeitete. Zum Abend waren sie weit nach Kreuzberg hineingekommen. Der Viktoriapark wurde eingenommen, wodurch die Sowjets im Besitz einer Erhöhung waren, auf der sie ihre schweren Geschütze aufbauen konnten.

Bis zum Ende des Tages hatten die Truppen Tschuikows die Linie der Potsdamer Strasse erreicht. Die führenden Einheiten des 34. schweren Panzerregiments waren sogar noch tiefer vorgestossen und kämpften in der Kurfürstenstrasse.

Die 3. Garde-Panzerarmee, die von dieser Entwicklung nichts wusste, begann, in die dicht bebauten Gegenden von Friedenau und Schmargendorf knapp südlich des S-Bahn-Ringes einzudringen. Auf der linken Flanke vermied die 55. Garde-Panzerbrigade, nachdem sie Nikolassee bereits eingenommen hatte, die offene Fläche der Avus und rückte das Ostufer der Havel entlang durch den Grunewald vor. Eine deutsche Flakbatterie, die zur Unterstützung der Verteidigung des Gatower Flugplatzes über die Havel schoss, wurde durch einen Luftangriff zerstört. Als die Brigade aus dem Wald wieder herauskam, befand sie sich am Bogen der Heerstrasse, nicht weit vom Olympiastadion entfernt. Hier wandte sie sich nach rechts in Richtung Charlottenburg und begann, sich langsam einen Weg durch die Wohngegenden zu bahnen.

Die 18. Panzergrenadier-Division, deren Flanke aufgrund dieser Manöver vom Feind umfasst war, zog sich aus ihren Stellungen entlang der Seekette im Grunewald zurück nach Wilmersdorf hinein.

Nachdem Konews Truppen nun ungemütlich dicht aus dem Süden herangerückt waren, verlegte General Weidling seinen Gefechtsstand vom Fehrbelliner Platz in die Gebäude des Oberkommandos des Heeres (OKH) in der Bendlerstrasse.

Die letzten Telefonleitungen Berlins zur Aussenwelt, die in den vergangenen zwei Tagen auch nur ab und an funktioniert hatten, wurden nun endgültig abgeschnitten.

Freitag, 27. April 1945

In Kreuzberg hatte der Druck von Tschuikows Streitkräften die deutschen Truppen dazu gebracht, sich in der Nacht über den Landwehrkanal zurückzuziehen und sich auf dieser Linie neu zu formieren. Am östlichen Ende des Kanals behauptete sich die SS-Panzergrenadier-Division «Nordland» um den Görlitzer Bahnhof weiterhin gegenüber dem 9. Schützenkorps.

Gatow fiel. Die Sowjets waren nun in der Lage, das westliche Ufer der Havel endgültig zu säubern.

Die 2. Garde-Panzerarmee beendete die Säuberung der Gegend um Siemensstadt und stiess weiter die Spree hinauf – im Westen bis zu ihrem Zusammenfluss mit der Havel, wo sich die Zitadelle Spandau ergab, bis weiter zum Westhafenkanal im Osten. Hier waren alle Brücken zerstört worden. Allerdings schaffte es ein Teil der 35. Mechanisierten Brigade, auf das Gebiet des Ruhlebener Rennplatzes hinüberzukommen. Mittags traf diese Gruppe auf die 55. Garde-Panzerbrigade, die soeben über die Reichsstrasse gelangt war und Befehl hatte, die Verteidigung vom Westen her abzuschneiden, indem sie die Ufer der Spree besetzte. Die 35. Mechanisierte Brigade zog sich daraufhin über die Spree zurück und liess für den Rest des Tages und der Nacht die 55. Garde-Panzerbrigade dort aufräumen und die Wohngegend von Westend sichern. Es scheint, dass Letztere für diese Aufgabe keine ausreichenden Truppen zur Verfügung hatte, da deutsche Einheiten wieder und wieder durch ihre Linien sickerten. Selbst die hinteren Staffeln der Versorgungsfahrzeuge waren am Morgen ge-

zwungen, beim Gros Schutz zu suchen, nachdem sie aus ihrer Basis am U-Bahnhof Reichssportfeld herausgedrängt worden waren.

Das 79. Schützenkorps kämpfte sich weiter durch Moabit. Die Verluste waren weiterhin schwer, aber aus den Gefängnissen in dieser Gegend kamen grosse Mengen sowjetischer Kriegsgefangener, die nach ihrer Befreiung sofort eingesetzt wurden, um dezimierte Einheiten wieder zu verstärken. Das 79. Schützenkorps zog südöstlich durch Moabit auf den Reichstag zu und überliess es der 2. Garde-Panzerarmee, die Beusselstrasse bis zum Knie (heute Ernst-Reuter-Platz) zu säubern.

Was den Rest der 3. Stossarmee anging, war die Lage alles andere als klar. Die 9. Fallschirmjäger-Division kämpfte mit Erfolg. Auch der Humboldthainer Flakturm, der Stettiner Bahnhof und andere Stellungen in der Gegend hielten gut stand, während überall um sie herum Strassenkämpfe stattfanden.

Die Kämpfe im Bereich der 5. Stossarmee waren nun stark fragmentiert, es gab überall im Kampfgebiet isolierte deutsche Widerstandsnester. Die gesamte Gegend zwischen dem Alexanderplatz und der Spree war in Aufruhr, und es gab noch Kämpfe um den Flakturm Friedrichshain herum und um den Schlesischen Bahnhof. Auf der anderen Seite des Flusses marschierte das 9. Schützenkorps weiter durch Kreuzberg vor und erreichte den Moritzplatz.

Das Gros der Streitkräfte Tschuikows zog entlang ihrer nördlichen Front zur Linie des Landwehrkanals auf und konsolidierte dort seine Stellungen. In der Mitte fuhr das 28. Garde-Schützenkorps mit seiner starken gepanzerten Unterstützung damit fort, eine feste Basis für die Überquerung des Landwehrkanals zu schaffen. Es scheint ungefähr die Gegend vom Heinrich-von-Kleist-Park über den Lützowplatz bis zum Noliendorfplatz gesichert zu haben, obwohl die beiden letzteren Plätze weiterhin in den Händen der Deutschen blieben und die Artillerieabteilung auf dem Lützowplatz bis zum Ende der Schlacht die Stellung hielt. Diese Positionen wurden umgangen, aber es fanden schwere Kämpfe um die Corneliusbrücke an der Budapester Strasse statt. Einige sowjetische Panzer durch-

brachen die Umgrenzungsmauer des Zoos und begannen von dort aus, auf die Flaktürme zu feuern.

Tschuikow etablierte seinen Kommandoposten am Schulenburgring Nr. 2 in der Nähe des Flughafens Tempelhof und beschloss, den nächsten Tag als Ruhepause für seine Truppen zu nutzen. Die Artillerie und Panzer sollten die Deutschen weiter beschäftigen, während er seine Vorbereitungen traf. Spähtrupps wurden vor geschickt, die die deutsche Verteidigung überprüfen sollten, und drei dieser Trupps scheinen in ausreichend beeindruckender Stärke aufgetreten zu sein, um den Deutschen einige Sorge zu bereiten. In der Nähe des Potsdamer Bahnhofs wurden Kämpfe gemeldet, und zwei sowjetische Panzer wurden auf der Brücke am Halleschen Tor ausgeschaltet. SS-Brigadeführer Mohnke berichtete, dass eine Gruppe von sowjetischen Panzern, die zwei tschechische Panzer mit deutschen Abzeichen begleiteten, es geschafft hatten, bis zur Wilhelmstrasse vorzudringen, ehe sie zerstört wurden.

Die 3. Garde-Panzerarmee kämpfte nun entlang der Grenze des inneren Verteidigungsringes. Die Deutschen hielten immer noch verbissen ihre Stellungen, vor allem am Schmargendorfer S-Bahnhof und im angrenzenden Hindenburg-Park, wo sie gute Schussfelder nutzen konnten. Allerdings zwang sie der unaufhörliche Beschuss durch die massierte sowjetische Artillerie irgendwann dazu, Boden zu verlieren. Es gab einige besonders erbitterte Kämpfe um den Fehrbelliner Platz, wo die Sowjets drei Tage brauchten, um einen Durchbruch zu erreichen. Die sowjetischen Verluste wuchsen weiterhin an.

In der Zitadelle verschlechterten sich die Bedingungen zusehends. Das Eindringen der Sowjets in die U-Bahn-Tunnel führte dazu, dass Hitler befahl, die Schleusentore zur Spree zu öffnen. Obwohl dies bei denjenigen, die dort Zuflucht gesucht hatten, Panik verursachte, scheint das Wasser nicht höher als einen Meter gestiegen zu sein und sickerte auch aufgrund des ausgesprochen sandigen Untergrundes bald wieder weg.

Die einzige realistische Hoffnung für die Verteidiger der Stadt lag nun darin, dass Wencks 12. Armee einen Fluchtkorridor in den Westen öffnen

würde. Wenck machte weiterhin Fortschritte, und bis zum Abend hatten seine führenden Einheiten das Dorf Ferch an der südlichen Spitze des Schwielowsees erreicht, neun Kilometer südlich von Potsdam.

Sonnabend, 28. April 1945

Bei Tagesanbruch sammelte sich das 1. Mechanisierte Korps der 2. Garde-Panzerarmee im Spreebogen nördlich des Schlossparks von Charlottenburg, wo die Spreeschleusen seiner Infanterie eine Möglichkeit zur Überquerung boten. Es griff den deutschen Stützpunkt im angrenzenden S-Bahnhof Jungfernheide an. Dort bildeten die Überführungen die einzigen Lücken in den Eisenbahndämmen, die den westlichen Teil von Moabit deckten. Trotz aller Bemühungen waren die sowjetischen Truppen nicht in der Lage, an diesem Tag hier durchzubrechen. In der Zwischenzeit überquerte das 12. Garde-Panzerkorps den Westhafen nach Moabit hinein und begann, sich die Landzunge zwischen der Spree und der Mündung des Landwehrkanals hinabzukämpfen.

Während des Nachmittags erhaschten die führenden Einheiten des 79. Schützenkorps, die durch Alt-Moabit vordrangen, durch die dichten Wolken von Staub und Rauch, die die mittleren Bezirke der Stadt verdunkelten, einen ersten Blick auf den Reichstag. Die Nachricht verursachte grosse Aufregung, und der Korpskommandant eilte nach vorne, um sich das selbst anzusehen. Er beschloss, seinen Kommandoposten im Hohen Zollhaus einzurichten, von wo aus man die Moltkebrücke sowie die Zufahrten zum Reichstag überblickte, und fing an, seine Streitkräfte in der direkten Eingebung zu sammeln.

Die an beiden Enden schwer verbarrikadierte Brücke bot die einzige Möglichkeit, die Spree zum Reichstag relativ problemlos zu überqueren. Stacheldraht und sonstige Hindernisse waren über sie verstreut, und sie wurde regelmässig aus Stellungen, die gegenüber in den Ruinen des Diplomatenviertels und des Innenministeriums sowie in den Gebäuden des Schlieffenufers verborgen lagen, mit Artillerie- und Maschinengewehrfeu-

er bedacht. Hinter diesen Stellungen machte die Luftaufklärung am nördlichen Ende des Königsplatzes eine grosse wassergefüllte Grube aus, von der aus ein unter Wasser stehender Tunneldurchstich nach rechts über die offene Fläche in den Tiergarten führte, und zwar vor einer Reihe von Gräben und Geschützstellungen. Diese befanden sich am Reichstagsgebäude selbst, dessen Türen und Fenster mit Ausnahme einiger kleiner Geschützluken zugemauert worden waren und das gegenüber den Granaten vollkommen unempfindlich blieb. Die direkte Luftunterstützung war zurückgezogen worden, da das Schlachtfeld zu schmal war, aber die massierte schwere Artillerie der Sowjets konzentrierte sich nunmehr auf dieses Gebiet zwischen der Spree und dem Landwehrkanal. Diesen vom Süden aus zu überqueren, bereiteten sich Tschuikows Truppen vor, und ihnen mangelte es nicht an Munition. Der Angriff über die Moltkebrücke war für Mitternacht geplant. Während sich die sowjetische Artillerie im Schutz der Dunkelheit im Zollpackhof und auf dem Washingtonplatz formierte, konnten deutsche Raketengeschosse erheblichen Schaden unter den exponierten Geschützen und ihren Mannschaften anrichten.

Im gesamten Sektor der 5. Stossarmee waren die Kämpfe ausserordentlich wirr, vor allem um den Alexanderplatz herum und um die Börse. In der Gegend um den Flakturm Friedrichshain, die Landsberger Chaussee und die Frankfurter Allee dauerten die Kampfhandlungen zwischen den Artilleriegefechten an. Die Besatzung des Flakturms hielt sich bis zum Ende der Schlacht, wobei jedoch die Zivilisten, die dort Zuflucht gesucht hatten, bereits in der Nacht des 23. April von dort ausgewiesen worden waren. Ehe sie ihn am 2. Mai verliess, sprengte die Garnison das Magazin in die Luft, was das ganze Gebäude aufbrechen und in sich zusammenfallen liess.

Während der Schlesische Bahnhof und andere Stellungen hinter dem 32. Schützenkorps noch standhielten, startete es einen Angriff über die Spree hinweg auf die Fischerinsel, den südlichen Teil der Mittelinsel, auf der sich das Schloss und der Dom befanden. Als Teil desselben Einsatzes nahm das 9. Schützenkorps auf dem Westufer die Gegend des Spittel-

marktes ein, die vorher durch Artilleriefireu er völlig in Schutt und Asche gelegt worden war. Ihre Verteidiger waren in den Ruinen ausgelöscht worden. Somit waren am Ende des Tages die führenden Einheiten der 5. Stossarmee am östlichen Ende der Leipziger Strasse weniger als 1'400 Meter von der Reichskanzlei entfernt.

Generaloberst Tschuikow fuhr mit seinen Vorbereitungen zum Angriff über den Landwehrkanal fort, der sich zwischen einem Punkt gegenüber dem OKW in der Bendlerstrasse und dem Belle-Alliance-Platz erstrecken sollte. Die Möckernbrücke war auf diesem Abschnitt des Kanals die einzige noch unversehrte Brücke. An ihrer Unterseite waren jedoch zwei grosse Hängeminen angebracht, die jederzeit bereit zur Detonation waren. Die jeweilige Methode, den Kanal zu überqueren, blieb den einzelnen Einheiten überlassen. Später berichteten, dass die Tunnel, die unter dem Kanal durchführten, nicht zur Überquerung genutzt werden konnten, da sie in regelmässigen Abständen von bemannten Barrikaden blockiert wurden und sehr eng waren.

Während des Morgens begann die 3. Garde-Panzerarmee einen geschlossenen Angriff auf dem äussersten rechten Flügel ihres Einsatzbereiches. Ihre Anfangslinie war die Badensche Strasse zwischen Kaiserallee und Potsdamer Strasse, und ihr Ziel war die Überquerung des Landwehrkanals bis zum Einbruch der Dunkelheit. Zur Unterstützung dieses Vorhabens wurde der 55. Garde-Panzerbrigade befohlen, die Achse der Kantstrasse hinunter bis zum Zoo zu ziehen. Konews Angriff wurde wie geplant begonnen. Aber schon nach kurzer Zeit musste man feststellen, dass praktisch die gesamte östliche Hälfte der vorgesehenen Vormarschlinie bereits von Tschuikows Truppen besetzt war, die teilweise unter das Feuer von Konews Artillerie geraten waren. Als Resultat dieser Entdeckung musste das 9. Mechanisierte Korps von der rechten auf die linke Flanke wechseln und mit der neuen Anweisung versehen werden, in Richtung Savignyplatz vorzugehen.

Nachdem seine Berliner Ambitionen auf diese Weise zunichte gemacht worden waren, verliess Konew die Stadt, durch Gegebenheiten besiegt,

die aus der Rivalität zwischen ihm und Shukow entstanden waren und die Stalin ausserordentlich geschickt genutzt hatte, ohne auf die militärischen Konsequenzen Rücksicht zu nehmen. Um Mitternacht gab das Hauptquartier der Sowjets einen neuen Befehl über die Grenze zwischen den Fronten aus, die nunmehr entlang der Linie Mariendorf-Bahnhof Tempelhof-Viktoria-Luise-Platz-Bahnhof Savignyplatz und von dort entlang der S-Bahnlinie über die Bahnhöfe Charlottenburg, Westkreuz und Witzleben verlief.

In der Zwischenzeit begannen die Einheiten der 55. Garde-Panzerbrigade, die noch in der Gegend der Heerstrasse verblieben waren, einen Zangenangriff auf Ruhleben, um die Verteidigung weiter zu beschäftigen. Eine hauptsächlich aus Infanteristen bestehende Gruppe zog querfeldein zwischen dem Hitlerjugend-Regiment, das die Havelbrückenbewachte, und den Truppen des Reichsarbeitsdienstes, die das Olympiastadion deckten, durch. Sie überrannten eine gemischte Stellung aus Flak und Artillerie im Gelände der Reichssportschule und schoben sich dann weiter über die Rückseite des Hügels über die Ruhlebener Schiessstände in Richtung Charlottenburger Chaussee. Die Verteidigung hatte ungefähr 1'000 Mann in dieser Gegend, Überlebende der Kämpfe in Spandau und Siemensstadt, die sich nun auf der Linie der Ruhlebener Kaserne und dem U-Bahnhof auf dessen hohem Bahndamm formierten. Sie wurden durch ungefähr 2'000 Jungen der örtlichen Hitlerjugend verstärkt, die aus ihren Häusern geholt wurden. Von diesen waren die meisten unbewaffnet und verliessen sich darauf, Waffen auf dem Kampffeld aufzulesen. Daraufhin führte das Gros der verteidigenden Streitkräfte einen Gegenangriff und trieb die Sowjets die ganze Strecke über den Hügel wieder zurück auf die Heerstrasse. Auf ihrem Weg erlitten sie schwere Verluste, als sie vom Flankenfeuer anderer sowjetischer Truppen erfasst wurden, die in den Gebäuden der Reichssportschule verborgen waren. Durch eine zweite Gruppe der Verteidigung, die sie von hinten angriff, konnten sie aber von dort vertrieben werden. Der andere Teil des sowjetischen Angriffs, bei dem Panzer, die aus der Heerstrasse kamen, versuchten, sich ihren Weg die Charlottenburger Chaussee hinunter und auf das Tor der Kaserne hin zu er-

zwingen, scheiterte ebenfalls am erbitterten Widerstand der Verteidigung, die dabei mehrere Panzer zerstörte.

Weidlings Streitkräfte waren nunmehr in einem wurstförmigen Gebiet eingeeignet, das sich vom Alexanderplatz im Osten fast 13 Kilometer nach Westen zu den Ufern der Havel erstreckte und das an manchen Stellen keine eineinhalb Kilometer breit war. Er hatte immer noch ungefähr 30.000 Kämpfer zur Verfügung und eine Handvoll Panzer und Geschütze, aber Essen und Munition wurden schnell knapp, und er schätzte, dass sie sich nicht mehr länger als weitere 48 Stunden würden halten können. Wenn eine Kapitulation ausser Frage stand, gab es also nur noch die Möglichkeit, nach Westen auszubrechen und sich dort mit Wencks 12. Armee zusammenzuschliessen. Er stellte daher bei der Abendkonferenz Hitler einen Plan diesen Inhalts vor, den dieser aber ablehnte. Hitler hatte entschieden, dass sie alle bis zum Ende in Berlin aushalten sollten und dass er nicht das Risiko eingehen könnte, lebendig in die Hände des Feindes zu fallen.

Um ungefähr 21.30 Uhr wurde durch das Propagandaministerium die Nachricht von Himmlers Friedensverhandlungen mit Graf Bernadotte von Schweden abgefangen. Hitler war durch diesen Verrat des «treuen Heinrich» zutiefst getroffen. Später überraschte er alle Anwesenden mit der Mitteilung, seine Geliebte Eva Braun heiraten zu wollen. Um ungefähr 1.30 Uhr morgens wurde ein verwirrter Mann mit Volkssturmmarmband in den Führerbunker gebracht, Gauamtsleiter Walter Wagner, der die Strassenkämpfe verlassen musste, um diese Verbindung zu legalisieren. Kurz danach begann Hitler, einer seiner Sekretärinnen seine persönlichen und politischen Testamente zu diktieren, wobei er Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger als Staatsoberhaupt machte und Goebbels zum Reichskanzler ernannte.

Sonntag, 29. April 1945

An diesem Morgen schafften es Truppen der 2. Garde-Panzerarmee, die Spree-Schleuse zu überqueren und sich durch den Park des Schlosses Charlottenburg in die Ruinen des Gebäudes vorzukämpfen. Währenddes-

sen brach die 219. Garde-Panzerbrigade durch die Verteidigungsstellung am S-Bahnhof Jungfernheide und überquerte die Spree über die Ruine der Eisenbahnbrücke. In der Zwischenzeit machte das 12. Garde-Panzerkorps stetige Fortschritte durch das westliche Moabit.

Der erste Angriff des 79. Schützenkorps mit zwei Infanteriebataillonen über die Moltkebrücke hinweg wurde in einem Feuerhagel zunichte gemacht. Deswegen wurden daraufhin schwere Panzer eingesetzt, um einen Weg durch die Barrikaden zu planieren. Ein zweiter Infanterieangriff schaffte es dann, einen kleinen Brückenkopf im Eckgebäude des Diplomatenviertels zu errichten. Die Kompanie des SS-Regiments «Anhalt», die diese Gegend verteidigte, führte daraufhin einen Gegenangriff durch, und während dies geschah, brach plötzlich eine Kompanie der 9. Fallschirmjäger-Division, die bislang in den Ruinen des Lehrter Bahnhofs abgeschnitten gewesen war, durch die sowjetischen Linien. Sie verursachte ein solches Chaos, dass ungefähr 100 von ihnen es schafften, die Brücke zu überqueren. In der darauffolgenden Verwirrung schickten die Deutschen einen Sprengtrupp vor, der die Brücke zerstören sollte. Allerdings waren die Sprengladungen nicht ausreichend stark, sodass nur die Hälfte eines Brückenbogens ins Wasser fiel – damit war immer noch ausreichend Platz für Panzer da, die die Brücke überqueren wollten.

Die Fallschirmjäger waren der Verteidigung des Reichstags eine willkommene Verstärkung. Abgesehen von den Polizisten und Beamten, die das Innenministerium verteidigten, gab es zwischen der Brücke und dem Brandenburger Tor nur ungefähr 450 Männer unter dem Kommando des SS-Leutnants Babick. 250 von diesen waren Marineangehörige, die auf Weisung von Grossadmiral Dönitz eingeflogen worden waren, um als Infanterie zu dienen. 200 waren eine Mischung aus Volkssturmmännern und einer zusammengewürfelten Mannschaft aller Waffengattungen. Hinzu kam seine eigene Kompanie von potentiellen Unteroffizieren, die aus dem SS-Depot von Spreenhagen kamen.

Die Sowjets fingen an, ihren Brückenkopf auszudehnen, indem sie sich ihren Weg durch den Keil von Gebäuden auf der Moltke-Strasse wie durch

ein Mauseloch bahnten. Um 5 Uhr morgens begann der Angriff über die Moltkestrasse ins Innenministerium hinein. Der Kampf um das Gebäude, im erstickenden Rauch der Feuer, die sich in den herumliegenden Teppichen und Möbeln entzündet hatten, hielt den ganzen Tag an und dauerte bis in die Nacht.

In den anderen Sektoren der 3. Stossarmee dauerte der Kampf in derselben Art wie bisher an, wobei den angreifenden Sowjets im Durcheinander nördlich des Alexanderplatzes nur geringe Fortschritte gelangen.

Im Sektor des 26. Garde-Schützenkorps, der über die Spree im Zentrum der Stadt ging, stürmten zwei Regimente das Rote Rathaus, das von den Männern der 11. Panzergrenadier-Division «Nordland» zäh verteidigt wurde. Die Sowjets waren gezwungen, sich im dichten Rauch, der das Gebäude füllte, jeden Raum einzeln zu erkämpfen.

Mittlerweile mussten auch das 32. und das 9. Schützenkorps einen harten Kampf durchmachen, während sie sich langsam auf die Reichskanzlei zu bewegten.

Unter Tschuikows Truppen, die sich formierten, um über den Landwehrkanal einen Angriff durchzuführen, befand sich der Standartenträger des 220. Garde-Schützenregiments, Garde-Feldwebel Nikolaj Masalow, mit seiner Standarte und seinen beiden Assistenten. Plötzlich hörten sie von der anderen Seite der Möckernbrücke her ein kleines Kind, das nach seiner Mutter weinte. Masalow schaffte es, unter dem Deckungsfeuer seiner Kameraden über die Brücke zu kriechen, und fand ein dreijähriges deutsches Mädchen, das im Schutt neben seiner toten Mutter lag. Sobald das Artilleriefeuer anfang, rannte er mit dem Kind in seinen Armen wieder zurück.

Unter dem Schutzschild eines Rauchschleiers schafften es einige sowjetische Infanteristen, die Brücke zu überqueren, während Pioniere die Minen unter ihr entschärften. Die vorgehenden Panzer wurden allerdings einzeln abgeschossen, während sie versuchten, die Brücke zu überqueren, bis jemand auf die Idee kam, die Schutzbedeckung eines der Panzer mit leicht entflammbarem Öl zu präparieren und ein paar Rauchkanister mitzunehmen. Dieser Panzer führte den nächsten Angriff an und ging, kaum

hatte er die Brücke erreicht, in Flammen auf, als wäre er getroffen worden. Da die deutschen Verteidiger dachten, der Panzer sei schlicht ausser Kontrolle geraten und würde nur zufällig nach vorne fahren, ignorierten sie ihn, bis es schon zu spät war und er aus kürzester Entfernung in ihre Flanken schoss. In der Zwischenzeit hatten andere Versuche der sowjetischen Infanterie, den Kanal entlang der Angriffslinie zu überqueren, unterschiedlichen Erfolg, wobei alle starke Verluste zu verzeichnen hatten. Am Halleschen Tor schafften die Pioniere es, Pontons auf das Wasser zu lassen, sodass Panzer zum Belle-Alliance-Platz gelangen konnten. Damit erhielten Tschuikows Kräfte auf der linken Flanke eine wesentliche Verstärkung.

Die 3. Garde-Panzerarmee konzentrierte sich auf Wilmersdorf. Ihr Fortkommen auf den Strassen, die auf den Kurfürstendamm führten, wurde vom Geschützdonner begleitet. Eine Konsequenz aus der in der vorangegangenen Nacht vorgenommenen Veränderung der Grenze zwischen den Fronten war, dass die 55. Garde-Panzerbrigade, die sich die Kantstrasse hinunterkämpfte, aus dem Sektor herausgezogen werden musste, der nunmehr der 2. Garde-Panzerarmee unterstand. Allerdings hatte dieser Befehl die Brigade erst nach dem Morgengrauen erreicht, als die Kämpfe schon wieder in solch einem Ausmass aufgeflammt waren, dass viele der Einheiten nicht mehr herausgelöst werden konnten.

Erst nach Einbruch der Nacht war es der Brigade möglich, sich zurückzuziehen und ihre Blockadeaufgabe im Westend wiederaufzunehmen. Am Fehrbelliner Platz führten im Laufe des Tages einige Tiger-Panzer einen starken Gegenangriff durch; dennoch wurde die Verteidigung, der auch Einheiten der 18. Panzergrenadier-Division angehörten, langsam zurückgetrieben. Allerdings hielt die Halensee/Westkreuz-Stellung am westlichen Ende des Kurfürstendamms weiterhin stand, vermutlich, weil sie von der Hauptwelle der Angreifer umgangen worden war.

Am Abend wurde berichtet, dass die Sowjets in Charlottenburg die Bismarckstrasse vom Norden aus überrollt und schon fast die Kantstrasse erreicht hätten, während sie, aus dem Norden kommend, in Mitte schon fast

an die Weidendammbrücke gekommen waren, im Osten den Lustgarten, die südliche Wilhelmstrasse fast bis zum Luftfahrtministerium sowie die ganze Saarlandstrasse besetzt hatten und im Süden auf der Potsdamer Strasse waren. Ausserdem waren sie im Westen, im Tiergarten, nur noch 400 Meter entfernt. Die Reichskanzlei war praktisch eingekreist. Hitler fragte daraufhin, wie lange man noch aushalten könne, und wurde informiert, dass es nicht mehr als noch 24 Stunden möglich sei. Ein Funkspruch an das OKW ergab die erstaunlich ehrliche Antwort von Keitel, dass alle Versuche, Berlin zu entsetzen, gescheitert seien.

Montag, 30. April 1945

Gegen 4 Uhr morgens hatte das 79. Schützenkorps das gesamte Innenministerium und die westliche Hälfte des Diplomatenviertels gesäubert. Die Verluste auf beiden Seiten waren schwer gewesen, aber der Druck auf die sowjetischen Truppen, den Reichstag vor dem Maifeiertag einzunehmen, erlaubte ihnen keine Ruhepause. Vom Innenministerium aus wurde um 4.30 Uhr ein Angriff auf den Reichstag eingeleitet, der allerdings unter dem unerwarteten konzentrierten Feuer deutscher Truppen scheiterte, die sich in den Ruinen der Krolloper, gegenüber dem Reichstag, auf der anderen Seite der offenen Fläche des Königsplatzes, verborgen hatten.

Die Reservedivision musste in die Stadt geholt werden, um das Schließfenster und die Krolloper zu säubern, womit dann ein weiterer Angriff ermöglicht werden sollte. Die riesige, unter Wasser stehende Grube auf der Nordseite des Königsplatzes verhinderte jeden anderen Zugang zum Reichstag ausser einen direkten, frontalen Angriff. In dieser Phase brachten die Sowjets Panzer und Geschütze herüber, um sich für den Hauptangriff vorzubereiten, und manche ihrer Geschütze und Raketenwerfer wurden in den oberen Stockwerken des Innenministeriums aufgebaut.

Der Angriff wurde um 9.30 Uhr wieder aufgenommen. Nach dem üblichen anfänglichen schweren Beschuss kam die Infanterie diesmal bis

diesmal bis zum gefluteten Durchstich des Eisenbahntunnels. Die deutschen Gegenangriffe wurden alle zurückgeschlagen.

Um 13 Uhr unternahmen die Sowjets erneut einen Versuch mit einem massiven, 30-minütigen Sperrfeuer, nach dem die Infanterie wieder voringing. Mithilfe der Flugabwehrgeschütze auf dem Flakturm Zoo wurde auch dieser Angriff abgewehrt. Allerdings schafften es die sowjetischen Truppen, auf der linken Flanke die östliche Hälfte des Diplomatenviertels zu säubern, womit sie es Panzern und Selbstfahrlafetten (Sturmgeschützen) ermöglichten, vor den gefluteten Durchstich zu gelangen und der exponierten Infanterie vor dem Reichstag Hilfe zu leisten. Es wurde beschlossen, für den endgültigen Angriff den Schutz der Dunkelheit abzuwarten, der auf 18 Uhr angesetzt wurde, da durch die Rauchglocke über dem Stadtzentrum die Nacht frühzeitig anbrach. Diesmal waren manche Männer der Infanterie in der Lage, bis zu den Stufen und den noch unversehrten zugemauerten Türen des Reichstags zu gelangen. Glücklicherweise hatten sie zwei leichte Mörser dabei, und indem sie die beiden horizontal ausrichteten, konnten sie ein kleines Loch ins Mauerwerk sprengen und sich so einen Weg in die Haupteingangshalle bahnen.

Als der Bericht hierüber irgendwann das Hauptquartier des 79. Schützenkorps erreichte, wurde das besondere «Banner Nr. 5» der führenden Division mit einer Eskorte ausgewählter Partei- und Komsomolmitglieder vorgeschickt, die den Befehl hatte, das Banner auf dem Dach des Reichstages vor dem Maifeiertag zu hissen. Die Mannschaft wurde später in einer nachgestellten Aufnahme für die Nachwelt festgehalten, und es wurde behauptet, sie hätte ihre Flagge auf der rückwärtigen Brüstung des Gebäudes 70 Minuten vor Mitternacht Moskauer Zeit gehisst. In Wahrheit hatten sie aber diesen Termin verpasst und waren im Wettlauf zum Dach des Reichstags durch einige Artilleristen geschlagen worden, die vor Mitternacht ihre Flagge auf der Vorderseite des Gebäudes gehisst hatten. Da dieser Versuch jedoch inoffiziell war, wurde später nur über den offiziellen Akt berichtet.

Um 6 Uhr berichtete Mohnke, dass die Sowjets nunmehr am Hotel Adlon an der Kreuzung Wilhelmstrasse/Unter den Linden standen.

Sie befanden sich ausserdem in den U-Bahnschächten der Friedrichstrasse und knapp vor der Reichskanzlei unter der Vossstrasse. Seine eigenen Truppen waren erschöpft und konnten unmöglich noch länger aushalten. Jedenfalls erwartete er bei Tagesanbruch einen massiven Frontalangriff auf die Reichskanzlei.

Am Vormittag erhielt General Weidling eine Nachricht von Hitler, in der ihm erlaubt wurde, einen Ausbruch zu unternehmen, sobald Munition und Vorräte sich ihrem Ende näherten. Daher berief Weidling am späten Vormittag eine Konferenz seiner Kommandeure ein, in der er ihnen Anweisungen erteilte, für 22 Uhr einen Ausbruch vorzusehen, und ihnen mitteilte, dass dieser nötigenfalls seiner persönlichen Verantwortung unterstünde.

Während der morgendlichen Lagebesprechung im Führerbunker berichtete General Krebs, dass die Sowjets nunmehr beide Seiten der Leipziger Strasse kontrollierten und dass der Anhalter Bahnhof soeben gefallen sei. Die Sowjets kamen von allen Seiten immer näher heran.

Um 15.20 Uhr verübten Hitler und seine frisch angetraute Gattin Selbstmord. Ihre Leichen wurden in den Garten der Reichskanzlei getragen und in eine Grube gelegt, mit Benzin übergossen und angezündet. Wenig später wurden die verkohlten Körper in einem nahe gelegenen Granatentrichter begraben. Die ganze Angelegenheit wurde von den wenigen, die davon wussten, als strenges Geheimnis bewahrt.

Damit war Goebbels Reichskanzler, und er war bestrebt, die neue Regierung, die Hitler in seinem Testament vorgesehen hatte, aufzustellen. Demzufolge erhielt General Weidling um ungefähr 19 Uhr eine Nachricht von General Krebs, in der ihm befohlen wurde, sich im Führerbunker einzufinden. Gleichzeitig wurde die Erlaubnis für einen Ausbruch widerrufen. Weidling wurde dann mitgeteilt, dass Krebs versuchen wollte, mit den Sowjets zu verhandeln. Die Truppen würden weiter ausharren müssen und die Bevölkerung weiter leiden, während Goebbels und Bormann ihr aussichtsloses Machtspiel spielten.

Einige besonders erbitterte Kämpfe fanden in Charlottenburg und in Wilmersdorf statt, als die 2. und die 3. Garde-Panzerarmee sich auf die S-

Bahngleise zu bewegen, die die Grenze zwischen den Fronten markierten, während deutsche Truppen bemüht waren, einen Durchgang zu den westlichen Stadtteilen in ihrem Besitz zu erhalten. Die 55. Garde-Panzerbrigade, die in die Gegend des Westend zurückgekehrt war, wurde während des ganzen Nachmittags heftig in Anspruch genommen, vor allem durch den zunehmenden Druck der Bewegung in Richtung Westen. Danach scheint sie sich in die Gardekaserne und in das Strassenbahndepot an der Königin-Elisabeth-Strasse zurückgezogen zu haben, was den Deutschen ein ungehindertes Passieren ermöglichte.

Die 2. Garde-Panzerarmee kämpfte sich auf das Knie und den Zoo vor, erreichte die Linien der Schloss-, Bismarck- und Kantstrasse. Allerdings beliefen sich die Verluste dieser Armee mittlerweile auf stupende 90 Prozent. Es gab keine verfügbare sowjetische Verstärkung, sodass beschlossen wurde, die 1. Polnische Infanterie-Division «Tadeusz Kosciuszko» von der 1. Polnischen Armee heranzuführen.

Das Gebiet, das von der Verteidigung im Stadtzentrum weiterhin gehalten wurde, war mittlerweile auf eine Fläche zusammengeschrumpft, die grob durch den Reichstag, den Bahnhof Friedrichstrasse, den Gendarmenmarkt, das Luftfahrtministerium und die Reichskanzlei gekennzeichnet war.

Dienstag, 1. Mai 1945

Mit dem Beginn des Maifeiertags schwächte der Kriegslärm etwas ab. Die sowjetischen Generäle hätten es vorgezogen, ihre Eroberung der Stadt zu vollenden, aber die Männer der Roten Armee wollten feiern, wobei allein schon das Überleben ausreichenden Grund dazu bot. Daher wurden die Kämpfe und Bombardierungen in eher oberflächlicher Weise fortgeführt, kurzfristige Intensivierungen flauten bald wieder ab.

Kurz nach Mitternacht zog die Abteilung von General Krebs los und erreichte sicher einen sowjetischen Gefechtsstand, von wo aus sie mit einem Geländewagen zum Hauptquartier von Oberst Tschuikow im Schu-

lenburgring Nr. 2 gebracht wurde. Sie kam dort um 3.50 Uhr an. Tschuikow empfing sie in Begleitung eines Schwarms von Offizieren. Die Diskussion schleppte sich über Stunden hin. Krebs wollte die Anerkennung der neuen Regierung erreichen sowie eine Gelegenheit, sie zusammenzustellen. Er hatte keine Genehmigung, eine bedingungslose Kapitulation zu verhandeln, was wiederum das Einzige war, woran die Sowjets interessiert waren. Irgendwann wurde Oberst von Dufving mit einem sowjetischen Funkmajor zurückgeschickt, um eine Feldtelefonleitung zum Führerbunker zu legen. Allerdings wurden sie von deutschen Truppen unter Beschuss genommen, der Major wurde dabei schwer verletzt. Die Leitung stellte sich dann als zu kurz heraus, und schliesslich wurde von Dufving von SS-Truppen verhaftet. Er wurde erst wieder freigelassen, nachdem er darauf bestanden hatte, dass SS-Brigadeführer Mohnke in der Sache herangezogen werde. Er ging dann weiter, um Goebbels und Bormann im Führerbunker Bericht zu erstatten, wobei er bemerkte, dass zwar Goebbels ruhig und gesammelt erschien, Bormann jedoch offensichtlich Angst hatte. Als Goebbels hörte, dass Krebs keinen Erfolg hatte, sagte er, dass er niemals einer bedingungslosen Kapitulation zustimmen könne, und sandte von Dufving aus, Krebs wieder zurückzuholen.

Von Dufving zog um 11 Uhr erneut los und rief von dem sowjetischen Gefechtsstand aus Krebs an. Dieser sagte ihm, man erwarte noch einen Anruf aus Moskau und dass von Dufving in der Zwischenzeit einen weiteren Versuch unternehmen solle, Telefonkontakt mit dem Führerbunker herzustellen. Von Dufving nahm also eine weitere Feldleitung und schloss sie an die erste an. Fast sofort darauf wurde sie durch Granatenfeuer wiederum unterbrochen. Er rief erneut Krebs an, und man sagte ihm, Krebs befände sich jetzt auf dem Rückweg. Sie kehrten dann gemeinsam zu ihren Linien zurück.

Nachdem sowohl dieser als auch ein weiterer Verhandlungsversuch mit der sowjetischen Division, die sich der Reichskanzlei von Osten her näherte, gescheitert waren, bereitete Goebbels sich und seine Familie auf den Selbstmord vor, den sie vorher geplant hatten. General Krebs, General Burgdorf und SS-Oberst Franz Schaedl von Hitlers Ehrengarde wählten

ebenfalls den Selbstmord als Ausweg. Zwischen 17 und 18 Uhr brachte Frau Goebbels ihre sechs Kinder zu Bett, denen sie vorher mit einem Betäubungsmittel versetzte Pralinen gegeben hatte. Daraufhin brachte sie alle um, indem sie ihnen Zyankalikapselfen in den Mund steckte. Später wurde entdeckt, dass sich bei dieser Prozedur das älteste Kind zur Wehr gesetzt hatte. Anschliessend, nach einer Unterhaltung über die alten Zeiten mit einigen ihrer Gefährten im Führerbunker, kletterten Goebbels und seine Frau die Treppe hinauf in den Kanzleigarten, um sich dort umzubringen. Ihre Leichen wurden dann in einer Grube verbrannt.

Im Reichstag wurde den ganzen Tag über weitergekämpft, wobei die Deutschen unter Führung von SS-Leutnant Babick trotz der entsetzlichen Bedingungen, wie sich ausbreitende Feuer, Rauch, Staub und Mangel an Trinkwasser, weiterhin erbitterten Widerstand leisteten.

Da die Verhandlungen durch General Krebs nichts erbracht hatten, ordnete Stalin eine erneute Offensive in der Stadt an, die um 16.30 Uhr beide Fronten einband. Sowjetische Truppen und Panzer kämpften im Zoologischen Garten und nahmen die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ein. Andere hatten die Wohngegend nördlich des Landwehrkanals erreicht und waren bis zur Siegesallee gekommen. Der U-Bahnhof Saarlandstrasse auf dem Potsdamer Platz wurde als erobert gemeldet, wie auch die Kreuzung von Wilhelmstrasse und Leipziger Strasse und die Einrichtungen der SS und Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse.

In der Zwischenzeit kam die 2. Garde-Panzerarmee mit ihrer polnischen Infanterieverstärkung schnell voran. Die Gegend nördlich des Landwehrkanals wurde gesäubert und der Stützpunkt am S-Bahnhof Tiergarten eingenommen, während die 219. Panzerbrigade den Stützpunkt an der Technischen Hochschule stürmte. Bei diesem Einsatz wurden die Artilleriegeschütze auseinandergebaut und im dritten Stock eines gegenüberliegenden Gebäudes wieder zusammengesetzt, um Deckungsfeuer zu ermöglichen. Das 1. Mechanisierte Korps kam stetig nach Osten voran und konnte in Begegnungen mit Stützpunkten um die Kirche am Karl-August-Platz und nahe dem Charlottenburger Bahnhof nicht aufgehalten werden.

Die 3. Garde-Panzerarmee war zum Abend über den Kurfürstendamm gelangt und hatte sich bis an den Eisenbahndamm, der die Grenze zwischen den Fronten markierte, herangearbeitet. Infanteriekräfte sickerten dann seitwärts durch die Gebäude durch, die den Damm säumten, und um 8.30 Uhr des 2. Mai trafen sich die Spitzen der beiden Panzerarmeen in der Nähe des Savignyplatzes.

Seit Hitler in der Nacht zum 30. April seine Genehmigung für einen Ausbruch erteilte, hatte sich die Situation dramatisch verändert. General Weidling sah nun keine Alternative mehr zur Kapitulation. Allerdings dachten noch einige seiner Kommandeure am Zoo, es könnte sich lohnen, einen Ausbruch in Richtung Westen zu unternehmen. SS-Brigadeführer Mohnke entschloss sich für einen Weg, der ihn zuerst nach Norden zum Flakturm Humboldthain führen würde, um dann nach Nordwesten aus der Stadt zu kommen. Es entwickelten sich also vielfältige Ausbruchspläne, wobei Weidling seine Kapitulationsverhandlungen bis Mitternacht zurückhielt, um den anderen eine Chance zu lassen, im Schutz der Dunkelheit zu entkommen.

Als Oberst Wöhlermann zu seinem Gefechtsstand im Tiergartener Flakleitturm zurückkehrte, stellte er fest, dass eine erhebliche Anzahl seiner Truppen bereits im Versuch, auszubrechen, verschwunden war. Unter seiner Obhut befanden sich aber immer noch ungefähr 1'500 Kämpfer, 400 bis 500 Verletzte, 400 Wehrmachtshelferinnen sowie zahlreiche Zivilisten. Sobald es hell genug war, marschierte er mit seinen Truppen in Paradeformation vor die sowjetischen Eroberer, die sie gefangennahmen.

In der Zwischenzeit hatte Luftwaffengeneral Sydow von der 1. Flak-Division einen Versuch organisiert, vom Zoo aus auszubrechen. Die restlichen Panzer und gepanzerten Mannschaftswagen der Panzerdivision «Müncheberg» und der 18. Panzergrenadier-Division zogen die Kant- und Bismarckstrasse hoch zum Adolf-Hitler-Platz und dann über die Reichsstrasse weiter zum Olympiastadion und von dort nach Ruhlleben. Unterwegs stiessen Überlebende aus der Gegend um den Kurfürstendamm zu ihnen. Mehrere hundert Infanteristen mit Leichtverwundeten und einige hundert Zivilisten folgten den U-Bahnschächten bis zur Olympiabrücke

in der Nähe des Stadions. Wie ein Wunder funktionierte der Plan; alle diese Gruppen scheinen die sowjetischen Linien unversehrt durchquert zu haben.

Es gab nur mehr zwei Brücken über die Havel, da die Freybrücke am Abend um 18 Uhr gesprengt worden war: Ein Zufallstreffer hatte die vorbereitete Sprengkammer getroffen. Die Schulenburgbrücke und die Charlottenbrücke, die beide nach Spandau hineinführten, hatten bereits dreimal den Besitzer gewechselt und mussten für diesen Ausbruch erneut erobert werden, aber glücklicherweise waren die sowjetischen Kräfte auf dem anderen Ufer relativ schwach. Während sich die Truppen hinüberkämpften, versammelten sich die Flüchtlinge im strömenden Regen und wurden von der sowjetischen Artillerie mit Granaten beschossen. Irgendwann war der Weg frei, und die Menge drängelte sich hinüber, wobei manche von den gepanzerten Wagen, die durch das feindliche Feuer mussten, überfahren wurden. Die Truppen zogen dann durch die sowjetischen Linien über den Brunsbütteler Damm zum Staakener Flugplatz, wo man sich trennte. Es gab ab diesem Punkt keine weiteren gemeinsamen Unternehmungen, und die meisten der flüchtenden Truppen wurden innerhalb der nächsten Tage eingefangen. Nur einige wenige schafften es, bis zur Elbe durchzukommen.

Während des Abends zog General Bärenfänger so viele Truppen wie möglich aus den wirren Kämpfen zwischen Alexanderplatz und Spree ab und versammelte sie in Vorbereitung eines für den nächsten Tag geplanten Ausbruchsversuches auf dem Gelände der Schultheiss-Brauerei in der Schönhauser Allee.

Bald nach Anbruch der Dunkelheit wurde berichtet, dass ungefähr 20 deutsche Panzer die Linien der 5. Stossarmee durchbrochen hatten und mit hoher Geschwindigkeit nach Nordwesten fuhren. Shukow organisierte daraufhin eine Verfolgung. Es scheint sich hier um den Ausbruch der Überlebenden des Wachregiments «Grossdeutschland» gehandelt zu haben, die bis in die Nähe von Oranienburg kamen, ehe ihre Panzerwagen kein Benzin mehr hatten und zerstört werden mussten. Sie teilten sich daraufhin in vier Gruppen auf und gingen zu Fuss weiter. Alle schafften es bis zur britischen Zone.

Der von Bärenfänger geleitete Ausbruchsversuch begann gegen 22 Uhr und sollte über die Schönhauser Allee gehen. Die Sowjets waren allerdings in Alarmbereitschaft, sodass dieser Versuch mit schweren Verlusten scheiterte; Bärenfänger und seine Frau verübten Selbstmord.

Der Ausbruch aus der Reichskanzlei begann um 23 Uhr und wurde von SS-Brigadeführer Mohnke organisiert, der ausserdem dem Regiment «Anhalt» befohlen hatte, ihn in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstrasse zu erwarten. Er hatte es allerdings unterlassen, SS-Brigadeführer Krukenberg und seine 11. SS-Panzergrenadier-Division «Nordland» davon in Kenntnis zu setzen, sodass diese auf den Ausbruch überhaupt nicht vorbereitet waren. Die Bewohner der Reichskanzlei wurden in zehn Gruppen unterschiedlicher Grösse aufgeteilt, und es war geplant, zunächst die U- und S-Bahnschächte bis zum Stettiner Bahnhof entlangzugehen, was sie, so hoffte man, hinter die sowjetischen Linien bringen würde. Als allerdings die erste Gruppe unter Mohnkes Kommando die Spree erreichte, stellte man fest, dass die Notschutzwände der Schächte geschlossen waren und darüber hinaus von zwei Wachmännern beschützt wurden, die sich weigerten, sie durchzulassen. Mohnke akzeptierte dies und kehrte zum Bahnhof Friedrichstrasse zurück, wo er die wartenden Truppen ignorierte und seine Gruppe über eine Fussgängerbrücke über den Fluss brachte. Nunmehr hatte die Truppenansammlung auf der Friedrichstrasse die Aufmerksamkeit der Sowjets erregt, und ein Hinterhalt wurde nördlich der Barrikade, die die Weidendammbrücke blockierte, errichtet.

Um 22.40 Uhr wurde auf Russisch eine Funkmeldung übermittelt und bestätigt, die die Sowjets informierte, dass man vorhabe, um 0.50 Uhr Unterhändler zur Potsdamer Brücke zu schicken. Generaloberst Tschuikow befahl daraufhin eine Einstellung der Kampfhandlungen in dieser Gegend. Oberst von Dufving kam in Begleitung von zwei Majoren pünktlich zur Verabredung, und es wurde die Nachricht ans Hauptquartier übermittelt, dass General Weidling kapitulieren wolle. Die Erwiderung Tschuikows lautete, dass Oberst von Dufving zu General Weidling mit der

Botschaft zurückkehren sollte, dass sein Kapitulationsangebot angenommen worden sei. Ehrenvolle Bedingungen wurden zugesichert; Offiziere würden ihre Seitenwaffen behalten dürfen, jeder durfte so viel Handgepäck mitnehmen, wie er tragen konnte, und das sowjetische Oberkommando sicherte den Schutz der Zivilbevölkerung sowie die medizinische Versorgung der Verwundeten zu.

Mittwoch, 2. Mai 1945

Krukenberg, dessen ausländische Freiwillige die Friedrichstrasse und ihre Umgebung hielten, war ausserordentlich aufgebracht, dass Mohnke verschwunden war, ehe er eine Teilnahme seiner Truppen am Ausbruch hätte organisieren können. Nachdem nunmehr die Sowjets gewarnt waren, musste er einen Ausbruch mit den Kräften versuchen, die gerade direkt zur Hand waren, und die anderen ihrem Schicksal überlassen. Er benutzte seine letzten fünf Panzerwagen, um über die Weidendammbrücke zu kommen, aber die Sowjets warteten in den Seitenstrassen. Die Fahrzeuge wurden rasch unschädlich gemacht, und die begleitenden Truppen und Zivilisten erlitten schwere Verluste. Nur einige Überlebende schafften es, mit Krukenberg durchzukommen.

Mohnkes und Krukenbergs Gruppen trafen sich später in einem nicht mehr genutzten Güterhof in der Nähe des Stettiner Bahnhofs und zogen dann gemeinsam weiter zum Flakturm Humboldthain, wo sie die Nachricht von General Weidlings Kapitulationsbefehl erreichte. Allerdings beschlossen sie, ihren Ausbruchversuch fortzusetzen, und marschierten weiter.

In der Zwischenzeit waren sechs der Überlebenden aus der Reichskanzlei – Bormann, Axmann, Naumann, SS-Oberst Dr. Stumpfegger (Hitlers letzter Arzt), Major Weltzin (Axmanns Adjutant) und Flugkapitän Baur (Hitlers persönlicher Pilot) – nach der Überquerung der Weidendammbrücke nach links gegangen und hatten sich nach Moabit aufgemacht, wo sie unterschiedliche Schicksale erfuhren. Axmann und Nau-

mann entkamen, Baur und Weltzin wurden gefangengenommen, und Bormann und Stumpfegger begingen Selbstmord.

Mittlerweile hatte Dr. Hans Fritzsche vom Propagandaministerium festgestellt, dass er der ranghöchste Regierungsbeamte war, der sich noch in der Stadt befand, und er beschloss, im Interesse der Zivilbevölkerung zu handeln. Er bat die Sowjets, sie unter ihren Schutz zu stellen. Seine Delegation kam um 3.50 Uhr in Tschuikows Hauptquartier an, präsentierte dort einen Brief und brachte die Bitte vor, die Zivilisten und die Garnison über Rundfunk ansprechen zu dürfen. Obwohl die Sowjets primär an einer militärischen Kapitulation interessiert waren und jeden Moment General Weidlings Ankunft erwarteten, stimmten sie der Bitte Dr. Fritzsches zu und stellten ihm eine Eskorte, die ihn zu einem Radiosender brachte, um dort seine Ansprache an die Bevölkerung zu richten. Während dies noch diskutiert wurde, kam die Meldung, dass die deutschen Truppen sich in Kolonnen aufstellten. Generaloberst Tschuikow befahl daraufhin einen sofortigen Waffenstillstand in seinem Kampfgebiet.

Um 4 Uhr kam General Weidling an, nachdem er den Landwehrkanal auf einer aus noch bestehenden Leitungen improvisierten Hängebrücke überquert hatte. Er sagte, dass er beschlossen habe, die Kapitulation der Garnison nicht mit Goebbels abzusprechen. Generaloberst Sokolowski vom Hauptquartier Marschall Shukows erschien, und nach der Beantwortung einiger Fragen setzte sich General Weidling, um seinen offiziellen Kapitulationsbefehl an die Garnison zu formulieren. Er lautete wie folgt:

«Berlin, 2.5.45

Am 30.4. 45 hat sich der Führer selbst entleibt und damit uns, die wir ihm die Treue geschworen hatten, im Stich gelassen. Auf Befehl des Führers glaubt Ihr noch immer, um Berlin kämpfen zu müssen, obwohl der Mangel an schweren Waffen, an Munition und die Gesamtlage den Kampf als sinnlos erscheinen lassen. Jede Stunde, die Ihr weiterkämpft, verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung Berlins und unserer Verwundeten. Jeder, der jetzt noch

im Kampf um Berlin fällt, bringt sein Opfer umsonst. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der sowjetischen Truppen fordere ich Euch daher auf, sofort den Kampf einzustellen.

(Weidling)

General der Artillerie

und Befehlshaber

Verteidigungsbereich Berlin»

Diese Form wurde von den Sowjets akzeptiert. Begleiter Weidlings, unter denen sich auch zwei pensionierte Generäle befanden, wurden hereingerufen, um die Verteilung von Kopien dieses Befehls in Gang zu setzen. Weidling wurde daraufhin in ein Büro der Politischen Abteilung in Johannisthal gefahren, wo man seinen Kapitulationsbefehl aufnahm, damit er in den Gebieten, wo noch Widerstand geleistet wurde, durch sowjetische Propagandafahrzeuge ausgestrahlt werden könne.

Alle feindlichen Aktivitäten sollten bis 13 Uhr beendet sein, aber es war eher 17 Uhr, bis die Kämpfe in der Stadt endlich ein Ende hatten. So ging beispielsweise der Kampf im Reichstag weiter, bis dieser Befehl empfangen wurde.

Mohnkes Gruppe kam bis zur Schultheiss-Brauerei in Pankow, wo sie andere Gruppen von Soldaten und Zivilisten vorfand, die dort Schutz gesucht hatten. Manche Menschen verliessen diesen Ort, um auf eigene Faust die Flucht zu versuchen, aber Mohnke ergab sich dann gegen 20 Uhr mit seiner Gruppe den Sowjets. Krukenberg entkam, ergab sich aber einige Tage später freiwillig.

Nunmehr sammelten sich zahllose Kolonnen von Kriegsgefangenen und begannen ihren langen und leidvollen Treck nach Osten. Die Sowjets behaupten, am Tag der Kapitulation 134.000 Gefangene in Berlin gemacht zu haben. In Wahrheit belief es sich auf ein grosses Zusammentreiben aller einigermaßen gesunden und gehfähigen Männer und auch Frauen für die Arbeitslager in der Sowjetunion.

Die sowjetische Medaille für die Einnahme Berlins wurde 1.082.000 Personen verliehen. Auf den sowjetischen Militärfriedhöfen in Treptow, Pankow und im Tiergarten liegen ungefähr 20.000 ihrer Toten.

Keine genaue Zahl kann für die deutschen Verluste angegeben werden, da die städtische Verwaltung in der kritischen Zeit zusammengebrochen war. Eine Quelle schreibt der Schlacht 22.239 tote Zivilisten zu und nimmt an, dass die militärischen Verluste ungefähr auf dieselbe Höhe zu veranschlagen seien. In jüngerer Zeit hat der Landesverband Berlin des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. 18.320 Tote der Wehrmacht, 33.420 Zivilisten, die in Berlin gemeldet waren, und 2010 Flüchtlinge gezählt, die allein in den westlichen Sektoren der Stadt begraben liegen. Allerdings beziehen sich diese Zahlen auf den gesamten Krieg und rechnen die Mitglieder des Volkssturms der Zivilbevölkerung dazu.

Zum Autor: Geb. 1932 auf der Insel Guernsey, ehemaliger Oberstleutnant der Britischen Armee, war der letzte britische Gouverneur des Kriegsverbrechergefängnisses Spandau und lebt heute wieder in Grossbritannien.

Mein Berliner Tagebuch 1945

Als am 18.3.45 zu Hause in meinem Urlaubsort das Telefon klingelte und mir Oberst i. G. Kinitz (Chef P 3) mitteilte, dass ich mit sofortiger Wirkung (wann gab es im Krieg mal nicht «sofort»?) zum Chef des Stabes des Verteid.-Bereiches Berlin ernannt sei, konnte ich nicht ahnen, welche ereignisreiche und turbulente Zeit mir noch bevorstand, konnte ich nicht wissen, dass mein Leben von nun an erst richtig durch Tiefen gehen musste, um mit der Rückkehr aus sowjetischer Gefangenschaft am 15.10.55 endlich wieder in normale Bahnen zu münden

Am 20.3. meldete ich mich beim Kommandanten des Verteid.-Bereiches Berlin, Generalleutnant Reymann, zum Antritt meines Dienstes. (Reymann, der Ende Februar 1945 zum stellvertr. Kdr. General im Wehrkreis III und Kdt. des Verteid.-Bereiches Berlin ernannt worden war, sass im Gebäude des Wehrkreiskdo. III am Hohenzollerndamm.)

Zunächst musste ich mir erst mal ein Bild machen, was «Verteid.-Bereich» Berlin eigentlich bedeutete, welche Truppen ihm unterstanden und welche Aufgaben ihm zugewiesen waren. Weder an der Kriegsschule noch an der Kriegsakademie hatte ich in meinem militärischen Sprachschatz den Begriff «Verteid.-Bereich» aufgenommen, und es war immerhin interessant, dass der *taktische* Begriff «Verteid.-Bereich» zuerst in den Personal-Veränderungen des Personalamtes auftauchte. Dort war nämlich Anfang März 45 zu lesen: «Generalltn. Reymann, bisher Kdr. 11.1. D. wird

zum stellv. Kdr. General des Wehrkreiskdo. III und gleichzeitig zum Kdt. des Verteid.-Bereiches Berlin ernannt. In letzterer Eigenschaft untersteht er dem Führer unmittelbar.»

Dies war die Geburtsstunde des «Verteid.-Bereiches Berlin», des Stabes, dem die Aufgabe zufallen sollte, mit seinem letzten Befehlshaber – General d. Artl. Weidling – die militärische Führung der Reichshauptstadt bis zum bitteren Ende in seinen Händen zu halten. Als ich am 20.3. mein Amt übernahm, fand ich allerdings nur die Andeutungen eines Stabes vor, der im Wesentlichen aus Mitarbeitern bestand, die zum stellv. Gen. Kdo. III A. K. gehörten, ihre eigentliche Aufgabe im Papierkrieg beim stellv. Gen. Kdo. sahen und die neue Aufgabe nur «am Rande» mit erledigten. Lediglich der Ia, Major i. G. Sprotte – frisch von der Kriegsakademie gekommen – und einige jüngere, nicht feldverwendungsfähige Offiziere waren das eigentliche Gerippe des «Verteid.-Bereiches Berlin». Meine erste und vordringlichste Aufgabe sah ich darin, dieses «Gerippe» durch Auffüllung zu einem feldverwendungsfähigen Stab zu machen. Ich will mir ersparen, all die Schwierigkeiten aufzuzählen, die sich diesem gesteckten Ziel entgegenstellten. Letzten Endes wurde es geschafft, und jeder einzelne Angehörige des Stabes hat bis zum Schluss brav seine Pflicht getan.

Als richtig ausgebildeter Soldat fragt man sich, wenn man vor eine neue Aufgabe gestellt wird, als Erstes: «Welchen Auftrag habe ich?» So rechnete ich auch damit, dass dem «Verteid.-Bereich» eine fest umrissene Aufgabe zugewiesen sei. Aber davon war keine Rede! Reymann erklärte auf meine diesbezügliche Frage: «Einen eigentlichen Auftrag haben wir überhaupt nicht, denn Hitler, dem wir ja unmittelbar unterstehen, hat sich bei meiner Meldung Anfang März bei ihm nur in ganz allgemeinen Redensarten über die Verteidigung der Reichshauptstadt ausgelassen. Seitdem bin ich noch nicht wieder bis zu Hitler vorgedrungen.» Nun, wenn man keinen Auftrag hat und weder OKW noch OKH sich für uns zuständig erklären, dann gibt man sich selbst einen.

Wie sah denn nun die «Streitmacht» aus, die dem «Verteid.-Bereich» unterstand? Auf welche «Kräfte» konnte im Verteidigungsfall zurückgegriffen werden? Insgesamt unterstanden uns:

- 1 Flak-Division (Kdr. Generalmjr. Sydow), die mit dem Flakschutz der Reichshauptstadt beauftragt war und erst im Einschliessungsfall uns unterstellt werden sollte (!!). Wach-Rgt. «Grossdeutschland» (2 Halb-Btl. mit 9 Komp.)
 - 1 Landeschützen-Btl.
 - 1 SS-Pol.-Landeschützen-Btl.
 - 1 Panzerschad.-Komp. (bewegungsunfähige Panzer, an voraussichtlichen Brennpunkten ortsfest eingebaut)
 - 1 Panzerabwehr-Abtlg. (Versuchs-Abtlg. d. Inspektion d. Panzer-Tr. Fahrgestell Panzer I mit aufmontierten 6 Panzerfäusten)
 - 1 Pionier-Bauabtlg. (2 Komp.) mit Spezialgeräten f. Luftschäden 1 prov. aufgest. Pi. Btl. (2 Komp.) aus Offz., Unteroffz. und Mannschaften, die ihre an der Front in Bewegung geratene Truppe nicht mehr erreichen konnten, zusammengestellt
 - 20 Volkssturm-Btl. 1. Aufgebot (waren bereits aufgerufen)
 - 20 Volkssturm-Btl. 2. Aufgebot (Aufruf im Einschliessungsfalle vorgesehen)
- Ferner: einige in Döberitz befindliche Beutebatterien (jugoslawische und belgische Geschütze mit HJ-Bedienung).

Ausserdem waren alle im Raum von Gross-Berlin einschliesslich Potsdam liegenden Ersatztruppenteile für die Verteidigung vorgesehen. Sie wurden aber im entscheidenden Augenblick durch einen Befehl Hitlers abgezogen, der 9. Armee an der Oder als 2. Welle unterstellt und vom allgemeinen Rückzugsstrudel erfasst, ehe sie überhaupt richtig im Kampf gestanden hatten.

Die *Bewaffung* und *Ausrüstung* aller uns unterstehenden Truppenteile mit Ausnahme der 1. Flak-Div. und des Wach-Regt. «Grossdeutschland» war naturgemäss niemals auf einen Grosskampf eingestellt und infolgedessen völlig unzureichend. Besonders beim Volkssturm machte sich die kümmerliche Bewaffung unangenehm bemerkbar. Insgesamt waren im Bereich unserer Verbände 15 verschiedene Gewehrsorten und zehn verschiedene MG-Sorten anzutreffen. Ganz Europa hatte bei der Ausstattung dieser Einheiten Pate gestanden! Was bei den Waffen in ihrer Mannigfaltigkeit zu viel war, war als «tröstender Ausgleich» an Munition zu wenig

wenig vorhanden. Von wo die Munition für die zahlreichen verschiedenen Gewehr- und MG-Typen beschafft werden sollte, ist für immer ein Rätsel geblieben, obwohl es nicht an zahlreichen ernsthaften Versuchen gefehlt hat, Munitionsbevorratungen durchzuführen. Dass dabei jedes in Deutschland noch nicht vom Feinde besetzte Munitionslager abgegrast wurde, versteht sich am Rande.

Wenn uns auch vom ersten Augenblick klar war, das mit diesen zur Verfügung stehenden Kräften Berlin niemals zu verteidigen war und Generaltn. Reymann diese Auffassung auch, wo und wann er das nur konnte, zum Ausdruck gebracht hat, so mussten wir uns doch im Hinblick auf die Vorbereitungen des «gemachten Nestes» vorausschauend *Gedanken über eine Kampfführung im Einschliessungsfall* machen. Bereits vor meinem Eintreffen im Stab war an alle militärischen und zivilen Stellen ein grundsätzlicher Befehl über die Verteidigung Berlins herausgegangen. Der Befehl war ein «Meisterwerk deutscher Bürokratie», aber viel zu lang (18 bis 20 Seiten), um überall verstanden und befolgt zu werden (siehe S. 17ff.). Von dem Gedanken ausgehend, den Gegner schon möglichst weitab vom Stadtzentrum aufzuhalten und die Flugplätze Tempelhof und Gatow aus Versorgungsgründen (Luftversorgung) mit in die Verteidigungszone einzubeziehen, war die 1. H. K. L. etwa am Stadtrand von Gross-Berlin vorgesehen. Eine weitere Linie verlief entlang des S-Bahn-Ringes, und der Kern der Verteidigung war der Abschnitt «Zitadelle», der im Grossen das Regierungsviertel einschl. Luftfahrtministerium umschloss. Innerhalb dieses Verteidigungsringes war die Stadt, einer Torte ähnlich, in Abschnitte eingeteilt, an deren Spitze jeweils ein Abschnitts-Kdr. stand ...

Vorwärts dieses Verteidigungsringes war auf allen nach Berlin führenden Strassen ein System von Panzersperren, verbunden mit einem Panzerwarndienst, vorgesehen, das einen überraschenden Durchbruch feindlicher Panzerkeile verhindern sollte.

Man sollte nun annehmen, dass die uns selbst gestellte Aufgabe, verbunden mit der Ausbildung der uns unterstellten Verbände, unsere Zeit voll ausfüllen würde. Schon sehr bald mussten wir aber erkennen, dass die

vielen in Berlin befindlichen Staats- und Parteidienststellen uns und unsere Arbeit so stark in Anspruch nahmen, dass das rein Militärische zunächst in den Hintergrund gedrängt wurde. Noch stand der Russe ja an der Oder, und jede Dienststelle fühlte sich – da ja noch keine unmittelbare Gefahr bestand – bewogen, ihr «Scherflein» zur Verteidigung beizutragen. Ich kann nicht mehr alle aufzählen, die sich wichtigtaten und uns die Zeit stahlen. Als es ernst wurde, als scharf geschossen wurde, war die Masse verschwunden, hatte sich – wie man so schön sagte – «abgesetzt».

Die wichtigsten Parteidienststellen, mit denen wir beinahe täglich zu tun hatten, waren die *Gauleitung Berlin der NSDAP* und die *Gauführung des Volkssturms*. Goebbels, der Gauleiter von Gross-Berlin, war in dieser Eigenschaft gleichzeitig Reichsverteidigungskommissar. Als solcher fühlte er sich für die Verteidigung der Reichshauptstadt *allein* verantwortlich und pfuschte uns immer wieder in unsere Belange hinein. Oft waren erst lange Sitzungen, Besprechungen oder Telefongespräche nötig, um wichtige Fragen der Verteidigung auf einen Nenner oder militärischen Unsinn wieder in Ordnung zu bringen.

Ich habe ja bereits weiter oben erwähnt, dass sich Generalltn. Reymann darüber völlig klar war, dass die Reichshauptstadt mit den zur Verfügung stehenden Kräften nicht zu verteidigen war. Aber selbst wenn für diese Aufgabe genügend Truppen freigemacht werden konnten, musste die Verteidigung immer Sache der Truppe bleiben. Die Bevölkerung musste in einem kommenden Kampf möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen werden. Daher war unsere erste Forderung an Goebbels: Evakuierung der Reichshauptstadt. Alle Frauen, soweit sie nicht in Lazaretten oder ähnlichen Hilfsdiensten Verwendung finden konnten, Alte, Gebrechliche und Kranke sowie alle Kinder mussten so rechtzeitig aus Berlin herausgebracht werden, dass sie nicht mehr in beginnende Kampfhandlungen hineingezogen werden konnten. Darüber hinaus war das Problem der Verpflegung einer vom Feinde eingeschlossenen Stadt ein weiterer Grund für unsere Forderung. Da sich im März 1945 doch immerhin noch 2 ³/₄ Millionen Menschen in Berlin befanden, war die Durchführung unserer Forderung

eine Aufgabe, die nicht schnell genug in Angriff genommen werden konnte.

Bei den einmal wöchentlich beim Gauleiter stattfindenden Besprechungen brachte General Reymann die Evakuierung sofort zur Sprache. Obwohl er in soldatisch knapper, aber umso eindringlicherer Form alle Argumente, die für sofortigen Evakuierungsbeginn sprachen, darlegte, lehnte Goebbels die Evakuierung Berlins zu diesem Zeitpunkt ab. Er meinte, es sei vorläufig noch zu früh und man dürfe die Bevölkerung nicht unnötig beunruhigen. Auf die Frage Reymanns, ob denn wenigstens schon Vorbereitungen getroffen seien, erwiderte Goebbels: «Die Evakuierung ist durch den höheren SS- u. Pol. Führer ‚Spree‘ auf das Beste vorbereitet. Ich werde den Befehl zur Evakuierung rechtzeitig genug geben!» Aufgrund bitterer Erfahrungen, die wir bei ähnlichen Versicherungen der Gauleitung bereits gemacht hatten, wurde der Ia zum höheren SS- u. Pol. Führer «Spree» geschickt, um sich selbst einen Eindruck über das Ausmass der Evakuierungsvorbereitungen zu verschaffen. Das Ergebnis dieser Rückfrage war gleich Null. Es überraschte uns nicht. Die Planungen bestanden im Wesentlichen aus einer Karte 1:300.000, auf der der Sachbearbeiter, ein Polizei-Hauptmann, die aus Berlin nach Westen und Süden laufenden Evakuierungsstrassen mit roter Tusche markiert hatte. Es war nämlich vorgesehen, dass sich, wenn Herr Goebbels auf den Knopf drückte, die gesamte für die Evakuierung vorgesehene Bevölkerung, lediglich mit Handgepäck versehen, auf die Evakuierungsstrassen begeben sollte, um erst einmal 20 bis 30 Kilometer zu den Einladebahnhöfen zu marschieren. Man muss sich vorstellen, was passiert wäre, wenn dieser Wahnsinn in die Tat umgesetzt worden wäre. Keine Verpflegungsstationen, keine Sanitätsstützpunkte an der Marschstrasse, keine Transportmittel zum Transport Kranker und Schwacher waren bei dieser «vortrefflichen» Planung vorgesehen, ganz zu schweigen davon, dass man sich etwa Gedanken gemacht hätte, wie diese Hunderttausende von Menschen mit Zügen in die Aufnahmegau (Thüringen, Sachsen-Anhalt, Mecklenburg) gebracht werden konnten und von wo man so schnell die Reichsbahn die benötigten Transportzüge herbringen sollte.

Nun, diese gesamte Planung wurde durch die Ereignisse überholt. Am 12. April stand der Amerikaner an der Elbe, die Aufnahmegauze fielen aus! Die Berliner blieben in Berlin und mussten dort das bittere Ende mit all seinen Leiden und Qualen über sich ergehen lassen. Der Soldat hatte keinen Einfluss mehr auf ihr Schicksal.

Bei einem der ganz wenigen Male, wo Reymann bis zu Hitler vorgezogen war, um ihm Vortrag über den Stand der Verteidigungsvorbereitungen zu halten und ihm anhand der Unterlagen die Unmöglichkeit einer Verteidigung der Reichshauptstadt mit den vorhandenen Kräften darzulegen, wurde Reymann bereits nach den ersten Worten von Hitler unterbrochen und wegen einiger, nach Hitlers Ansicht völlig falsch angelegter Panzersperren zur Rede gestellt. Hitler sprach nun in einer mindestens 20-minütigen Ausführung über gute und schlechte Sperren und zeichnete zum Schluss die Idealsperre auf Reymanns Lagekarte. Damit war Reymann, ohne seinen vorgesehenen Vortrag an den Mann gebracht zu haben, entlassen. Vielleicht war es sein Glück, vielleicht hat ihm die Panzersperre das Leben gerettet, denn wenn Hitler seine «defaitistische» Lagebetrachtung angehört hätte, wer weiss, was geschehen wäre!

Eine weitere staatliche Stelle, mit der wir uns im Rahmen der Verteidigungsvorbereitungen laufend «herumraufen» mussten, war das Rüstungsministerium mit Minister Speer an der Spitze. Speer war nicht nur Minister, sondern als gelernter Architekt gleichzeitig Generalbaukommissar für die Reichshauptstadt. In dieser Eigenschaft hatten wir uns sehr bald mit ihm in den Haaren. Anlässlich einer Besprechung mit der Luftwaffe war neben anderen Dingen auch die Frage aufgeworfen worden, welche Behelfslandeplätze vorbereitet werden könnten, falls Tempelhof und Gatow ausfallen würden. Hierbei wurde die Ost-West-Achse von der Siegessäule bis zum Brandenburger Tor als möglicher Landeplatz ins Auge gefasst. Die Luftwaffe erklärte das Starten und Landen von Flugzeugen bis zur Ju 52 dort durchaus für möglich.

Voraussetzung hierfür war allerdings die Beseitigung der Prunkkandelaber und das Abholzen der Bäume des Tiergartens in 20 Metern Tiefe beiderseits der Ost-West-Achse. Die Genehmigung hierfür musste erst bei

Speer eingeholt werden. Sie wurde uns glatt versagt, und zwar mit der Begründung, die Achse sei *die* repräsentative Strasse der Reichshauptstadt, ihre Wiederherstellung würde zu grosse Kosten erfordern und zu lange Zeit in Anspruch nehmen. Über solche Antworten konnte man sich nur an den Kopf fassen! Als ich einen Ministerialrat wegen dieser Antwort anrief und ihn fragte, ob man eigentlich wisse, dass wir mitten im Krieg stünden und der Russe kurz vor den Toren Berlins, drückte er sich leicht betreten hinter seiner Nichtzuständigkeit! Wir mussten uns tatsächlich an Goebbels wenden, bis wir die Genehmigung unseres Antrags erreichten. Als dann endlich der Landeplatz hergerichtet war und ein kleines Flughafenkommando unter der Siegessäule sass, landeten nur wenige Flugzeuge, u.a. die Maschine, die unter Führung der schneidigen Hanna Reitsch den zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe ernannten Ritter von Greim nach Berlin herein- und später wieder hinausflog. So war eigentlich dieses «Duell» mit Speer völlig überflüssig gewesen.

Dafür gab es bereits nach kurzer Zeit den nächsten Stunk. Ende März/Anfang April hatten wir einen schriftlichen Befehl Hitlers (Führerbefehl!) erhalten, der uns anwies, alle Brücken in und um Berlin zur nachhaltigen Sprengung vorzubereiten. Sprengmunition für diesen Auftrag war nur in völlig unzureichendem Masse vorhanden. In mühseliger Arbeit wurde diese aus der weiten Umgebung Berlins, ja sogar von Lübeck und München, herangeschafft, und der tüchtige Pionierführer des Verteid.-Bereiches, Oberst Lohbeck, ging mit seinen Pionieren an die Arbeit. Speer hatte in mehreren Besprechungen mit uns immer wieder versucht, die Anzahl der Objekte zu reduzieren, da er - wie er angab - diese und jene Brücke dringend für die Berliner Industrie benötigte. Die Verhandlungen zogen sich über einen längeren Zeitraum hin. Inzwischen hatten die Pioniere alle infrage kommenden Brücken zur Sprengung vorbereitet. Die letzte Sprengladung war gerade an einem Brückenpfeiler angebracht, als uns ein neuer «Führerbefehl» erreichte, der anordnete, dass die Brücken wieder entladen werden. Es stellte sich heraus, dass Speer diesen Befehl bei Hitler erwirkt hatte. Er hatte ihn offenbar davon überzeugt, dass

bei Zerstörung aller Brücken die Berliner Industrie auf Jahre lahmgelegt sei. Mit welcher «Freude» die Pioniere an die für sie unverständliche Arbeit gingen, kann man sich denken. Immerhin waren wir durch diesen Befehl die Verantwortung für die Brücken los und liefen nicht mehr Gefahr, wie die unglücklichen Offiziere von Remagen für eine etwa nicht gesprengte Brücke zur Verantwortung gezogen zu werden. Wenn trotzdem während der Kämpfe um Berlin eine grössere Anzahl Brücken gesprengt wurden, so ging das nicht auf unser Konto

Einen besonders breiten Rahmen in unserer Zusammenarbeit mit staatlichen und Partei-Dienststellen nahm die enge Verbindung mit dem *Volkssturm* ein. Die Einheiten des Volkssturms machten ja einen beträchtlichen Teil unserer «Streitmacht» aus. Die meisten Bataillone des aufgerufenen 1. Aufgebots waren bereits in einzelnen Abschnitten eingesetzt. Mit den noch aufzurufenden Btl. des 2. Aufgebots rechneten wir im Falle der Einschliessung. Während uns die Volkssturmbtl. nur *taktisch* unterstanden, waren sie in allen anderen Fragen (Bewaffnung, Ausrüstung, Verpflegung, personelle Angelegenheiten usw.) der Gauführung des Volkssturms unterstellt, die ihrerseits ihre Befehle von der Gauleitung Berlin (Goebbels) erhielt. Gauvolkssturmführer in Berlin war der SA-Obergruppenführer Graenz, ein ruhiger und nicht weiter in Erscheinung tretender Volksgenosse. In den allerersten Tagen des russischen Angriffs auf Berlin ist er bei der Fahrt zu einem Volkssturmbtl. spurlos verschwunden. Als militärischer Berater war ihm Generalltn. a. D. Woytasch beigegeben, der leider ohne jeden Einfluss war. Das machte sich bereits bei der Frage der verschiedenen Bewaffnung der Volkssturmbtle. negativ bemerkbar. In der Masse waren die Btle. mit italienischen Beutegewehren ausgerüstet, zu denen pro Gewehr im Höchstfall 20 Schuss Munition vorhanden waren. Infolgedessen wagte aus Sparsamkeitsgründen kein Btl., mit dem Gewehr zu schiessen! Die Ausstattung mit MGs war sehr verschieden. So hatten z.B. die in Spandau aufgestellten Btle. aufgrund guter Beziehungen des dortigen Kreisleiters zu den Spandauer Waffen-Fabriken pro Btl. rund 20 MG 42, während die anderen Btle. nur jeweils mit einem MG 08/25 ausgestattet waren.



Der Volkssturm baut eine Panzersperre. Berlin wird zum «Verteidigungsbereich»



Am 20. März 1945 zeichnet Hitler noch Angehörige der «Hitlerjugend» aus



Ein Volkssturmmann übt mit einer Panzerfaust



Die Reichshauptstadt unter sowjetischem Artilleriebeschuss





Durchhalteparole an einer Häuserwand: Siegen oder Sibirien!



Überall in der Stadt entstehen Panzersperren



Sowjetische Panzer bahnen sich den Weg durch die Trümmerwüste



Die Rote Armee schloss Berlin mit erdrückender Übermacht ein



*In den Strassen entbrannte
ein mörderischer Kampf*





Soldaten der 1. Weissrussischen Front



Der von uns aus verständlichen Gründen angestrebte Ausgleich innerhalb der Btle. war aufgrund der Engstirnigkeit des Spandauer Kreisleiters einfach nicht durchzuführen. Der Einfluss der einzelnen Kreisleiter auf die Btle., die ihnen ja betreuungsmässig unterstanden, war sehr verschieden. Dort, wo einsichtige Männer an der Spitze standen, klappte es reibungslos. In anderen Fällen führten unsere Abschnittskommandeure, in deren Abschnitten die Volkssturmbtle. zur Sicherung von einzelnen wichtigen Stellungen und Panzersperren eingesetzt waren, bittere Klage über Eigenmächtigkeiten und Grossmannssucht einzelner Kreisleiter. So entliess ein Kreisleiter im Osten der Stadt kurzerhand ein an einer besonders wichtigen Stelle eingesetztes Btl. zu den «Muttis», ohne den zuständigen Abschnittskommandeur zu benachrichtigen. Als Begründung gab er an: «So langes Fernbleiben der Männer von ihren Frauen ist nicht zu verantworten!» Ein Mann von wirklich sozialer Denkungsweise! Zwei unserer im Süden und Südwesten eingesetzten Volkssturmbtle. gehörten herkommensmässig zum Gau Brandenburg. Dort «regierte» Gauleiter Stürtz in Potsdam. Zwischen Stürtz und Goebbels, die sich beide nicht sehr grün waren, gab es dauernd Reibereien. Stürtz zeigte daher kein besonderes Interesse am Gau Berlin. Er traf mit der an der Oder eingesetzten 9. Armee dahingehende Abmachungen, dass die Brandenburgischen Volkssturmbtle. in einer 2. Stellung hinter der 9. Armee eingesetzt werden sollten. Eines Morgens meldete nun der zuständige Abschnittskommandeur, dass die beiden brandenburgischen Btle. ohne vorherige Orientierung abgezogen seien. Sofortige Rückfrage bei Stürtz bestätigte die Tatsache. Er lehnte jede Rückverlegung ab: «Kein Gespräch zu machen, Berlin interessiert mich nicht! Meine Bataillone gehen zur 9. Armee!»

Es ist klar, dass sich aus solchen und ähnlichen Vorfällen ständiger Ärger ergab, der der Sache nicht diente. Im Übrigen war der Kampfwert der Volkssturm-Btle. naturgemäss äusserst gering. Personelle Zusammensetzung (vom 15-jährigen HJ-Jungen bis zum 70-jährigen Greis), fehlende Ausbildung, schlechte Ausrüstung und Bewaffnung, unzulängliche Führung und die Erkenntnis bei den meisten Volkssturmmännern, dass sich

ein persönlicher Einsatz bei der Lage der Dinge nicht mehr «verlohnte», liessen die Volkssturm-Btle. in den seltensten Fällen über Wacheinheiten hinauswachsen. Trotzdem gab es Einzelfälle, wo sich bei entsprechender Führung in der Stunde der Entscheidung die Volkssturmmänner hervorragend geschlagen haben. Ich erinnere dabei besonders an das unter Führung des Admiral a. D. von Fischel stehende Bataillon

Besondere Sorge machte uns die *Vorbereitung der Versorgung* der Truppe und der Bevölkerung für den Fall der Einschliessung. Die Verantwortung für die Bevölkerung hatte grossspurig Goebbels als Reichsverteidigungskommissar übernommen. Uns blieb mit der Bevorratung für die kämpfende Truppe eine noch grosse und kaum zu lösende Aufgabe übrig. In den ersten Tagen des April meldete sich als Oberquartiermeister Oberst d. Res. v. Hauenschildt, der sich bereits bei der Versorgung der Festung «Breslau» bewährt hatte und nun die Versorgung von Berlin «schmeissen» sollte. Sehr schnell musste er feststellen, dass die ihm gestellte Aufgabe auf grosse Schwierigkeiten stiess. An Verpflegung standen die Lager des Wehrkreiskdo. III zur Verfügung, einschliesslich der grossen Speicher am Spreehafen. Man konnte annehmen, dass mit den noch von der Truppe mitgeführten Vorräten die Verpflegung zehn bis 14 Tage reichen würde. Leider fielen die Verpflegungslager, da sie meistens am Stadtrand oder ausserhalb Berlins angelegt waren, sehr schnell in die Hand des Russen und damit für die Versorgung der Truppen aus. Noch trostloser war die Munitionsbevorratung.

Sofort greifbare Bestände waren nur geringfügig vorhanden. Mehrere aus Süddeutschland heranbeordnete Munitionszüge, die für die Bevorratung vorgesehen waren, blieben irgendwo im Land hängen und erreichten nie ihr Ziel. Man hatte auch eine Munitionsherstellung im eingeschlossenen Berlin ins Auge gefasst. Gelegentlich mehrerer Besprechungen waren uns von Goebbels die entsprechenden Werke für die Produktion zugesichert worden. Als wir dann darauf zurückgreifen wollten, stellte sich heraus, dass weder das Rohmaterial noch die dazu nötigen Facharbeiter vorhanden waren! Ich erwähnte ja bereits, dass Goebbels die Versorgung der in Berlin befindlichen Bevölkerung in eigener Regie leitete. Es waren im-

merhin $2\frac{3}{4}$ Millionen Menschen im Einschliessungsfall zu ernähren, ein Unterfangen, das von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt war. Dass unter solchen Umständen an eine längere Verteidigung Berlins nicht gedacht werden konnte, hatte General Reymann immer wieder Goebbels gegenüber zum Ausdruck gebracht, gehört wurde auf diesen unbequemen Mahner nicht! Als die Kämpfe um die Stadt begannen, hatten einige vernünftige Bezirksämter Verpflegung für acht bis zehn Tage an die Bevölkerung ausgegeben, sodass diese sich die Verpflegung einteilen konnte. Gewisse Lebensmittel fielen aber sofort aus, z.B. Frischmilch für Kleinkinder und Kranke.

In den Planungen für die Versorgung war auch an eine Luftversorgung gedacht worden (Landeplatz Ost-West-Achse). Leider ist dies in der Praxis nie zum Tragen gekommen, da Versorgungsflugzeuge in Berlin nicht gelandet sind. In wenigen Fällen wurde während der Kämpfe Munition und Verpflegung in Behältern aus der Luft abgeworfen. Die Mengen waren aber so lächerlich gering, dass sie ein Tropfen auf dem heissen Stein waren. Ausserdem landete auch noch ein Teil der abgeworfenen Behälter beim Feind. Bei allen vernünftigen Gedanken, die man sich über die Versorgung der Reichshauptstadt machte und zum Ausdruck brachte, rannte man bei Goebbels immer wieder gegen Windmühlenflügel. Welche grosse Versprechungen wurden uns gerade auf dem Gebiet der Versorgung gemacht, und wie wenig wurde davon erfüllt. So waren wir – wie in vielen anderen Fällen – auf uns selbst angewiesen und mussten uns mit Unzulänglichkeiten herumschlagen.

War schon die Zusammenarbeit mit den zivilen Stellen keine reine Freude, so war es mit den militärischen Stellen nicht viel besser. Bereits unser unmittelbarer Nachbar, das stellvertr. Generalkdo. III. A. K., im Gebäude neben uns am Hohenzollerndamm untergebracht, warf uns – gewollt oder ungewollt, das sei dahingestellt – Knüppel zwischen die Beine. Der Chef des Stabes dieses Generalkdos., Generalmajor Friede (oder Friede), versetzte, obwohl er unsere personelle Lage kannte, Offiziere unseres Befehlsbereiches, die zunächst nur kommandiert waren, ohne uns zu fragen, plötzlich an die Front. So kamen immer wieder neue Leute an wichti-

ge Stellen. Bis sie erneut im Bilde waren, dauerte es eine Zeit. Dieser unhaltbare Zustand änderte sich erst, als wir nach vielem Hin und Her von der Org.-Abtlg. des Generalstabes des Heeres «etatisiert» wurden.

Ein weiterer Stein des Anstosses war die Unterstellung General Reymanns unter den «Führer» unmittelbar. Das hatte zur Folge, dass auch sein Stab als «reichsunmittelbar» angesehen wurde und sich keiner für uns zuständig erklärte. Das OKH erklärte: «Wir sind nur für die Ostfront zuständig, wendet euch an das OKW, wenn ihr Befehle haben wollt!» Das OKW meinte: «Was wollt ihr eigentlich, Berlin zeigt seine Front zum Osten, für Euch ist das OKH zuständig.» Wir kamen uns wie ein verstossenes Waisenkind vor, keine Kommandobehörde war an uns interessiert. Da ja an Hitler kaum heranzukommen war, geschweige denn Befehle für uns zu erhalten waren, schafften wir es endlich, der Heeresgruppe Weichsel unterstellt zu werden. Ende März fuhr ich zum Gefechtsstand der Heeresgruppe, der sich in der Nähe von Prenzlau im sog. Feldkommando Himmellers gut getarnt in einem Waldstück befand. Oberbefehlshaber der Heeresgruppe war Generaloberst Heinrici, Chef des Stabes Generallttn. Kienzei und la Oberst i. G. Eismann.

Voll Stolz breitete ich vor Kienzei meine übersichtlich gezeichneten Karten und Tableaus über den Verteid.-Bereich aus und trug ihm unsere Lage vor, in der Hoffnung, dass die Heeresgruppe voller Freude diesen «Kräftezuwachs» annehmen würde. Aber weit gefehlt! Mit einem kurzen Blick hatte Kienzei erkannt, dass ohne Zuführung von namhaften Kräften Berlin nicht zu halten war. Da diese Kräfte nicht vorhanden waren, gab mir Kienzei in dünnen Worten zu erkennen, dass die Heeresgruppe an uns nicht interessiert sei. «Diese Wahnsinnigen dort in Berlin sollen von mir aus im eigenen Saft schmoren!» waren seine letzten dienstlichen Worte an mich.

Wenige Tage danach wurden wir der 9. Armee unterstellt, die mit ihren Divisionen an der Oder stand. Also auf zur 9. Armee! Als ich mich zur Lageorientierung auf dem Gefechtsstand der Armee in der Nähe von Saarow-Pieskow meldete, war der Oberbefehlshaber Busse gerade an die Front gefahren. Sein Chef des Stabes, Generalmajor Hölz, mir von der Kriegsakademie her bekannt, hörten sich meine Orientierung und meine

meine Wünsche an. Letztere gipfelten in der Hoffnung, dass die 9. Armee zumindest namhafte Teile für die Verteidigung Berlins abzweigen würde. Aber auch hier gab es und konnte es bei ganz nüchterner Betrachtung der Gesamtlage nur Absagen geben. Hölz erklärte mir – für mein Gefühl etwas zu theatralisch «Die 9. Armee steht und hält an der Oder. Wenn es nötig sein sollte, werden wir dort auch fallen, aber zurück gehen wir nicht!» Diese Worte bedeuteten für uns nicht mehr oder weniger, als dass an eine Besetzung unserer im Ausbau befindlichen Stellungen durch neu zugeführte Truppen kaum zu denken war. Die 9. Armee dachte nicht daran, sich vom «Steinbalken» Berlin anziehen zu lassen. Wenn dann im Verlauf der Kämpfe das nördliche Flügelkorps der 9. Armee, das LVI. Pz.-Korps, das ja im Endkampf um Berlin noch eine Rolle spielen sollte, doch auf Berlin zurückgedrückt wurde, so lag es an den besonderen Umständen, unter denen das Korps kämpfte.

So vergingen für uns die Tage wie im Fluge, als in den frühen Morgenstunden des 16.4.45 in Berlin klar und deutlich ein dumpfes, nicht aufgehörendes Rollen aus dem Osten vernehmbar wurde. Der Russe war zur Entscheidung auf Berlin angetreten!

Die nun folgenden Tage waren angefüllt von einer fieberhaften Tätigkeit innerhalb und ausserhalb unseres Befehlsbereichs. Berlin wurde in Alarmzustand versetzt, die Panzersperren geschlossen und besonders wichtige Stützpunkte besetzt. Auch die Bevölkerung wurde durch Aufrufe und Hinweise mit der neuen Lage vertraut gemacht. Goebbels selbst veröffentlichte in der Presse einen bombastischen Aufruf, der in dem Satz gipfelte: «Der neue Mongolensturm muss sich an unseren Mauern brechen.» Für alle diejenigen, die sich bisher noch trügerischen Hoffnungen hingegeben hatten, dass diese Flutwelle des unerbittlichen Krieges vor den Toren der Reichshauptstadt Halt machen würde, kam die Erkenntnis der nüchternen Wirklichkeit völlig überraschend. Aber ebenso überraschend zogen sie daraus die Folgerung, ihr Heil in der Flucht zu suchen, ganz im Gegensatz zu dem, was sie vorher in hochtrabenden Worten von «Aushalten» und «Kämpfen bis zum Letzten» geäußert hatten. Es entbehrte nicht einer gewissen Komik, die Begründung zu hören, mit denen

hohe und höchste Staats- und Parteifunktionäre sich bei uns einen Erlaubnisschein zum Verlassen Berlins zu ergattern versuchten. Obwohl Goebbels Tage zuvor befohlen hatte: «Kein wehrfähiger Mann verlässt Berlin», machten wir diesen «Heimkriegern» keine Schwierigkeiten beim Ausstellen eines Passierscheines. «Die Ratten verlassen das sinkende Schiff!» Warum sollten wir diese Jämmerlinge aufhalten? Generalltn. Reymann gab in diesen Tagen über 2'000 Unterschriften für diese «Wanderer zwischen zwei Welten». Sie glaubten alle, durch die Flucht ihr kostbares Leben in Sicherheit bringen zu können. Zurück blieb die Masse der Bevölkerung, die sich im Übrigen aus Mangel an Beförderungsmitteln eine Flucht gar nicht leisten konnte.

Die Nachrichten, die wir von der Ostfront bekamen, waren nicht erfreulich. Noch hielt zwar in schweren Abwehrkämpfen die Truppe, ohne aber sich immer mehr ausweitende Einbrüche des Russen verhindern zu können. Im Laufe des 18.4. erreichte uns ein Hilferuf der 9. Armee, in der diese für Einsatz in einer Auffangstellung um alle bei uns verfügbaren Kräfte, einschliesslich der Volkssturmbtle., bat. Wir stellten hierfür das Wach-Regt. «Grossdeutschland», die Panzerabwehrabtlg. und zehn Volkssturmbtle. zur Verfügung, die noch in der Nacht vom 18./19.4. zur 9. Armee in Marsch gesetzt werden sollten. Am späten Abend des 18.4. fand im Luftschutzbunker des stellv. Generalkdos. eine letzte Besprechung mit dem stellv. Gauleiter Schach, Bürgermeister Steeg und Vertretern von Post und Bahn statt. Generalltn. Reymann schilderte kurz die Lage und forderte die sofortige Gestellung aller verfügbaren Fahrzeuge (Lkw, Omnibusse usw.), um die Btle. der 9. Armee zuführen zu können. Als Abschluss seiner Ausführung wandte er sich an Schach und sagte: «Teilen Sie dem Minister Goebbels mit, dass nunmehr an eine Verteidigung der Reichshauptstadt nicht mehr zu denken ist. Ich erwarte, dass angesichts des Ernstes der Lage und im Interesse der schutzlosen Bevölkerung daraus die allein möglichen Folgerungen gezogen werden!» In dieser Nacht kamen wir nicht mehr zum Schlaf, denn der Abtransport der ersten Volkssturmbtle. verzögerte sich unerwartet. Zunächst waren die Fahr-

zeuge nicht zur rechten Zeit an den befohlenen Punkten, dann wieder erschienen die Btle. nicht zum befohlenen Zeitpunkt. Endlich, im Morgenrauen des 19.4., rollte das erste Volkssturmbtl. in Richtung Osten zur 9. Armee, dem im Laufe des Tages die weiteren folgten.

In der Zwischenzeit hatte sich die Lage an der Oderfront weiterhin verschlechtert. Mit Panzern und aufgefressener Infanterie war der Russe an verschiedenen Stellen durchgebrochen. Die zum Schutz des Flugplatzes Werneuchen eingesetzte 8,8-cm-Flak-Battr. befand sich seit dem Mittag des 19.4. im Erdkampf mit durchgebrochenen russischen Panzerspitzen, am Abend des 19.4. drangen sie bereits in Strausberg ein. Am Stadtrand Berlins konnte stündlich mit dem Auftauchen von Panzern gerechnet werden.

Im gleichen Umfang, wie der Russe seinem Ziel, der Reichshauptstadt Berlin, zustrebte, zog die Stadt beinahe magnetisch grosse Teile der zurückflutenden rückwärtigen Dienste der 9. Armee an. Darüber hinaus bemühten sich kleinere Gruppen und Verbände, die im Lauf der Kämpfe an der Oder von ihrer Truppe abgekommen waren, über die Zentrale wieder Anschluss zu gewinnen. Mit der Truppe vermischten sich unabsehbare Züge von Flüchtlingen, die nach Westen strebten. Ausserdem versuchten auch schon dunkle Elemente und Deserteure, im Gewirr der Grossstadt unterzutauchen. So ergaben sich für uns und unsere Abschnittskdre. in diesen Tagen eine Vielfalt zusätzlicher Aufgaben: Erfassen aller Versprengten und - soweit Zuführung zu ihren Truppenteilen nicht mehr möglich - Eingliederung in die Verteidigung Berlins, Durchschleusen aller nichtkämpfenden rückwärtigen Dienste nach dem Westrand der Stadt sowie Festigung der Abwehrbereitschaft. Wenn ich mich recht entsinne, war es im Abschnitt A von Oberstlttn. Bärenfänger bei Mahlsdorf, wo am 20.4. vor den Rohren der dort in Stellung befindlichen 8,8-cm-Flak zwei russische Panzer mit aufgefressener Infanterie auftauchten. Während der eine durch Volltreffer sofort ausgeschaltet wurde, gelang es dem anderen, in einer Geländewelle zu entkommen. Mit diesem kurzen Gefecht begann der unmittelbare Kampf um die Reichshauptstadt. Nachdem die schwer geprüfte Stadt in den vergangenen Jahren durch die Luftangriffe der Ang-

loamerikaner bereits stark gelitten hatte, blieb ihr nun auch das Letzte, der Kampf in den eigenen Mauern, nicht erspart.

Dass dieser Kampf nicht lange dauern konnte, war uns Soldaten klar. Wenn jeder Einzelne trotzdem seine Pflicht tat, wenn sich kleine und kleinste Verbände immer wieder in den Häuserruinen festsetzten und dem Russen, der nur zögernd voring, erbitterten Widerstand leisteten, dann war es die leise Hoffnung, dass von der Elbe her die Amerikaner doch noch antreten würden und Berlin eher als der Russe erreichen würden. Darüber hinaus tauchten jetzt schon Gerüchte über deutsche Entsatzarmeen auf, die in Bälde auf dem Schauplatz erscheinen und das Kriegsglück zum Guten wenden würden. Für viele war ja die Hoffnung auf das «Wunder» noch der letzte Halt. «Wenn der Führer sogar in Berlin bleibt und unsere Geheimwaffen erst eingesetzt werden, dann muss ja bestimmt in kürzester Zeit die entscheidende Wende eintreten!» Selbst für uns beim Stab des Verteid.-Bereiches war es unverständlich, was Hitler bewogen haben mochte, seinen ersten Entschluss, Berlin rechtzeitig zu verlassen, umzustossen und im Keller der Reichskanzlei das abzusehende Ende zu erwarten. Noch Anfang April hatte ich mit dem SS-Adjutanten des Führers, SS-Sturmbannführer Günsche, wegen der Übernahme der bombensicheren Anlagen unter der Reichskanzlei verhandelt. Hitler selbst hatte Reymann bei dessen letztem Vortrag vorgeschlagen, den Gefechtsstand des Kommandanten von Berlin in die Reichskanzlei zu verlegen, «denn ich werde ja nicht in Berlin bleiben». Unser Nachrichtenführer war bereits in der Reichskanzlei zur Übernahme der Leitungen gewesen, sodass alles für einen Gefechtsstandwechsel klar erschien. Nun standen wir vor einer neuen Situation. Hitler hatte sich entschlossen, in Berlin zu bleiben, um, wie der «Angriff» schrieb, «inmitten der Bevölkerung Berlins die Aufgabe der Rettung der Reichshauptstadt zu bewältigen». Bei Hitler selbst befand sich lediglich ein kleiner militärischer Arbeitsstab, an dessen Spitze der inzwischen zum Chef des Generalstabes ernannte General d. I. Krebs stand. Ausserdem waren noch General Burgdorf, Chefadjutant Hitlers und Chef des Personalamtes, sowie Admiral Voss, der Verbindungsoffizier der Ma-

rine, im Bunker der Reichskanzlei. Keitel und Jodl hatten sich im Laufe des 22.4. nach Schleswig-Holstein begeben, «um von dort den Entsatz Berlins zu organisieren». Mit General Krebs standen wir laufend in unmittelbarer Verbindung. Täglich gaben wir mehrfach die Lagemeldungen durch, die die Unterlage für den Vortrag bei Hitler abgaben.

Trotzdem gab man sich offenbar in der Reichskanzlei noch trügerischen Hoffnungen hin und hatte mehr oder weniger den Blick für die tatsächliche Situation verloren. Nur so war eine Reihe fernmündlicher Befehle von General Krebs zu verstehen, deren erster, den wir am 19.4. abends erhielten, etwa folgendermassen lautete: «Mit sofortiger Wirkung wird dem Verteid.-Bereich Berlin die Division ‚Friedrich Ludwig Jahn‘ (Div. Fhr. Oberst Klein) unterstellt. Mit dieser Division ist das weitere Vordringen russ. Kräfte auf Berlin aufzuhalten.» Einzelheiten über Stärke der Division, Lage des Gefechtsstandes usw. waren nicht zu erfahren. Auf meine diesbezüglichen Fragen antwortete Krebs nur lakonisch: «Das müssen Sie selbst feststellen.» Nun war das gar nicht so einfach, denn unsere Fernsprecherverbindungen waren auf das bestehende postalische und Wehrmachtsnetz beschränkt. Noch in der Nacht wurden Kradmelder zur Suche des Gefechtsstandes losgejagt. Am Morgen meldete sich der Ia der Division fernmündlich und orientierte uns über die Lage des Gefechtsstandes in einem kleinen Dorf nördlich von Trebbin. General Reymann begab sich sofort selbst zur Division und kehrte am Abend des 20.4. mit wenig erfreulichen Nachrichten zurück. Die Division war gerade bei der Aufstellung auf und um den Truppenübungsplatz Jüterbog gewesen, als sie überraschend von russischen Panzerspitzen angegriffen wurde. Nur unter grössten Schwierigkeiten war es gelungen, nördlich Jüterbog die zunächst völlig zerplatzte Division einigermassen wieder zusammenzufassen. Die Masse der Artillerie, die noch keine Bespannung hatte, war verloren gegangen. Mit einem der drei Regimenter war noch keine Verbindung vorhanden. Um diese herzustellen, war der Div. Kdr. Oberst Klein am 20.4. nach vorn gefahren, dabei in einem Dorf in ein russisches Panzerrudel und so in Gefangenschaft geraten. Mit der Division in solcher Verfassung war kein Staat zu machen.

Am späten Abend des 20.4. rief General Krebs erneut bei uns an und übermittelte uns folgenden Befehl: «Mit Division ‚Friedrich Ludwig Jahn‘ und neu zugeführtem Panzerverband Wünsdorf (stellte sich als eine Gruppe von sechs bis acht Panzern der Panzerschule Wünsdorf heraus, die sehr bald durch Feindeinwirkung bzw. Maschinenschaden ausfielen) ist zum frühestmöglichen Zeitpunkt gegen vorgeprellte feindliche Panzerspitzen (!!) anzutreten und diese nach Süden zurückzuwerfen.» Unsere Meldung über den Zustand der Division, mit der unter den derzeitigen Umständen eine aktive Kampfführung gar nicht möglich war, wurde als nicht stichhaltig abgewiesen und jeder weitere Einwand von Krebs scharf abgelehnt. Bei den «vorgeprellten» Panzerspitzen handelte es sich – wie unsere Funkaufklärung mittlerweile festgestellt hatte – um «nur» zwei russische Panzer-Armeen, von denen die eine auf dem nächsten Wege über Baruth-Zossen Berlin zustrebte, während die andere über Luckenwalde-Beelitz auf Brandenburg/Havel abdrehte. Die sich rasch fortentwickelnde Lage entthob uns allerdings allein schon des Versuches einer Durchführung und des gegebenen Auftrages, denn am 22.4. waren russische Panzer bereits in Zossen im weiteren Vorstoss nach Norden. Auch im Norden, Nordosten und Osten Berlins sah es zu diesem Zeitpunkt nicht rosig aus. Am 20.4. war Bernau gefallen, seit dem 21.4. standen unsere Sicherungen im Nordosten der Stadt im Kampf mit russischer Infanterie. Mahlsdorf und Adlershorst fielen am 21.4. in Feindeshand, und am 22.4. drangen russische Panzer in Köpenick ein.

In dieser Situation traf den Stab des Verteid.-Bereiches völlig überraschend der Befehl zur Ablösung General Reymanns, der Reymann persönlich von Burgdorf auf Befehl Hitlers telefonisch durchgegeben wurde. Reymann sollte sofort einen Abschnitt im Raum Potsdam übernehmen und war damit kaltgestellt. Die Ablösung war zweifelsohne auf Betreiben Goebbels' erfolgt, der in Reymann einen unbequemen Mahner und nicht mit ihm in Fragen der Verteidigung Berlins konform gehenden Mann sah. Die letzte Besprechung im Luftschutzbunker am 18.4. mag den letzten Anstoss zu dieser uns unverständlichen Massnahme gegeben haben. Mit Generalltn. Reymann verloren wir einen erfahrenen Frontoffizier, einen auf-

rechten und geraden Soldaten, der sich allerdings gegenüber Goebbels und der Partei nicht durchsetzen konnte. Daran waren allerdings noch wesentlich markantere und profiliertere militärische Führer gescheitert!

Als Nachfolger traf noch am 22.4. abends Oberst Kaether beim Stab ein. Kaether, der sich an der Ostfront als Rgt. Kdr. bewährt hatte, war in den letzten Monaten Chef des Stabes der obersten NSFO des Heeres gewesen. Offenbar glaubte man wohl, in ihm als begeisterten Nationalsozialisten den richtigen Mann gefunden zu haben, der die Verteidigung Berlins aktivieren würde. Burgdorf ernannte Kaether für die Dauer seiner Dienststellung unter Übersprungung des Generalmajors zum Generalleutnant. Einen entscheidenden Einfluss auf die Lage konnte allerdings Kaether mit seiner «nationalsozialistischen Frische» auch nicht ausüben. Er beschränkte sich infolgedessen darauf, allen Parteigrößen baldmöglichst seine Ernennung mitzuteilen und Optimismus auszustrahlen. Die Arbeit überliess er dem Stab. Eine regelrechte Führung im Abwehrkampf war im Übrigen auch nahezu unmöglich, denn wir standen ja unseren Abschnittskommandeuren gegenüber mit leeren Händen da. Vom ersten Tag des Kampfes um Berlin an hatten wir nicht *einen* Verband, den wir als Reserve in entscheidenden Augenblicken an besonders gefährdeten Stellen einsetzen konnten.

Am 23.4. hatten russische Panzerspitzen den Teltowkanal bei Teltow und nördlich Stahnsdorf erreicht. In Weissensee, Lichtenberg und Köpenick wurde gekämpft.

Am späten Nachmittag des 23.4. erreichte mich ein Anruf meines Jahrgangskameraden und Akademiehörsaalältesten Oberstlttn. i. G. v. Dufving, der seit Februar 45 Chef des Stabes des LVI. Pz. Korps (Kdr. Gen.: General d. Artl. Weidling) war. Ich war natürlich über sein plötzliches Auftauchen überrascht und stellte nach kurzem Gespräch fest, dass sein Korps als nördliches Flügelnkorps der 9. Armee im Verlaufe der Kämpfe auf Berlin abgedrängt war. Das Korps hatte die Absicht, auf schnellstem Wege wieder Anschluss an seine Armee, mit der z. Zt. keine Verbindung bestand, zu gewinnen. Es dachte jedenfalls nicht daran, sich «von Berlin» vereinnahmen zu lassen.

Aber es sollte anders kommen! Am 24.4. rief Dufving erneut bei mir an und teilte mir nicht sehr beglückt mit, dass er in wenigen Stunden mit seinem ganzen Korpsstab auf unserem Gefechtsstand erscheinen würde, alles Weitere würde ich dann dort hören. Gegen 19 Uhr erschien dann General Weidling selbst auf unserem Gefechtsstand und stellte sich als neuer Befehlshaber des Verteid.-Bereiches Berlin vor. Ich selbst kannte Weidling aus Krieg und Frieden, kannte ihn als energischen und entschlossenen Mann, mit dem ich im Kriege in einer sehr schweren Situation hervorragend zusammenarbeiten durfte. Ich war infolgedessen über diesen Führungswechsel recht froh.

Wie aber war es zu dieser plötzlichen Ernennung Weidlings gekommen? Ich habe nun folgende Geschichte persönlich von Weidling gehört, sie entbehrt nicht einer gewissen Tragikomik und ist wirklich wert, festgehalten zu werden. Weidling hatte von seinem Gefechtsstand Rudow in der Reichskanzlei, wo er den ihm bekannten General Krebs wusste, angerufen, um von Krebs ein Bild über die Lage zu bekommen. Mit auffällender Kühle hatte Krebs ihn begrüßt und befragt, wo er sich denn befände. Als Weidling ihn dann orientiert hatte, zitierte Krebs ihn zur sofortigen Meldung in die Reichskanzlei. Bei seinem dortigen Erscheinen stellte der nichtsahnende Weidling bei Krebs zu seinem Entsetzen fest, dass er mittlerweile durch Hitler zum Tode verurteilt worden war. Auf irgendwelchen dunklen Kanälen war am 23.4. in die Reichskanzlei die Meldung gelangt, dass am Ostrand der Reichshauptstadt das tapfere LVI. Pz. Korps kämpfte, während sich der Korpsstab mit Weidling an der Spitze nach Döberitz in Sicherheit gebracht habe!! Das hatte natürlich den allerhöchsten Zorn Hitlers erregt, und ohne Nachprüfung schmetterte dieser das Todesurteil über Weidling heraus. Nun, Weidling konnte in kürzester Zeit diese ganze Angelegenheit als Missverständnis aufklären und nachweisen, dass sein Gefechtsstand in Rudow sich im Augenblick nur 1½ Kilometer hinter der Hauptkampflinie (HKL) befand. Wahrhaft frontnah genug! Weidling wurde nach Klärung der ganzen Angelegenheit nunmehr aufs Freundlichste behandelt und durfte sich bei Hitler persönlich melden. Er, der Hitler ein Jahr zuvor bei der Überreichung der «Schwerter» das

letzte Mal gesehen hatte, war über das Aussehen seines «obersten Kriegsherrn» entsetzt. Hitler machte einen völlig müden und niedergeschlagenen Eindruck, in seiner Sprechweise wirkte er apathisch. Von seiner einmal gezeigten Frische war nichts mehr zu erkennen. Weidling musste feststellen, dass ihm eine psychische und physische Ruine gegenüberstand. Nachdem Weidling kurz die Lage seines Korps vorgetragen hatte, sagte Hitler etwa Folgendes zu ihm: «Ich übergebe Ihnen hiermit die Verteidigung Berlins. Ihre Aufgabe ist es, das weitere Vordringen des Russen aufzuhalten. In kürzester Zeit wird sich das Blatt wenden! Von Norden wird die Armeegruppe Steiner antreten (war zu diesem Zeitpunkt bereits in der Absetzbewegung nach dem Westen), von Süden stösst bereits die Armee Wenck auf die Reichshauptstadt vor (trat erst am 26.4. überhaupt an!), und von Westen aus dem Raum Rathenow wird eine starke Panzergruppe auf Berlin vordringen (angeblich verstärkte 7. Pz. Div.). Ich bin gewillt, mit diesen starken Kräften dem Russen vor den Toren Berlins die grosse Vernichtungsschlacht zu liefern!»

So wurde Weidling ohne sein Zutun zum letzten Verteidiger von Berlin. Begeistert war er von seiner neuen Aufgabe keinesfalls. Lediglich die von Hitler angekündigten Ersatzarmeen gaben ihm gewisse Hoffnungen für seine Aufgabe. Noch weniger begeistert war er, als er sich meinen Vortrag über die Lage angehört hatte und auf der Lagekarte die Fortschritte der Russen feststellte. Diese waren mittlerweile in Pankow und Tegel eingedrungen, um den Schlesischen Bahnhof und Friedrichshain wurde gekämpft. Weidling wurde bereits an diesem ersten Abend klar, dass mit den zur Verfügung stehenden Kräften gegen die vielfache Übermacht des Russen der Kampf nur noch kurze Zeit zu führen war und dass es besser wäre, Berlin aufzugeben und Anschluss an die nach Westen zurückgehende Heeresgruppe Weichsel zu suchen

Das LVI. Pz. Korps bestand bei seinem Eintreffen in Berlin aus:

18. Pz. Gren. Div. (Generalmajor Rauch)

Die Div. war noch verhältnismässig gut intakt und wurde sofort als Eingreifreserve herangezogen.

20. Pz. Gren. Div. (Generalmajor Scholz)

Von dieser Div. waren nur Restteile vorhanden, sie hatte in den vorausgegangenen Kämpfen schwere Verluste erlitten. Der Div. Kdr. beging kurz nach Eintreffen in Berlin Selbstmord.

Div. «Müncheberg» (Generalmajor d. Res. Mummert)

Stark angeschlagen, nur noch Restteile vorhanden.

9. Fallschirmjäger Div. (Oberst Herrmann)

Erst eine Woche vorher neu aufgestellte Div., die in den Kämpfen zwischen Oder und Berlin erhebliche Federn lassen musste und nur noch bedingte Kampfkraft besass.

SS-Div. «Nordland» (SS-Brigadeführer Ziegler)

Diese Div. machte einen noch relativ guten Eindruck. Leider gingen die Auffassungen über die weitere Kampfführung zwischen Div. Kdr. und Kdr. Gen. stark auseinander. Ziegler hatte Sonderbefehle von Himmler und wollte nach Schleswig-Holstein abziehen, sodass in der letzten Phase des Kampfes Ziegler abgelöst werden musste.

Um weiterhin eine straffe Kampfführung zu gewährleisten, wurden jeweils zwei Abschnitte des Verteid.-Bereiches einer Div. unterstellt und die Div. als «Korsettstangen» in die Abschnitte eingeschoben. Die beiden Stäbe Verteid.-Bereich und Korpsstab wurden zu einem Stab verschmolzen. Das bereitete keine Schwierigkeiten, denn Arbeit war für alle überreichlich vorhanden. So arbeitete auch ich fortan mit meinem Kameraden Dufving, dem Korpschef des LVI. Pz. Korps, aufs Beste und Harmonischste bis zum Ende zusammen.

Recht schwierig hatten es insbesondere Arko, Pi.-Führer und Nachr.-Führer. Dem Arko (Oberst Wöhlermann) unterstanden zunächst nur die wenigen aufgestellten Beutebatterien, die sich aus Munitionsmangel bald verschossen hatten. Mit Eintreffen des LVI. Pz. Korps wurde ihm die gesamte Artillerie unterstellt. Mit dieser war aber kaum eine Feuerzusammenfassung möglich, da es ja überall «brannte» und überall Artillerie fehlte. Sehr bald trat auch hier Munitionsmangel auf. Vorübergehend hat die Flak der 1. Flak-Div. wirksam in den Erdkampf eingegriffen. Die Flak-

türme Zoo und Humboldthain mit ihrer schweren Flak zerschlugen mehrfach stärkere Panzeransammlungen.

Dem *Pi. Führer* (Oberst Lohbeck) unterstanden die bereits erwähnten beiden Pi. Btle. Später trat das Pi. Btl. «Taifun» (arbeitete mit schlagenden Wettern) hinzu. Das Btl. wurde in seinem eigentlichen Aufgabengebiet nicht eingesetzt, um die in den U-Bahn-Schächten Schutz suchende Bevölkerung nicht zu gefährden. Sprengmunition war so gut wie gar nicht vorhanden. Zu Sprengungen wurden meistens Industriesprengstoff sowie – soweit vorhanden – Bomben und Luftminen verwendet. Die Pi. Btle. der Div. waren – wie meistens in den letzten Kriegsjahren – zur Verstärkung der Front infanteristisch eingesetzt und fielen als Pioniere aus.

Der *Nachrichten-Führer* des Verteid.-Bereiches besass keine eigene Nachr. Abtlg. Bis zum Eintreffen der Korps-Nachrichtenabtlg. des LVI. Pz. Korps waren wir auf das bestehende Post-, Partei- und Wehrmachtnetz angewiesen (Selbstwählverkehr!). Verbindung zu unseren Abschnitten bestand nur über diese Netze. Wurde bei den zahlreichen nächtlichen Luftangriffen ein Verteileramt getroffen, fielen unsere Verbindungen zu den Abschnitten meistens für längere Zeit aus. Die Korps-Nachrichtenabtlg. arbeitete brav. Störtrupps waren tags und nachts unterwegs. Die Leitungen, die im Stadtgebiet nur frei verlegt werden konnten, waren vor allem in den letzten Tagen der Kämpfe mehr gestört als in Ordnung. Es leuchtet ein, dass die Führung durch alle diese auftretenden Schwierigkeiten und Mängel zusätzlich erheblich erschwert wurde.

So waren die Voraussetzungen, unter denen in der folgenden Zeit die beiden zusammengelegten Stäbe arbeiten mussten. Weidling nutzte den 25.4., um sich bei den Divisionen unmittelbar über die Lage zu orientieren. Seinen Vorgänger – Oberst Kaether, der ja vorübergehend unter Übersprungung des Generalmajor zum Generalltm. befördert worden war – hatte er zum «Heldengreifkommissar» ernannt. Als solcher wurde er bereits einen Tag später verwundet und fiel aus. Als Weidling am Abend des 25.4. zurückkehrte, stand sein Entschluss fest, Hitler vorzuschlagen, aus Berlin auszubrechen und den Anschluss an die nach Westen zurückge-

hende Heeresgruppe Weichsel zu suchen. Dufving und ich arbeiteten noch in der Nacht die hierfür notwendigen Befehle aus. Der Ausbruch war in drei Gruppen vorgesehen:

- a) *Stossgruppe* mit allen noch verfügbaren Panzern (etwa 40 Stück) und der Masse der Divisionen.
- b) *Führergruppe* mit Hitler und allen übrigen noch in der Reichskanzlei befindlichen Prominenten, als Schutz eine Division.
- c) *Nachhut* etwa eine verstärkte Division.

Im Übrigen ging die Vorbereitung des für den 28.4. früh vorgesehenen Gefechtsstandwechsels weiter. Die Absicht, den neuen Gefechtsstand in den Zoobunker zu verlegen, hatten wir wieder fallenlassen, da im Zoobunker bereits die LFla.-Div. und die 18. Pz. Gren. Div. ihren Gefechtsstand aufgeschlagen hatten und der Bunker ausserdem bei Luftalarmen von grossen Teilen der Bevölkerung benutzt wurde.

Der 26.4. dämmerte gerade herauf, als wir höchst unsanft aus dem Schlaf geweckt wurden. Rings um die Gebäude am Hohenzollerndamm, in denen wir ja seit Bestehen des Verteid.-Bereiches untergebracht waren, schlug plötzlich unter ohrenbetäubendem Lärm eine schnelle Folge von Granaten ein. Alte Fronthasen erkannten diese Art von Einschlägen sofort als «Grüsse» aus mehreren Stalinorgeln. Dieser unfreundliche Morgen-gruss beschleunigte daher unseren Stellungswechsel in den Bendlerblock, wo wir uns zunächst einmal provisorisch in leeren Luftschutzkellern einrichteten. Währenddessen waren Neukölln, Treptow und Tempelhof gefallen. Von Zehlendorf fühlten russische Panzer durch den Grunewald bereits bis zum Roseneck vor. Im Norden wurde in Reinickendorf und Weisensee gekämpft.

So fiel es General Weidling verhältnismässig leicht, am 26.4. nachts bei seinem Lagevortrag im Führerbunker Hitler den bis in alle Einzelheiten vorbereiteten Vorschlag zum Ausbruch aus Berlin vorzutragen und zu begründen. Wohl hörte sich Hitler Weidlings Ausführungen interessiert an, dann aber schüttelte er den Kopf und sagte zu Weidling: «Ihr Vorschlag ist ja ganz schön. Aber was soll das alles? Ich bin nicht gewillt, irgendwo

in den Wäldern als Umherirrender aufgegriffen zu werden. Ich bleibe hier und werde an der Spitze meiner Truppen fallen. Sie aber setzen die Verteidigung fort!» So war zunächst einmal für Weidling die allein mögliche Lösung des Kampfes um die Reichshauptstadt versperrt. Als Soldat musste er sich fügen, auf seinem Posten bleiben und den ihm sinnlos erscheinenden Kampf fortsetzen. Er gab jedoch den Gedanken an einen Ausbruch nicht auf. Erst aber musste er sich noch mit seinem Gewissen auseinandersetzen. Sich zu dem Gedanken durchringen, wenn nicht *mit* Hitler, dann *ohne* Hitler ausbrechen, das war für einen im Gehorsam und in bedingungsloser Pflichterfüllung gross gewordenen Soldaten so etwas Neues, Revolutionierendes, dass es doch erst einer gewissen Zeit bedurfte, bis dieser Gedanke in ihm Wurzeln schlug und sich in die Tat umsetzte. Die Tragik seines Entschlusses liegt nur darin, dass es, als Weidling ihn nur wenige Tage später fasste, tatsächlich für einen Ausbruch nach Westen schon zu spät war. Der Ring um die mit letzter Verzweiflung kämpfende Hauptstadt des Reiches war schon zu eng und fest, als dass der Ausbruch ihrer Verteidiger noch Erfolg versprach.

Der Kampf in Berlin ging nun unaufhaltsam seinem Höhepunkt und Ende entgegen. Wir sassen in den Luftschutzkellern des Bendlerblocks und wussten bei der Aggregatbeleuchtung bald nicht mehr, ob es Tag oder Nacht war. Während wir im Keller einigermassen in Sicherheit waren, schlugen oben über unseren Köpfen laufend Granaten ein, schwirrten Gewehrkekeln und Querschläger durch die Gegend und machten den Aufenthalt im Freien nicht ratsam. Unentwegt trafen Hiobsbotschaften ein. Beinahe stündlich musste die Lagekarte verändert werden, denn der Russe drang immer weiter in die Innenstadt vor. Die Hilferufe der einzelnen Abschnittskommandeure wurden häufiger und dringender, unsere Hilfe konnte dahingegen aus Mangel an Reserven nur recht unvollkommen sein.

Noch einmal flackerte unsere Hoffnung auf, als uns von Krebs mitgeteilt wurde, dass die Armee Wenck am 26.4. aus dem Raum Wittenberg zum Entsatz auf Berlin angetreten sei. Da wir keine näheren Einzelheiten über diese Armee kannten, durften wir mit einem gewissen Recht anneh-

men, dass es sich auch wirklich um eine Armee mit der entsprechenden Anzahl von Divisionen und Panzern handelte. In der Stadt wurden durch Goebbels' Organe Flugblätter verteilt. «Berliner! Haltet aus, die Armee Wenck ist zum Entsatz angetreten, nur noch wenige Tage, und Berlin ist wieder frei!»

Wenck war in aller Munde, und jeder glaubte an eine Wendung im letzten Augenblick. Am 28.4. hatten wir die letzte Fernsprechverbindung mit General Reymann, der jetzt im Abschnitt Potsdam führte. Er teilte uns mit, dass er bei Ferch (südlich Potsdam) die Verbindung mit den Spitzen der Armee Wenck hergestellt habe. Sollte Wenck wirklich Erfolg haben? Leider war das das Letzte, was wir von Wenck hörten. Später stellte sich heraus, dass diese «sagenhafte» Armee nur aus drei bis vier neu aufgestellten Divisionen bestanden hatte, die der russischen Übermacht gar nicht gewachsen waren. Unter deren starken Panzerstößen in Front und Flanke zog sich die Armee Wenck nach Aufnahme der Reste der 9. Armee auf die Elbe zurück und ging nach Kapitulationsverhandlungen zum Amerikaner. Ebenso stellten sich immer wieder auftauchende Gerüchte, dass Dönitz, Jodl und Keitel (ausgerechnet dieser!!) mit frischen Divisionen in Anmarsch wären, als aufgelegter Schwindel heraus, den wir als Soldaten zwar nicht mehr glaubten, der aber von der Bevölkerung immer wieder bereitwilligst als bare Münze hingenommen wurde. Es war ja auch zu natürlich, dass die Bevölkerung auf eine Wendung hoffte, zumindest aber ein baldiges Ende ihrer Leiden herbeisehnte. Zu Tausenden sassen die Menschen in den U-Bahn-Schächten: Frauen mit Kindern, alte Leute und Kranke, alles bunt durcheinander unter den primitivsten Verhältnissen. In den Abschnitten, in denen noch gekämpft wurde, waren die Luftschutzkeller seit Tagen der Daueraufenthalt der Bevölkerung. Jede Feuerpause wurde ausgenutzt, um schnell – soweit die Läden noch nicht geschlossen hatten – einen lebenswichtigen Einkauf zu machen. Dann wurden neue Gerüchte mit in die Keller gebracht. So war es nur zu verständlich, dass diese geplagten Menschen das Ende der Kämpfe so oder so herbeisehnten.

Noch war es aber nicht so weit. Die Kämpfe gingen mit unverminderter Heftigkeit weiter, wobei der Russe zwar nur zögernd vorging, aber doch

stetig Boden gewann. Die Strassen und Häuserzüge sahen schaurig aus. Fernsprech- und Strassenbahnleitungen hingen herab. Die Trümmer zerstörter Häuser lagen weit in die Strassen hinein. An anderen Stellen brannte es, ohne dass Löschversuche gemacht wurden. Gefallene Soldaten und Zivilisten lagen auf den Strassen herum, ohne geborgen zu werden. Umso eigenartiger und gespensterhafter wirkte es unter diesen Umständen, dass eines Morgens das ganze Viertel um die Reichskanzlei – Ruinen und noch stehende Häuser – mit Hakenkreuzfahnen geschmückt war. Erregte Anrufe aus der Reichskanzlei bei Weidling versuchten die Ursachen dieser verspäteten Demonstration zu klären. Der Verdacht tauchte auf, dass das Regierungsviertel besonders bezeichnet worden sei, um bei einem kommenden Luftangriff klar als Luftziel erkennbar zu sein. Sollte hier sich eine Untergrundbewegung erstmalig bemerkbar gemacht haben? Nun, es stellte sich schnell als wesentlich harmloser heraus. Im Abschnitt A von Oberstltn. Bärenfänger, der übrigens in diesen Tagen vom Oberstltn. zum Generalmajor befördert worden war, war von Bärenfängers Leuten ein Laden mit Fahnentuch entdeckt worden. Bärenfänger, der bis zur letzten Stunde ein begeisterter Nazi geblieben war, hatte diese Fahnen anbringen lassen und erklärte Weidling auf dessen Rückfrage: «Wir haben in guten Zeiten unter dieser Flagge gekämpft und gesiegt. Warum sollen wir uns schämen, sie jetzt, wo es uns dreckig geht, zu zeigen?» Es bedurfte erst längeren Zuredens Weidlings, um Bärenfänger zum Beseitigen der Fahnen zu bewegen.

Ich erwähnte ja bereits, dass sich unsere Arbeit im Luftschutzkeller unter den Gebäuden des Bendlerblocks vollzog. Die Luft in den Räumen war heiss und stickig. Mit Zigaretten und Bohnenkaffee bekämpften wir unsere Müdigkeit. Wir liebäugelten infolgedessen bereits mit einem Stellungswechsel in einen dicht neben uns stehenden Hochbunker, in dem die gesamte Nachrichtenzentrale des OKW untergebracht war ...

Dort «regierte» ein Major der Nachrichtentruppe über etwa 50 bis 60 Nachr.-Helferinnen und eine entsprechende Anzahl Feldwebel und Unteroffiziere. Diese hatten von hier aus die gesamten Nachrichtenverbin-

dungen des OKW innerhalb Europas aufrechterhalten. Jetzt aber war die Masse der Verbindungen unterbrochen. Fernschreiber und Fernsprecher standen still. Lediglich eine von Russen offenbar noch nicht entdeckte Leitung verband uns mit der Aussenwelt. Es blieb den Nachrichtenleuten nichts anderes übrig, als zusammenzurücken. Wir richteten uns, so gut es ging, in einigen Räumen ein. Dass es zweckmässig gewesen war, in diesen gegen Beschuss sicheren Bunker überzusiedeln, bewiesen bereits die nächsten Stunden. Der Kampf um die Innenstadt hatte an Heftigkeit zugenommen. Über das Gleisdreieck war der Russe vom Süden her weiter vorgezogen und hatte sich bereits in den Häusern südlich des Landwehrkanals festgesetzt. Von dort aus hielt er das Tirpitzufer mit den Gebäuden des Reichskriegsministeriums unter Feuer. Wir waren zur HKL geworden. Nicht viel besser sah es an Anhalter Bahnhof, Halleschen Tor, Alex und Lehrter Bahnhof aus. Man konnte sich bereits jetzt ausrechnen, wann der Kampf zu Ende sein würde.

General Weidling, der täglich bei der kämpfenden Truppe war, hatte sich nun endlich zu dem Entschluss durchgerungen, den Ausbruch nach Westen ohne Hitler zu versuchen. Entscheidend für ihn waren zwei Gesichtspunkte: a) Jeder Tag des Widerstandes innerhalb der Stadt verlängert die Leiden der Bevölkerung, b) Mit den vorhandenen Kräften war an einen erfolgreichen Widerstand gegenüber der russischen Übermacht nicht mehr zu denken.

Freilich, die Lage hatte sich, seitdem Weidling das erste Mal den Vorschlag zum Ausbruch gemacht hatte, erheblich zu unseren Ungunsten verschlechtert.

Am 29.4. abends wurden die Div. Kdre. zu uns bestellt, und Weidling schilderte ihnen noch einmal die Lage und die Gründe, die ihn zu seinem Entschluss gebracht hatten, nunmehr ohne Hitler auszubrechen. Das Ziel war klar: Ausbruch über die grosse Heerstrasse Nauen auf Friesack. Dort hatten wir durch Funk noch kämpfende Teile der Heeresgruppe Weichsel festgestellt, mit denen die Verbindung aufgenommen werden sollte. Obwohl sich die Div. Kdre. darüber klar waren, dass der Ausbruch sehr, sehr schwer werden würde, waren sie sich doch mit ihrem Kdr. Gen. darin

einig, dass es besser sei, zu versuchen, in die Freiheit durchzubrechen, als langsam, aber sicher von der russischen Übermacht erdrückt zu werden. Als Termin für den Ausbruch wurde der 30.4., 22 Uhr vorgesehen. Mit diesem Befehl verliessen uns spät in der Nacht die Div. Kdre.

Als der Morgen des 30.4. anbrach, ahnten wir noch nicht, welche dramatischen Ereignisse uns in den nächsten 48 Stunden bevorstehen sollten. Gegen Mittag – es mag etwa 13 Uhr gewesen sein – traf bei uns ein SS-Spähtrupp unter Führung eines SS-Sturmführers ein. Er kam aus der Reichskanzlei und hatte für den Weg von der Vossstrasse bis zum Bendlerblock (normalerweise zehn bis 15 Minuten zu gehen) zwei Stunden gebraucht. Von Deckung zu Deckung springend, jeden Trichter als Schutz vor dem starken Beschuss ausnutzend, kamen sie schweisstriefend und nach Luft schnappend bei uns an. Der Sturmführer übergab Weidling ein persönliches Schreiben Hitlers. Es war wohl der letzte schriftliche Befehl Hitlers, den er zu seinen Lebzeiten gegeben hat. Auf goldumrandertem Briefbogen, links oben in Gold das Hoheitsabzeichen und darunter in goldenen Buchstaben «der Führer», stand in der üblichen grossen Schreibmaschinenschrift:

«An den Befehlshaber des Verteid.-Bereiches Berlin, General der Art. Weidling. Im Falle des Munitions- und Verpflegungsmangels bei den Verteidigern der Reichshauptstadt gebe ich mein Einverständnis zum Ausbruch. Es ist in kleinsten Gruppen auszubrechen und Anschluss an die noch kämpfende Truppe zu suchen. Wo dieser nicht gefunden wird, ist der Kampf in kleinen Gruppen in den Wäldern fortzusetzen.

Adolf Hitler!»

Dieser Befehl – offenbar durch ständiges Bohren Weidlings bei Krebs ausgelöst – erfreute Weidling ganz besonders. Befreite er ihn doch von der Last der Verantwortung, entgegen dem Befehl Hitlers auszubrechen. Dass der Befehl nicht wörtlich, sondern sinngemäss ausgelegt wurde, war ja klar. Wenn der Ausbruch überhaupt noch Erfolg haben sollte, dann konnte es nur noch durch Zusammenfassen aller verfügbaren Kräfte an *einer* Stelle geschehen. Unsere Vorbereitungen wurden nach Eintreffen dieses

für uns so wichtigen Befehls verstärkt fortgesetzt. Ich muss dabei noch erwähnen, dass der Befehl Weidlings zum Ausbruch und die Vorbereitungen dazu ohne Meldung an eine Stelle der Reichskanzlei erfolgt waren. Es sollte durch dieses Geheimhalten verhindert werden, dass im letzten Augenblick noch quergeschossen wurde.

Umso grösser war unser Erstaunen und Misstrauen, als gegen 18 Uhr derselbe SS-Führer, der am Mittag bereits bei uns gewesen war, wieder erschien und General Weidling folgendes kurzes Schreiben überbrachte:

«Ausbruchsmassnahmen sofort einstellen, General Weidling zur umgehenden Meldung in die Reichskanzlei.»

Was mochte geschehen sein, woher war man über unsere Ausbruchsabsichten orientiert? Wollte man General Weidling zur Verantwortung ziehen, oder waren Ereignisse eingetreten, die sich unserer Kenntnis entzogen? Eine Antwort auf all diese Fragen war im Augenblick naturgemäss nicht zu erhalten. Trotz gewisser Bedenken entschloss sich Weidling, dem Befehl nachzukommen. Er nahm einen Ordonnanzoffizier mit sich und vereinbarte mit uns Zurückbleibenden, dass er uns spätestens zwei Stunden nach Eintreffen anrufen und orientieren wolle.

Dieser Anruf erfolgte. Weidling sagte mir, dass er mir telefonisch über die Ereignisse der letzten Stunden nichts sagen könne, er mich aber später orientieren würde. Jetzt solle sich zunächst einmal ein kleiner Arbeitsstab zu ihm in die Reichskanzlei begeben, weitere Befehle würden folgen. Oberst i. G. v. Dufving, der am 20.4. befördert worden war, und der 1a, Major i. G. Knappe, ein Ordonnanzoffizier und ein Feldwebel fuhren daraufhin sofort zur Reichskanzlei und liessen mich nunmehr mit meinen Zweifeln und Bedenken allein. Grosse Entschlüsse hatte ich allerdings nicht zu fassen. Der Kampf der Reichshauptstadt näherte sich seinem Ende. Der Russe war in den Abschnitt Z und damit in den Kern der Stadt eingedrungen. Es war nur noch eine Frage von Tagen, bis auch der letzte Widerstand erlahmen musste.

In der Nacht vom 30.4. auf den 1.5. rief mich Weidling wiederum an und gab mir den Befehl, mithilfe unserer Funkstelle sofort mit dem Russen

Verbindung aufzunehmen und folgenden Spruch durchzugeben:

«Chef Gen. Stab General Krebs erbittet Orts- und Zeitangabe zur Aufnahme von Verhandlungen.»

Weitere Erläuterungen gab mir Weidling nicht. Ich konnte mir aber so doch schon ein ungefähres Bild von dem machen, was sich in den kommenden Stunden abspielen würde. Unaufhaltsam kam das Schicksal auf uns zu, wir hatten nicht mehr die Macht und die Kraft, es zu wenden.

Inzwischen war die Verbindung zum Russen hergestellt, der Spruch abgesetzt. Ich meldete fernmündlich die Verbindungsaufnahme mit dem Russen an Weidling in die Reichskanzlei. Von dort aus war inzwischen ebenfalls die Funkverbindung zum Russen aufgenommen worden, sodass sich ein weiterer Funkverkehr unsererseits mit der Gegenseite erübrigte. Der 1. Mai dämmerte herauf Vom frühen Morgen bis zum späten Abend rollte Geschützdonner über die Stadt, dröhnten die Einschläge der Granaten, hämmerten aus Ruinen und Häuserresten MGs und gaben mit dem Auf- und Abschwellen des Gewehrfeuers die schaurige Begleitmusik zur Bedeutung des Tages. Gespannt warteten wir im Bunker Zurückgebliebenen den ganzen Tag über auf Nachricht von Weidling. Unsere Nerven waren zum Zerreißen angespannt. Was würde Weidling uns zu sagen haben? Dass das Ende mit Riesenschritten herannahte, war mittlerweile auch dem Letzten im Stab klargeworden. Nur das «Wie» war noch in Ungewissheit gehüllt. Endlich gegen 19 Uhr rief Weidling an und teilte mir mit, dass er in einer Stunde wieder bei uns sein würde. Sofort nach seinem Eintreffen rief mich Weidling in sein Zimmer, und nun erfuhr ich von ihm die Ereignisse der letzten 48 Stunden und die Grösse der Katastrophe in ihrem ganzen Umfang. Was war geschehen?

Nach seinem Eintreffen in der Reichskanzlei war Weidling zu Goebbels geführt worden. Bei diesem waren versammelt: Bormann, Krebs, Burgdorf, Gesandter Hewel, Admiral Voss, SS-Obergruppenführer Rattenhuber u.a. Goebbels teilte Weidling mit, dass Hitler am 30.4. gegen 15 Uhr mit Eva Braun Selbstmord begangen habe, nachdem er am Tage vorher

noch mit ihr standesamtlich getraut worden sei. Die Leichen seien gemäss Hitlers Wunsch im Garten der Reichskanzlei auf einem Scheiterhaufen, der mit Benzin übergossen wurde, verbrannt worden. In einem hinterlassenen politischen Testament habe er Grossadmiral Dönitz zum Reichspräsidenten, ihn, Goebbels, zum Reichskanzler, Bormann zum Parteiminister, Generalfeldmarschall Schoerner zum OBdH und Generaloberst Ritter von Greim zum OBdLw ernannt. Er - Goebbels - habe nunmehr die Absicht, nachdem die Gesamtlage aussichtslos sei, in Verhandlungen mit dem Russen zu treten, um einen Waffenstillstand herbeizuführen. Gelingte dies, würde er die ausserhalb Berlins befindlichen Mitglieder der Reichsregierung nach Berlin kommen lassen, um nach Vollzähligkeit der Gesamregierung weitere Verhandlungen mit dem Russen mit dem Ziel der Kapitulation zu führen. Der schnelle Entschluss, mit den Russen in Verhandlung zu treten, die nach seiner Absicht auf Sonderabmachungen mit nur *einem* Partner hinausliefen, war zweifelsohne auf die inzwischen bekannt gewordenen Verhandlungsanbahnungen Himmlers mit dem Westen zurückzuführen. Offenbar glaubte der schlaue Fuchs Goebbels, im letzten Augenblick noch seinen Kopf aus der Schlinge ziehen zu können.

Zum Verhandlungsführer wurde General d. Inf. Krebs bestimmt, der ja vor dem Krieg Gehilfe des Militärattachés General Köstring in Moskau gewesen war, sehr gut Russisch sprach und die Mentalität des Russen am besten kannte. Als Begleiter von Krebs wurde von Dufving bestimmt. Nachdem mit dem Russen Ort und Zeit der Verhandlungen festgelegt worden waren, begaben sich Krebs und Dufving am 1.5. früh zum Gefechtsstand des Belagerers von Berlin, General Tschuikow, der sich in Tempelhof in einem normalen Mietshaus am Schulenburgring befand. Krebs trug nach den Goebbels'schen Weisungen Tschuikow die Absichten der deutschen Regierung vor, die auf einen Sonderfrieden mit der SU hinausliefen. Er stiess aber bei den Russen auf eisige Ablehnung. Tschuikow erklärte ihm, dass er lediglich geneigt sei, eine bedingungslose Kapitulation anzunehmen. Etwas anderes komme nicht infrage. Da Krebs zum Abschluss einer solchen Vereinbarung keinen Auftrag hatte, wurde Dufving

zur Orientierung und Einholung neuer Weisungen in die Reichskanzlei zurückgeschickt. Goebbels, der aus Dufvings Ausführungen sehr schnell heraushörte, dass seine ursprünglichen Absichten am «kategorischen Nein» der Russen scheitern würden, lehnte eine bedingungslose Kapitulation ab und rief auch Krebs zurück. Er hatte das Rennen aufgegeben und war nunmehr fest entschlossen, die Konsequenzen zu ziehen.

Sich auf den letzten Befehl Hitlers berufend, der den Ausbruch in kleinsten Gruppen vorsah, befahl er nun General Weidling den Ausbruch. Auch die in der Reichskanzlei befindlichen Soldaten, einschliesslich der Prominenten, bereiteten sich zum Ausbruch vor, ausser Krebs und Burgdorf, die sich den Strapazen eines Ausbruchs nicht gewachsen fühlten und ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Überall herrschte Panikstimmung. Krebs und Burgdorf waren nicht die Einzigen, die glaubten, das Ende nicht überleben zu können. Die ganze Reichskanzlei glich einem aufgeschreckten Bienenstock. Mit diesem Eindruck kam Weidling in den Bendlerblock zurück.

Was war nun für uns zu tun? Sollten wir gemäss dem Goebbels'schen Befehl jetzt noch auszubrechen versuchen, oder war es richtiger, nunmehr einen anderen Entschluss zu treffen? Ein Blick auf die Lagenkarte gab die Antwort. Seitdem der Entschluss Weidlings zum Ausbruch nach Westen abgestoppt worden war, hatte sich die Lage erheblich verschlechtert. Der Einschliessungsring um uns war noch enger zusammengezogen. Der Versuch, etwa noch in kleinen Gruppen auszubrechen, war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Aber auch die Aussicht, mit zusammengefassten Kampfgruppen den Ausbruch zu versuchen, war jetzt mehr als gering. In dieser Situation bedeutete jeder Versuch nur nutzloses Opfern unserer Soldaten, unnötiges Aufspielsetzen von Menschenleben. Die gescheiterten Ausbruchsversuche der Reichskanzleibesatzung über die Weidendammer Brücke nach Norden und von Teilen der 18. Pz. Gren. Div. über Spandau nach Westen sind der spätere Beweis für die richtige Lagebeurteilung Weidlings. Weidling sah in aller Klarheit, dass es in dieser Situation nur noch darauf ankam, das Leben der ihm anvertrauten Soldaten zu erhalten und die Qualen und Leiden der Berliner Bevölkerung so schnell

wie möglich zu beenden. Um dies zu erreichen, gab es nur noch eins: Kapitulation!

Für uns Soldaten hatte dieses Wort einen hässlichen Klang und in unserem auf langer militärischer Tradition beruhendem Denken bis jetzt überhaupt noch keinen Raum. Nun auf einmal stand man selbst in einer Situation, die nur noch zwei Möglichkeiten offenliess: entweder aus dem Zusammenbruch die Konsequenzen zu ziehen und sein Leben zu beenden oder aber vor dem Feind zu kapitulieren und die Last eines schweren und dunklen Schicksals auf sich zu nehmen, die unbedingt auf eine solche Katastrophe folgen musste. General Weidling hat in vollem Bewusstsein der auf ihm lastenden Verantwortung den schwierigeren Weg gewählt.

Nachdem noch einmal mit dem Russen Funkverbindung aufgenommen worden war, wurde Oberst i. G. Dufving, der ja bereits die Verhandlungen mit Krebs mitgeführt hatte, zur Aufnahme von Kapitulationsverhandlungen nach drüben geschickt. Diese dauerten nur kurze Zeit. Schon gegen Mitternacht war Dufving zurück. Er brachte die Vereinbarung, die er mit dem Russen getroffen hatte, mit:

1. Beginn der Waffenruhe am 25., 6 Uhr.
2. Abgabe aller Waffen und Sammeln aller Offiziere und Mannschaften an bestimmten Punkten.
3. Ehrenvolle Kriegsgefangenschaft und Rückkehr aller Gefangenen in die Heimat sofort nach Friedensschluss.

Im Vertrauen auf ein gewissenhaftes Einhalten der festgelegten Punkte waren wir auf die russischen Bedingungen eingegangen. Nachdem der Zeitpunkt der Kapitulation feststand, rief Weidling Offiziere, Feldwebel und Unteroffiziere als Vertreter der im Bendlerblock befindlichen Einheiten zusammen. Der Versammlungsraum war zum Brechen voll, und es herrschte erwartungsvolle Stille, als Weidling zu sprechen begann. Mit nüchterner Sachlichkeit trug er seinen Zuhörern die Ereignisse der letzten 48 Stunden vor. Als er den Tod Hitlers und die Notwendigkeit der Kapitulation bekanntgab, ging ein Aufstöhnen durch die Männer. Sie, die doch

in der Mehrzahl all die Jahre an der Front brav ihre Pflicht getan hatten, sahen in dieser Stunde all ihre Ideale, all ihre Hoffnungen zusammenbrechen oder aber mussten nun feststellen, dass der Zusammenbruch, den sie in den letzten Monaten oder Jahren geahnt hatten, nun Wirklichkeit geworden war. Diese plötzliche Wirklichkeit überwältigte die um Weidling versammelten Soldaten, ganz gleich, ob sie Optimisten oder Pessimisten, gläubige Idealisten oder Skeptiker waren. Für sie alle brach eine Welt zusammen.

Bis zum Marsch in die Gefangenschaft blieben nur noch wenige Stunden. Jeder war in diesen Augenblicken, obwohl er sich im Kreis seiner Kameraden befand, innerlich mit sich allein. Jeder hat wohl in diesen Stunden mit sich gekämpft und sich immer wieder die Frage vorgelegt, ob das Leben noch einen Sinn hat. Es waren eine ganze Reihe, die in diesen schicksalsschweren Stunden glaubten, nicht mehr überleben zu können. Die Masse aber hoffte, durch den Weg in die Gefangenschaft das Leben zu erhalten und doch nach kurzer Unfreiheit neu beginnen zu können.

Am 2.5. um 5 Uhr waren General Weidling und die Generale a. D. Weytasch und Schmidt-Dankwarth, die in den letzten Tagen zu uns gestossen waren, von Russen abgeholt und in Tschuikows Hauptquartier gebracht worden. Von 6 Uhr an quollen aus allen Häusern, Kellern und Unterschlupfen die Menschen heraus. In den letzten Tagen des Kampfes hatten uns oft die Männer gefehlt, um die nötigsten Widerstandsnester besetzen zu können. Jetzt erschienen Soldaten, SA-Männer, Arbeitsdienst, Volkssturm und OT-Leute in solchen Mengen, dass wir uns immer wieder fragen mussten, wo sie nur herkamen. Auf der Bendlerstrasse versuchten wir ein letztes Mal, eine militärische Ordnung in diese Masse zu bringen, letzte Kommandos ertönten. Dann kamen mehrere russische Offiziere und holten Dufving und mich ab. Wir mussten über die ziemlich zerstörte Graf-Spee-Brücke zum gegenüberliegenden Ufer balancieren. Dort stiegen wir in einen bereitstehenden Pkw. Hinter uns schlugen die Türen zu, der Wagen setzte sich in Bewegung und entführte uns in die Unfreiheit.

Der Kampf um Berlin war zu Ende!

Das Ende in der Reichskanzlei

Der 22. April wurde zu einem Schicksalstag. Eine Woche vorher hatte die sowjetische Offensive an der Oderfront begonnen. Am 16. April 1945 war die 1. Weissrussische Front unter Marschall Shukow zum Angriff auf die Reichshauptstadt angetreten. Weiter südlich schloss sich die 1. Ukrainische Front unter Marschall Konew dem Angriff an.

Das Oberkommando des Heeres (OKH) – verantwortlich für die Kampfführung gegen die Sowjets – befand sich in Zossen, ca. 30 Kilometer südlich von Berlin. Auch der Wehrmachtführungsstab (WFSt) unter Jodl war dort. Beide Stäbe waren in befestigten Lagern untergebracht, die gut getarnt in den märkischen Wäldern lagen. Im Lager «Maybach I» lag der WFSt und in «Maybach II» das OKH. Beide Lager waren nur wenige hundert Meter voneinander entfernt.

Die Abteilungen der beiden Stäbe arbeiteten in massiven Steinbauten. Oberirdisch waren sie wie normale Bürogebäude gebaut, aber der Boden bestand aus einer einen Meter dicken Betonplatte, und unter ihr befanden sich dieselben Räume wie darüber noch einmal. Bei Fliegeralarm konnte ohne Verzug in den unterirdischen Räumen weitergearbeitet werden. Diese hervorragende Anlage hatte sich am 15. März 1945 voll bewährt, als 600 amerikanische Bomber «Maybach I und II» angriffen und nur ganz geringe Verluste verursachten. Die Stabsarbeit wurde durch die herunterprasselnden Bomben zu keinem Zeitpunkt unterbrochen.

Aber am 22. April 1945 nützte diese so sicher erscheinende Anlage nichts mehr; denn die Bedrohung kam nicht aus der Luft, sondern von Südosten auf Zossen zu. Zwischen den vordringenden Truppen der 1. Ukrainischen Front Marschall Konews und der deutschen Führungszentrale stand am Morgen des 22. April 1945 nichts mehr.

Ich war damals Adjutant des Chefs des Generalstabes des Heeres, General Krebs. Der Chef des Generalstabes des Heeres war für die Führung der deutschen Truppen im Osten verantwortlich. Krebs war erst seit Kurzem im Amt. Ende März 1945 hatte Hitler den bisherigen Chef, Generaloberst Guderian, entlassen, weil sich mit ihm unüberbrückbare Differenzen in der Kampfführung im Osten ergeben hatten. Der wesentlich jüngere Krebs, der bisher Guderians Stellvertreter gewesen war, war an seine Stelle getreten.

Nachdem am 22. April morgens gemeldet worden war, dass das Städtchen Baruth (20 Kilometer südlich der Lager «Maybach I und II») von sowjetischen Truppen erreicht worden war und niemand mehr da war, um den feindlichen Vorstoss aufzuhalten, befanden sich OKH und WFSt in höchster Gefahr. Aber der Bitte von Krebs, das Lager aufzugeben und nach Norden auszuweichen, wurde von Hitler zunächst nicht entsprochen. Um 11 Uhr versammelte Krebs noch einmal seine Abteilungschefs zur Lagebesprechung. Alle Vorbereitungen zur raschen Räumung des Lagers wurden getroffen. Nicht mehr benötigte Papiere und Dokumente wurden verbrannt. Erst um 13 Uhr kam die Genehmigung, «Maybach II» zu verlassen. Daraufhin verliess das OKH fluchtartig sein bisher so sicher erscheinendes Lager.

Zunächst fuhren Krebs und ich nach Potsdam. Dorthin sollte das OKH ausweichen. Wenige Tage vorher war die kleine Stadt von einem sinnlosen alliierten Luftangriff zerstört worden. Überall noch Trümmer, versperrte Strassen, letzte Brände, als wir in die Stadt hineinfuhren. Aber wir konnten uns nicht lange in Potsdam aufhalten, denn die Nachricht hatte uns erreicht, dass am frühen Nachmittag die tägliche Lagebesprechung bei Hitler im Bunker der Reichskanzlei stattfinden sollte.

Weiter ging die Fahrt durch die zerstörten Strassen von Berlin. Die öden und leeren Strassenzüge mit den ausgebrannten Häuserzeilen und ihren toten Fensterhöhlen wirkten gespenstisch.

Am Nachmittag in der Reichskanzlei angekommen, versammelten sich noch einmal die höchsten Würdenträger des Reichs zur Lagebesprechung. Es sollte die letzte ihrer Art sein. Das heisst, so ganz vollzählig war die Versammlung schon nicht mehr. Göring hatte sich bereits nach Süddeutschland begeben, und Himmler sass in seinem Hauptquartier in Fürstenberg in Mecklenburg. Aber sonst waren sie alle noch einmal zusammengekommen: Keitel, Jodl, Dönitz, Bormann, Goebbels, Koller, der Generalstabschef der Luftwaffe, Hewel, der Verbindungsmann Ribbentrops, Fegelein, Himmlers Vertreter bei Hitler usw. Wegen der ständigen Luftgefahr drängte sich alles im Bunker zusammen, im sog. «Lagezimmer» des Führers, einem winzigen Raum. Dicht aneinandergedrückt versuchte man, auf den Lagekarten, die auf dem Tisch vor Hitler ausgebreitet waren, etwas zu erkennen. Trotz laufender Entlüftung war es in dem engen Raum heiss, stickig und ermüdend.

Die militärische Lage, die Jodl und Krebs vortrugen, gab ein erschütterndes Bild. Die Vereinigung der Amerikaner und Russen stand unmittelbar bevor und damit die Aufspaltung Deutschlands in zwei Teile. Im Osten überschwemmten die ungeheuren Massen der sowjetischen Heeresgruppen Konew und Shukow, von Süden aus der Lausitz und von Osten von der Oder her vordringend, den märkischen Raum mit der klaren Absicht, die Reichshauptstadt einzuschliessen. Die östlichen Vororte Berlins waren bereits erreicht, und südlich von Berlin war der Feind bis auf 30 Kilometer an die Hauptstadt des Reichs herangekommen.

Da es nur noch eine Frage nicht nur von Tagen, sondern vielleicht von Stunden sein konnte, bis Berlin völlig eingeschlossen war, erwarteten alle, dass Hitler Berlin verlassen und sich ins «Alpen-Reduit» in Bayern begeben würde. Aber es kam ganz anders, als man gedacht hatte. Hitler entschloss sich, in Berlin zu bleiben, um persönlich den Kampf um die Reichshauptstadt zu leiten. Alle noch irgendwie verfügbaren Kräfte sollten zu-

sammengefasst werden, um die Schlacht um Berlin zu schlagen. Auch die Luftwaffe sollte alle verfügbaren Maschinen im Kampf um Berlin einsetzen.

Auch personelle Entscheidungen wurden getroffen. Keitel und Jodl erhielten Vollmachten, alle irgendwie noch verfügbaren Kräfte des Heeres und der Luftwaffe für den Kampf um Berlin zu koordinieren. Sie wurden aus Berlin herausgeschickt, obgleich sie doch die Hitler seit Jahren vertrauten militärischen Ratgeber waren. Wen behielt Hitler als Militär bei sich? Erstaunlicherweise den General Krebs, der erst seit einem Monat als Chef des Generalstabes des Heeres fungierte! Was Hitler zu diesem unerwarteten Entschluss gebracht hatte, wird man nie mehr erfahren. Vielleicht traute Hitler dem um zehn Jahre jüngeren Krebs mehr Fantasie und Entschlusskraft zu als Keitel und Jodl, die während des ganzen Krieges nie aus dem Führerhauptquartier herausgekommen waren.

Als Krebs mir die Beschlüsse der Lagebesprechung mitteilte, war es mir klar, dass ich bei ihm bleiben musste. Als Soldat konnte ich nicht anders handeln. Es durchfuhr mich aber wie ein eisiger Schreck, nun in Berlin bleiben zu müssen. Diese Entscheidung kam mehr oder weniger einem Todesurteil gleich, denn ein Entrinnen aus der todgeweihten Umgebung Hitlers erschien nahezu ausgeschlossen.

So blieben wir denn in der Reichskanzlei. Damit Krebs und ich wenigstens in bescheidenem Rahmen arbeiten konnten, wurde Rittmeister Boldt, der Ordonnanzoffizier, aus Potsdam herangeholt, wo wir ihn mit den Abteilungen des OKH zurückgelassen hatten.

Neben dem Führerbunker, der mit drei Meter Deckendicke gegen alle Luftangriffe geschützt schien, gab es aber unter und neben der Reichskanzlei eine ganze Menge von unterirdischen Gängen und Bunkern, die alle miteinander verbunden waren. In einem dieser Bunker mit einer vergleichsweise schwachen Betondecke von einem Meter wurden Krebs, Boldt und ich untergebracht. Durch einen unterirdischen Gang von 150 bis 200 Meter Länge waren wir mit dem Führerbunker verbunden. Der Bunkerraum war zwar eng, aber man konnte in ihm arbeiten. Zum Schlafen kamen wir allerdings kaum noch.

Am frühen Morgen des 23. April erschien Keitel noch einmal im Führerbunker, um Hitler über die ergriffenen Massnahmen zu berichten. Ein konzentrischer Angriff von Süden (Heeresgruppe Schörner), von Westen (Armee Wenck und einige kleinere Gruppen) und von Norden (Gruppe SS-Obergruppenführer Steiner) sollte das Vordringen der sowjetischen Truppen aufhalten und die Reichshauptstadt entsetzen. In der Theorie ein schöner Plan. Aber wie sah die Wirklichkeit aus? Ausser der Armee Wenck, die ein paar frisch aufgestellte Divisionen umfasste, bestanden die anderen Angriffsgruppen aus abgekämpften Divisionen mit geringer Gefechtsstärke oder nur noch aus Trümmern, sodass der nüchterne Beobachter Keitels Angriffsplan angesichts der gewaltigen Überlegenheit der sowjetischen Kräfte keine Chance mehr einräumen konnte.

Am Morgen des 23. April wollten wir mit der Arbeit beginnen. Wo vorher Dutzende von Generalstabsoffizieren damit beschäftigt waren, die täglichen Lageberichte von allen Fronten zusammenzustellen und auszuwerten, war es nun meine Aufgabe – unterstützt vom Ordonnanzoffizier Boldt –, die Lageentwicklung zu verfolgen und einen Überblick zur Unterrichtung Hitlers zu verschaffen. Aber an diesem frühen Morgen gab es die erste herbe Enttäuschung. Wir hatten keine eigenen Fernmeldemittel mehr. Die «Führer-Nachrichten-Abteilung», die für die Verbindungen zu sorgen hatte, war über Nacht verschwunden. Die letzte Nacht vor der Einschliessung Berlins hatten viele Mitarbeiter des Führer-Hauptquartiers dazu benutzt, um sich nach Süddeutschland abzusetzen. Dass die Sekretärinnen Berlin verliessen, war verständlich, aber die Flucht einiger Bonzen wie Leibarzt Morell und SS-Obergruppenführer Schaub, Hitlers ehemaligem Chauffeur, die sonst bei jeder Gelegenheit ihre «Treue zum Führer» bekundet hatten, erzeugte grimmige Wut.

Das Fehlen eigener Fernmeldeverbindungen wirkte sich sehr nachteilig aus. Wir waren nun auf die Verbindungen des Kommandanten von Berlin angewiesen. Die wichtigste war eine funktelefonische Verbindung zum OKW in Rheinsberg. Sie lief über den Funkturm in Berlin-Halensee und einen von Zeit zu Zeit hochgelassenen Fesselballon in Rheinsberg. Sie war

meist von sehr schlechter Qualität, und es bedurfte intensivster Konzentration, um die leisen Töne von der Gegenstelle zu verstehen.

Da auch das OKW – vor allem aus dem Süden – nur noch wenig erfuhr, verfiel ich auf den Gedanken, die Funksprüche der alliierten Reuter-Agentur durch Herrn Lorenz, den Vertreter des längst im Süden weilenden Reichspressechefs, abhören zu lassen. So ereignete sich das Grotleske, dass das Lagebild, welches Hitler vorgetragen wurde, sich zum grossen Teil aus Meldungen des feindlichen Rundfunks zusammensetzte. Bald hatten wir uns die Arbeit der Lagefeststellung geteilt. Ich registrierte die Ereignisse ausserhalb Berlins, während Boldt sich um die Lageentwicklung in Berlin kümmerte. Da auch der Stadtkommandant von Berlin häufig nicht genau wusste, was in den einzelnen Stadtteilen passierte, griff Boldt zum Telefon, rief Nummern in den Stadtteilen an und fragte: «Sind die Russen schon da?»

Der 23. April brachte die endgültige Einschliessung Berlins. Die Beschiessung der Innenstadt Berlins begann. Vor allem das Regierungsviertel lag unter einem immer heftiger werdenden Feuer der sowjetischen Artillerie. Hinzu kamen die pausenlos geführten massiven Angriffe der sowjetischen Luftwaffe. Das Leben nicht nur der Verteidiger, sondern vor allem auch der Zivilbevölkerung wurde immer unerträglicher. Überall loderten die Brände, die kein Mensch mehr löschte, überall krachten die Explosionen und starben Soldaten, Männer, Frauen und Kinder.

Unter den Bewohnern des Bunkers breitete sich mit dem Näherkommen des Feindes eine wachsende Nervosität aus. Die Angst wurde nicht mehr verhehlt. Die Gespräche kreisten in der düsteren Atmosphäre des Bunkers um das nahe bevorstehende Schicksal. Zu Gesprächen war reichlich Zeit, denn die meisten Bunkerinsassen hatten nach dem Abbruch der Verbindungen nach aussen nichts mehr zu tun.

Zwischen Brand und Rauch, näherkommenden Detonationen, erzitternden Bunkerwänden, herabfallendem Verputz und feinem Staub, Gesprächen zwischen Leben und Tod wankte in dieser unwirklichen Welt eine hinfällige Gestalt einher, mit todesbleichem Gesicht, unter einem von einer ungeheuren Last gekrümmten Rücken und mit entsetzlich zittern-

den Gliedern. Das, was von ihm übriggeblieben war – von dem Abgott des deutschen Volkes, dem allmächtigen Herrscher über Leben und Tod im deutschen Land – Adolf Hitler.

Aber der Todeskampf sollte noch Tage dauern. Noch war das Ende nicht da. Noch sollte die Fieberkurve steigen und sinken, aufglimmende Hoffnung den Willen zum Leben aufpeitschen, um dann wieder zu erlöschen und in stumpfe Resignation zurückzusinken.

Trotz der Einschliessung waren die Fäden zur Aussenwelt noch nicht völlig abgerissen. Es gab den Flugplatz Gatow im Westen Berlins, auf dem eigene Maschinen noch landen konnten. So kam in der Nacht vom 23. zum 24. April der Rüstungsminister Speer noch einmal nach Berlin und auch der berühmte Feldmarschall Schörner, dem in der Entsatzoperation für Berlin noch wichtige Aufgaben zufielen. Aber bei Morgengrauen waren auch sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Eine ganz andere Schar von Gästen war auf Wunsch Hitlers bereits in der Nacht vom 22. zum 23. April in die Räume seines Bunkers eingezogen. Es war die Familie Goebbels. Für sie sollte es kein Entrinnen mehr aus diesen Mauern geben. Ich stand zufällig dabei, als Frau Goebbels, gefolgt von ihren Kindern, den Gang zum Bunker herabkam. Der Anblick der sechs Kinder, die eines nach dem anderen die Treppe herabstiegen, erschütterte mich tief. Die zarten, dunkel gekleideten Gestalten mit ihren bleichen, erregten Gesichtern beeindruckten mich in ihrer angstvollen Unschuld. Als ich die Kinder sah, stiegen unheilvolle Ahnungen in mir auf.

Auch eine Frau, deren Existenz sonst strengstens verschwiegen wurde, sah man nun häufig in den schmalen Gängen des Führerbunkers: Eva Braun, die Geliebte Hitlers. Meist sah man die schlanke, gutaussehende Frau zusammen mit Frau Goebbels. Entgegen dem ausdrücklichen Wunsch Hitlers war Eva Braun am 16. April nach Berlin gekommen und hatte erklärt, nicht mehr von seiner Seite weichen zu wollen.

Hitler erhoffte sich sehr viel von den ausserhalb Berlins angelaufenen eigenen Gegenmassnahmen. Insbesondere von dem Angriff der Gruppe

Steiner, die von Norden her auf Berlin vorstossen sollte. Ich sammelte die spärlichen Nachrichten, die von aussen noch zu uns drangen. Je nach dem Anfall neuer Nachrichten ergänzte ich unsere Lagekarten und ging dann durch den langen, unterirdischen Gang, der unseren Bunker mit dem Führerbunker verband, in den winzigen Lageraum, um häufig Krebs und Hitler gemeinsam die neuesten Ereignisse vorzutragen. Hitler hörte sich die Berichte für gewöhnlich schweigend an. Die Nachrichten über die Operationen zum Entsatz Berlins interessierten ihn jedoch besonders. So fragte er am 25. April immer wieder nach dem Stand des Angriffs der Gruppe Steiner. Erst spätabends erfuhren wir, dass Steiners Angriff gescheitert und eingestellt worden war. Seine Enttäuschung über den fehlgeschlagenen Angriff verbarg Hitler hinter heftigen Attacken gegen den hohen SS-Führer Steiner, von dem er sich wohl mehr Energie versprochen hatte als von der Generalität. Er wollte nicht wahrhaben, dass die Kraft der deutschen Wehrmacht zutiefst erschöpft war.

Am 25. April trat ein Ereignis ein, welches die Wogen im Bunker wieder hochgehen liess. Göring – nominell seit 1941 Stellvertreter des Führers – sandte aus Bayern einen Funkspruch, in dem er Hitler aufforderte, die «vollziehende Gewalt im Reich» auf ihn übergehen zu lassen, da Hitler im eingeschlossenen Berlin die Freiheit des Handelns verloren hätte. Diese ultimativ gefasste Forderung eines seiner ältesten Kampfgenossen traf Hitler schwer. Er hatte wohl nicht erwartet, dass seine Getreuen ihn so schnell verlassen würden. Hitler schäumte vor Wut über diesen «schändlichen Verrat», ordnete die Verhaftung Görings an und gab Anweisung, dass Göring ihn keinesfalls überleben sollte. An Görings Stelle wurde Generaloberst v. Greim unter Beförderung zum Feldmarschall zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe ernannt. Greim erhielt den Befehl, sich unverzüglich bei Hitler zu melden.

Anstatt den in dieser Situation völlig sinnlosen Befehl zu ignorieren, erwies sich Greim als subaltern gehorsamer Soldat. Am 26. April flog er nach Berlin, jedoch in Begleitung einer Frau – Hanna Reitsch, der berühmten Versuchspilotin. Sie rettete ihm das Leben, als Greim mit einem Fieseler Storch vom Flugplatz Gatow nach Berlin flog.

Das Flugzeug wurde getroffen und Greim am Bein verwundet. Hanna Reitsch fing das stürzende Flugzeug ab und steuerte es sicher nach Berlin. Greim wurde unverzüglich in den Führerbunker gebracht und operiert. Da lag er nun hilf- und nutzlos. Aber der wohl recht einfältige Mann liess sich von Hitlers Tiraden beeinflussen, und er erklärte, dass die Gegenwart Hitlers wie ein «Jungbrunnen» auf ihn gewirkt hätte. Ob er seine Funktion als Oberbefehlshaber der Luftwaffe antreten könnte, war mehr als fraglich; denn der Fieseler Storch, mit dem er gekommen war, war nicht mehr zu gebrauchen.

Die Lage in und um Berlin hatte sich inzwischen rapide verschlechtert. In heftigen Strassenkämpfen drangen die Sowjets immer weiter ins Innere der Stadt vor. Am Alexanderplatz wurde gekämpft. Tempelhof war verloren. In den Grunewald war der Feind tief eingedrungen. Die Kraft der Verteidiger erlahmte immer mehr.

Im Norden – in Pommern – war am 25. April die 2. Weissrussische Front unter Marschall Rokossowski zum Angriff angetreten. Die deutsche 3. Panzerarmee war durch Abgaben an die Gruppe Steiner geschwächt und brach unter dem massiven Stoss von Rokossowskis Truppen sofort zusammen. Die Reste dieser Armee fluteten durch Mecklenburg zur Elbe zurück. In diesen Strudel wurde auch Steiner mit seinen paar Divisionen hineingerissen.

An anderer Stelle vollzog sich eine weitere Katastrophe. Teile der deutschen 9. Armee, die von Shukow östlich Berlin angegriffen worden war, standen immer noch an der Oder, durch Hitlers strikten Befehl dort festgehalten. Erst als sie praktisch eingeschlossen waren, wurde ihnen am 27. April endlich erlaubt, nach Westen durchzubrechen. Aber dazu war es schon zu spät. Nur noch wenigen gelang es, sich durch die märkischen Wälder durchzuschlagen. Die Masse dieser Armee wurde vernichtet oder geriet in sowjetische Gefangenschaft.

Aber noch einmal sollte die Hoffnung in der fiebrigen Atmosphäre des Bunkers hell aufblitzen. Abgesehen vom inzwischen fehlgeschlagenen Angriff der Gruppe Steiner hatte Hitler seine Hoffnungen auf die Armee Wenck gesetzt. Hier war ein junger, schwungvoller und fähiger General am Werk, dem Ausserordentliches zuzutrauen war.

Und er verfügte noch über die besten Truppen, die Arbeitsdienst-Divisionen, denen noch am ehesten Angriffskraft zuzutrauen war.

Trotz der enormen feindlichen Übermacht war es erstaunlich, was von den Truppen Wencks noch geleistet wurde. Im Westen Berlins, bei Brandenburg versammelt, trat die Armee Wenck zum Angriff an, um südlich der Potsdamer Seenkette vorzugehen, um die Verbindung mit Berlin wiederherzustellen. Wenck setzte alles auf eine Karte, indem er den Rücken seiner Armee an der Elbe völlig entblösste, da sich die auf dem Westufer des Flusses stehenden Amerikaner gänzlich passiv verhielten. Der Angriff der Armee Wenck kam gut voran. Mit grösster Spannung wurde das Vorgehen Wencks von Hitler verfolgt. Am 27. April führte ich ein Gespräch mit dem OKW, in dem mir bedeutende Fortschritte der Armee Wenck mitgeteilt wurden. Verständlicherweise elektrisiert von dieser Neuigkeit eilte ich in den Führerbunker und traf Krebs bei Hitler: «Ich habe gute Nachrichten von der Armee Wenck. Es ist soeben gemeldet worden, dass die Spitzen der Armee in zügigem Angriff die Gegend südlich Ferch (zwölf Kilometer südwestlich von Potsdam) erreicht haben.» Hitler blickte Krebs triumphierend an, so, als ob wir es noch einmal schaffen würden, aber Krebs dämpfte Hitlers Euphorie, indem er meinte, dass Ferch noch lange nicht Berlin sei.

Die gute Nachricht von dem erfolgreichen Angriff der Armee Wenck sprach sich im Bunker wie ein Lauffeuer herum. Plötzlich sah man wieder frohe Gesichter. Man hoffte wieder, nachdem alles so aussichtslos erschienen war.

Aber die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Das Stimmungsbarometer, das wieder so hoch ausgeschlagen war, sollte bald und endgültig auf den Nullpunkt absinken. Unglücklicherweise hatte der Wehrmachtsbericht den bisherigen Erfolg der Armee Wenck mit genauen Ortsangaben gemeldet. Viele Stunden hörten wir von der Armee Wenck nichts. Dann am nächsten Tag kam die Gewissheit. Die Divisionen Wencks waren in schwere Kämpfe verwickelt, und ein Flankenstoss der Sowjets hatte sie zum Zurückgehen gezwungen. Diese Meldungen wirkten sehr niederschmetternd auf Hitler und die Insassen des Bunkers. Ergänzende Nachrichten über die Stärke der russischen Angriffe liessen keinen Zweifel

mehr daran zu, dass der Angriff Wencks gescheitert war und nie mehr in Gang kommen würde.

Die Depression im Bunker war entsprechend, aber gab es denn gar kein Entrinnen mehr? Der Wille zum Leben war noch zu gross. Tollkühne Pläne wurden erwogen. Man konnte doch nicht in diesen verfluchten Betonmauern verrecken. Man sollte den steinernen Trümmerhaufen Berlin den Russen überlassen und nachts mit der ganzen Besatzung nach Westen ausbrechen. Den Führer würde man in die Mitte nehmen und sich zu Wenck durchschlagen. Der Kommandant von Berlin, General Weidling, trug Hitler diesen Plan vor. Aber Hitler winkte ab. Die Aussichtslosigkeit eines solchen Plans war ihm klarer als den Befürwortern.

So wichen diese kühnen Pläne alsbald wieder stumpfer Ergebenheit in das nun scheinbar unvermeidlich gewordene Schicksal. Der Tod lauerte überall. Die sowjetischen Truppen waren bis zum Anhalter Bahnhof und zur Potsdamer Brücke vorgedrungen. Der Potsdamer Platz lag unter dem direkten Beschuss der sowjetischen Maschinengewehre. Wenn die SS-Brigade Mohnke, die zum unmittelbaren Schutz der Reichskanzlei eingesetzt war, nicht mehr hielt, dann konnten die Sowjets innerhalb weniger Minuten an den Bunkereingängen stehen.

Der Beschuss und das Bombardement durch den Feind hatten sich zu unerträglicher Höhe gesteigert. Selbst unter der dicken Betondecke des Führerbunkers spürte man das pausenlose Hämmern der sowjetischen Artillerie, die die Reichskanzlei ganz besonders aufs Korn genommen hatte. Die unterirdischen Verbindungsgänge waren stellenweise durchschossen. Das Wasser drang herein. Die Notbeleuchtung setzte zeitweise aus. Staub und Rauch drangen in die Katakomben unter der Reichskanzlei ein. Unser Bunker schaukelte gelegentlich unter den Einschlägen der schweren sowjetischen Artillerie. Wie lange würde die Bunkerdecke noch halten?

Die beschäftigungslos gewordenen Bunkerinsassen lungerten in den Gängen herum, begierig auf neue Nachrichten, aber man hörte nichts mehr, was Hoffnung geben konnte. Infolgedessen wurde die Frage, wie man sich umbringen sollte, wenn die Sowjets in den Bunker eindringen

würden, zum hauptsächlichen Gesprächsthema. Kugel oder Gift, das war die Frage? Inzwischen hatte man gerüchteweise von den Selbstmordabsichten Hitlers und Eva Brauns gehört. Verstört schlichen die Frauen durch die Gänge. An die unglücklichen Goebbels-Kinder mochte man gar nicht denken.

Aber nicht vom Feinde, sondern von innen sollte der schwerste Schlag kommen, den Hitler noch zu Lebzeiten hinnehmen musste. Am Abend des 28. April überbrachte Herr Lorenz, Vertreter des Reichspressechefs, eine höchst bedeutsame Meldung, die soeben der Reuterfunk verbreitet hatte. Der Reichsführer SS Himmler war durch Vermittlung des Grafen Folke Bernadotte, des Präsidenten des Schwedischen Roten Kreuzes, mit den Westmächten in Verbindung getreten. Dass nun der angeblich Treueste der Treuen, der Reichsführer der SS, Verrat begangen und Verhandlungen mit dem Feind eingeleitet hatte, das war zu viel für Hitler. Er raste und verwünschte Himmler in leidenschaftlicher Wut. Der «Verrat» Himmlers war das Fanal, dass alles zu Ende ging. Militärisch gab es seit dem Scheitern der Offensive der Armee Wenck keine Hoffnung mehr, und politisch zeigte der Abfall Himmlers, wie die eigenen Reihen zerbröckelten.

Die Nacht vom 28. zum 29. April brachte die Entscheidung. Nachdem sich Hitler über das eigenmächtige Vorgehen Himmlers ausgerastet hatte, kam eine grosse Ernüchterung über ihn, die ihn den Schlussstrich unter sein Leben ziehen liess. Nunmehr war er entschlossen, aus dem Leben zu scheiden. Die kurze Zeit, die ihm der Feind noch liess, wollte er zur Ordnung seiner Hinterlassenschaft nutzen. So entschloss er sich – zur völligen Überraschung der Bunkerbesatzung –, Eva Braun zu heiraten. Irgendwo wurde in der Nacht noch ein Standesbeamter aufgetrieben, der die beiden nach den bürgerlichen Vorschriften traute. Goebbels und Bormann waren die Trauzeugen. An dem rasch improvisierten Hochzeitsmahl nahm auch Krebs teil, aber die Stimmung blieb gedrückt. Zum Feiern war niemand mehr aufgelegt. Der Tod stand bereits zu sichtbar hinter diesem Paar.

Während die Hochzeitsgesellschaft noch beisammensass, zog sich Hitler zurück und diktierte seinen Sekretärinnen sein politisches und sein persönliches Testament. Zur allgemeinen Verblüffung setzte er nicht eine

der Parteigrössen, sondern einen Soldaten, den Grossadmiral Dönitz, zu seinem Nachfolger ein.

Einer hatte jedoch bei der Hochzeitstafel gefehlt, es war Hitlers Schwager, der SS-Gruppenführer Fegelein, Himmlers Vertreter im Führerhauptquartier. Fegelein war seit Sommer 1943 mit der Schwester Eva Brauns verheiratet und damit der engsten Umgebung besonders verbunden. Kurz nach der Einschliessung Berlins war er zu Himmler geflogen und am 25. April in den Bunker zurückgekehrt. Seitdem tauchte er nur noch sporadisch im Bunker auf. Als Fegelein am 28. April abends nach der Reuter-Meldung über Himmlers «Verrat» nicht aufzufinden war, liess Hitler ihn suchen. Man fand ihn in der Stadt. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass Fegelein sich absetzen und untertauchen wollte. Hitler liess ein Standgericht aus SS-Führern zusammentreten, welches ihn zum Tode durch Erschiessen verurteilte, weil er von Himmlers Verhandlungen mit den Westmächten gewusst hatte. Im Morgengrauen des 29. April wurde Fegelein im Garten der Reichskanzlei erschossen. Kurz vorher hatte ich ihn noch gesehen, als er - von SS-Männern eskortiert - ohne Waffen, Orden und Abzeichen an meinem Bunker vorbeigeführt wurde. Die Schulterstücke hatte man ihm abgerissen. Welch grausiger, barbarischer Schluss! Nach der «Hochzeitsnacht» liess Hitler seinen eigenen Schwager erschiessen. Aber es sollten nicht alle sterben, die im «Leichenschauhaus», wie es jemand genannt hatte, vereinigt waren. Die Ersten, die es verlassen konnten, waren der neue Luftwaffen-Oberbefehlshaber Greim und Hanna Reitsch. Es war doch noch gelungen, eine intakte Maschine aufzutreiben - eine Arado 96. Der grossen Pilotin Hanna Reitsch gelang das fast Unmögliche, mit dieser Maschine auf der mit Trümmern übersäten Ost-West-Achse zu starten und den schwer verwundeten Greim zu einem noch in deutscher Hand befindlichen Flugplatz zu bringen.

In der Nacht war bereits die Frage aufgetaucht, was mit Hitlers Testamenten geschehen sollte. Man war übereingekommen, dass einige der jungen Bunkerinsassen - die Adjutanten Hitlers und Bormanns - mit den Testamenten losgeschickt werden sollten, um sie u.a. dem designierten Nachfolger Hitlers, Grossadmiral Dönitz, zu überbringen.

Am Vormittag des 29. April fand das letzte Telefongespräch zwischen Jodl und Krebs über die funktelefonische Verbindung statt. Während des Gesprächs wurde der Fesselballon an der Gegenstelle des OKW abgeschossen. Damit hörte die Telefonverbindung zum OKW endgültig auf. Jodl hatte Krebs sehr schlechte Nachrichten mitgeteilt, die an dem Zusammenbruch an allen Fronten keinen Zweifel mehr liessen.

Für mich war das das Signal, zu meinem Vorgesetzten Krebs zu gehen und ihm zu sagen, dass meine militärische Aufgabe im Bunker mit dem Aufhören der letzten Nachrichtenverbindung nach aussen illusorisch geworden war. Ich sagte Krebs klipp und klar, dass ich nicht die Absicht hätte, untätig im Bunker zu bleiben und zu warten, bis wir alle totgeschlagen würden. Ich bat darum, Boldt und mich entweder in die kämpfende Truppe einzureihen oder uns die Chance zu geben, uns auf eigene Faust durchzuschlagen, nachdem der Krieg nun endgültig aus sei.

Krebs beriet sich darauf mit General Burgdorf, dem Chefadjutanten Hitlers. Burgdorf war dafür, uns frei zu geben. Er ging zu Hitler, um unsere Freigabe zu erwirken. Von sich aus fügte er seinen Adjutanten, Oberstleutnant Weiss, unserer kleinen Gruppe hinzu. Hitler, der mit allem abgeschlossen hatte, erhob keine Einwände gegen Burgdorfs Vorschlag, uns zur Armee Wenck zu entsenden.

Am 29. April mittags standen wir drei vor Hitler. Als wir uns militärisch bei ihm abmeldeten, schien es mir so, als ob er uns beneidete. Da standen drei junge, gesunde Männer, die entschlossen waren, noch einmal alles zu wagen. Er selbst - zum kranken Greis geworden - hatte keine Chance mehr. Das von ihm selbst heraufbeschworene Schicksal hatte ihn ereilt.

Das war die letzte Begegnung mit Hitler.

24 Stunden später war er tot. Wir wussten es aber nicht. Wir lagen zu diesem Zeitpunkt in Pichelsdorf bei Spandau inmitten einer HJ-Einheit im sowjetischen Artilleriefeuer. Hinter uns war der Tod. Vor uns war die Aussicht auf Leben.

Ob wir durchkommen würden, war höchst ungewiss. Aber wir waren glücklich, dass wir die Freiheit unseres Handelns zurückgewonnen hatten.

Die Kapitulationsverhandlungen vom 30. April bis 2. Mai 1945

Meine schriftlichen Unterlagen über die Kapitulationsverhandlungen sind mir in Moskau am 9. Mai 1945 im Gefängnis «Butyrka» abgenommen worden. Bis zu diesem Datum las ich wiederholt meine Notizen durch und lernte sie auswendig. Während meiner langen Gefangenschaft von zehn Jahren und sieben Monaten, besonders in meiner Einzelhaft von 13 Monaten, wiederholte ich systematisch die Ereignisse. Es ist durchaus möglich, dass ich mich manchmal irre, ja manche Bilder von mir zu subjektiv wiedergegeben werden. Jedoch bemühe ich mich, so objektiv wie möglich zu schildern. Absolute Objektivität lässt sich nicht erreichen. Unsere Betrachtungsweise und Schilderungen sind immer gebunden an das Subjekt (eigene Ich) und an den Standort, von dem aus wir das Leben und Sterben sehen.

Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft im Jahr 1956 habe ich mich bemüht, die einschlägige Literatur über den Endkampf in Berlin zu studieren. Noch bin ich mit dem Studium dieser Literatur nicht fertig. Mein Manuskript über die Kapitulationsverhandlungen wird noch nachträglich von mir in manchen Punkten ergänzt und berichtigt werden müssen.

Zu gross war das Durcheinander am Montag, den 30. April 1945, sodass ich nur einige Ergänzungen zu den Berichten von General Weidling und Oberst i. G. Refior geben kann.

Gegen 10 Uhr gab es eine Kommandeurbesprechung im Nachrichtenraum des Bendlerblocks über die Planung des für 22 Uhr vorgesehenen

Ausbruchs der Verteidiger Berlins. Das sollte an allen eine Chance bieten den Stellen des Kampfgebietes erfolgen. Ein Sammeln der Kräfte zu Stossteilen und ein geschlossener Ausbruch an einer Stelle waren nicht mehr durchführbar, da unsere Kräfte an allen Fronten gebunden waren.

Gegen 13 Uhr traf im Bendlerblock ein Meldetrupp aus der Reichskanzlei ein. Er überbrachte ein Schreiben Hitlers an Weidling. Der Inhalt dieses Schreibens war dem Sinne nach etwa folgender:

«Für den Fall, dass der Mangel an Munition, Betriebsstoff und Verbindungen einen weiteren Kampf der Truppe in Berlin aussichtslos erscheinen lässt, ist in kleinsten Gruppen auszubrechen. Der Anschluss an noch kämpfende Truppenteile muss gesucht werden. Wird er nicht gefunden, so ist der Kampf in kleinen Gruppen in Wäldern unter Ausnutzung aller Mittel fortzusetzen.»

Wahrscheinlich hatte General Krebs diesen Befehl noch bei Hitler erwirkt. Ich nehme an, dass die sehr nachdrücklichen Vorstellungen des Generals Weidling, «unnütze Opfer unter der Bevölkerung» zu vermeiden, dazu beigetragen haben, dass Hitler nun doch noch den Ausbruch genehmigte.

Zwischen 12 und 18 Uhr haben wir die Vorbereitung des Ausbruchversuches überarbeitet.

Gegen 18 Uhr überbrachte derselbe SS-Melder einen neuen Brief aus der Reichskanzlei:

«General Weidling soll sich sofort in die Reichskanzlei zu General Krebs begeben. Alle für den 30.4. beabsichtigten Ausbruchmassnahmen sind zu stoppen.»

General Weidling ist diesem Befehl nachgekommen und holte nun, es mag gegen 20 Uhr gewesen sein, mich nach. Ich brach sofort auf. Major i. G. Siegfried Knappe (Ia des LVI. Panzerkorps), ein Gefechtsschreiber und ein oder zwei Melder begleiteten mich. Wir fuhren mit einem Spähpanzerwa-

gen. Die Strassenzüge waren in der Dunkelheit nur schwer zu erkennen; Rauch und Staub erschwerten die Sicht. Dachstühle brannten, auf der Strasse Trümmer und zerschossene, ausgebrannte Kraftfahrzeuge. Der Beschuss war so stark, dass wir trotz kurzer Fahrzeit Granatsplitter abbekamen, ein Melder wurde verwundet.

Während der Fahrt plötzlich ein Krachen und ein heftiger Stoss, wir waren auf ein ausgebranntes Kraftfahrzeug aufgefahren.

In der Reichskanzlei bot sich ein Bild «des Untergangs», über welches ich keinen Kommentar geben möchte.

In einem Nebengelass, es war ein winziger Raum, teilte mir General Weidling unter vier Augen und streng vertraulich mit, dass Hitler Selbstmord begangen habe. Später informierte mich Weidling über die unverständliche Heirat Hitlers mit Eva Braun (den Namen hörte ich da zum ersten Mal) und dass General Krebs den Auftrag habe (von wem, sagte Weidling mir nicht), Kapitulationsverhandlungen einzuleiten. General Krebs würde noch in dieser Nacht auf die russische Seite hinübergehen, um Kapitulationsverhandlungen einzuleiten. Ich solle ihn begleiten. Der Chef des Generalstabes habe keinen älteren Generalstabsoffizier mehr. Darum wurde ich als Begleiter zum General Krebs abkommandiert. Eine Orientierung über die beabsichtigten Verhandlungen konnte mir General Weidling nicht geben. Er sagte nur, Krebs würde mich einweisen. Das war zwischen 22 und 24 Uhr.

Kurz vor Mitternacht rief General Krebs mir zu: «Los, Dufving, wir gehen. Haben Sie einen Ausweis?»

«Einen Sonderausweis? – Für Verhandlungen? Nein!»

Schnell wurde durch Bormann und seine Sekretärin ein Ausweis für mich ausgestellt.

Der SS-Brigadeführer Wilhelm Mohnke führte uns aus der Reichskanzlei hinaus zum Gefechtsstand «Zitadelle», der sich im Luftfahrtministerium befand. Krebs trug einen Ledermantel. Im Gesicht hatte er frische Narben. Splitter einer Fensterscheibe hatten ihn während eines Bombenangriffes im März verletzt. Ich hatte keinen Mantel mit, ein SS-Offizier borgte mir den seinigen.

Wir sprangen in den Feuerpausen einzeln über die Strasse, stiegen in einen Schacht, dann ging es durch U-Bahn-Tunnel zum Gefechtsstand «Zitadelle». Dort meldete Oberstleutnant Seifert dem General Krebs, dass die «Passierstelle» – eine Übergangsstelle für die Parlamentäre – ca. 100 Meter breit und 250 Meter tief, mit den roten Truppen vereinbart worden sei. Es herrschte an dieser Stelle beiderseitige Waffenruhe.

Wir gingen los. Oberstleutnant Seifert führte uns durch einen zerschossenen Garten. Es war sehr dunkel. Ein Dolmetscher und zwei Soldaten begleiteten uns. Der Dolmetscher trug Luftwaffenuniform und die Abzeichen eines Sonderführers im Offiziersrang, es war der SS-Obersturmführer Nielandis, Kommandeur des 15. lettischen SS-Füsilierbataillons, der einst als Ingenieur in Russland gewesen war.

Wir kamen an Mauerreste zerstörter Häuser; einige Worte in Russisch wurden uns zugerufen, unser Dolmetscher antwortete. Ich kletterte über eine Mauer und war plötzlich umringt von Russen, die mich mit Taschenlampen anleuchteten, mir freundlich auf die Schulter klopfen und auf mich einredeten, als ob wir alte Freunde wären. Ich hatte Mühe, den Anschluss an General Krebs zu halten. Wir standen dann in einem überfüllten Keller, Gefechtsstand des 102. Garde-Schützenregiments.

Ein russischer Offizier wechselte mit dem Dolmetscher einige Worte. Oberstleutnant Seifert ging zurück. Ausweise und die Abgabe unserer Pistolen wurden verlangt. Krebs sagte: «Einem tapferen Gegner lässt man während der Verhandlungen die Waffe.» Wir behielten unsere Pistolen.

Wir wurden unter einer Art Konvoi weiter geführt zum nächsten Gefechtsstand, dem der 35. Garde-Schützendivision von Oberst Smolin. Dabei waren auch Oberst Lebed, Stabschef des 4. Garde-Schützenkorps, und Generalleutnant Dukhanov, Stellvertreter des AOK 8, sowie Oberstleutnant Gladsky. Dann fuhren wir weiter durch die Trümmer Berlins. In der Dunkelheit verlor ich die Orientierung. Erst viel später habe ich erfahren, dass wir zum Schulenburggring Nr. 2 in Tempelhof gebracht worden waren. Ich hatte bisher noch keine Möglichkeit gefunden, General Krebs zu fragen, was das Ziel seiner Verhandlungen wäre und was ich zu tun hätte.

Im Haus Schulenburggring Nr. 2 liess General Krebs durch unseren Dolmetscher dem empfangenden sowjetischen Offizier sagen, dass er, General Krebs, um eine Unterredung mit dem bevollmächtigten sowjetischen Verhandlungsleiter unter vier Augen bäte.

Die Bitte des General Krebs wurde abgelehnt. Krebs gab jedoch nicht nach, sondern wiederholte seine Forderung sehr nachdrücklich. (General Krebs sprach zunächst nur Deutsch und liess alles durch unseren Dolmetscher übersetzen.)

Wir warteten einige Zeit und wurden dann einfach in ein Zimmer geführt. Ein grosser Tisch stand in der Mitte des Raumes, etwa zehn bis 15 höhere sowjetische Offiziere in verschiedenen Uniformen standen um ihn herum, einige hatten noch Mützen auf. Unter diesen befanden sich Generaloberst Tschuikow, Oberbefehlshaber der 8. Gardarmee, Generalleutnant Dukhanov, Pozharsky, ein Arzt, General Pronin, die Obersten Tolkoky, Gladsky und Mutosow, der Dolmetscher Hauptmann Keiber und die Schriftsteller Wischnewsy, Dolmatowsky und Blanter. Auf dem Tisch, einem Esszimmertisch, standen zwei Feldtelefone in nagelneuen, ledernen Behältern. Ein sowjetischer Offizier fiel mir besonders auf, weil er eine dunkelblaue Marineuniform trug. Später lernte ich ihn als den Dichter Dolmatowsky kennen. Die Sowjetoffiziere verhielten sich beobachtend und distanziert.

General Krebs versuchte noch einmal, eine Unterredung unter vier Augen zu erreichen. Die Antworten des sowjetischen Verhandlungsleiters wurden vom Dolmetscher der Gegenpartei ins Deutsche übersetzt. (Ich habe vorher Krebs gesagt, dass ich kein Russisch könne. Er sagte: «Ich benutze Dolmetscher. Schreiben Sie Notizen.»)

Nochmals sagte General Krebs, dass sein Auftrag laute, eine persönliche Aussprache mit dem Bevollmächtigten der Roten Armee unter vier Augen zu erreichen. Die Antwort des Generaloberst Tschuikow lautete: «Teilen Sie dem General mit, dass hier lediglich mein Kriegsrat ist, er könne sprechen!»

Während der Verhandlungen war Tschuikow ruhig und bestimmt, er telefonierte einige Male, und sein monotones «Tak», «Tak», was so viel wie «so - ja, freilich» bedeutete, ist mir im Gedächtnis geblieben.

Alle auch noch so hartnäckig wiederholten Versuche des General Krebs, den sowjetischen Verhandlungsleiter unter vier Augen sprechen zu können, prallten wie an einer Mauer ab. Man ignorierte diese Bitte und ging dazu über, ihn nach der Legitimation seiner Person und seiner Begleiter zu fragen. Die Ausweise wurden geprüft, Fragen wurden gestellt wie: «Wer ist Bormann?» – «Welchen Dienstgrad hat der deutsche Dolmetscher?» Krebs stufte unseren Sonderführer in den Rang eines Majors ein. (Darauf ist zurückzuführen, dass berichtet wird, General Krebs sei von einem Oberst und einem Major begleitet worden. Ich selber trug zu diesem Zeitpunkt noch die Rangabzeichen eines Oberstleutnants, weil ich meine Beförderung zum Oberst am 1. April 1945 erst am 1. Mai abends erfuhr.)

Es verging etwa eine halbe Stunde, bis General Krebs dazu übergehen konnte, seine Verhandlung mit den Worten einzuleiten: «Ich habe wiederholt und ausdrücklich um eine Unterredung unter vier Augen gebeten, weil ich den Auftrag habe, eine Botschaft auszurichten, die ausserordentlich wichtig ist und einen besonders vertraulichen Charakter hat.»

General Krebs wurde von Generaloberst Tschuikow aufgefordert, diese Botschaft vorzutragen, denn er, der General Tschuikow, sei bevollmächtigt, die Verhandlung zu führen, und die Anwesenden seien als sein Kriegsrat befugt, zuzuhören.

Nach diesem umständlichen Intermezzo konnte nun General Krebs mit dem ersten Teil seines Auftrags beginnen. Es war die Mitteilung, dass:

1. der Führer des Deutschen Reiches, Adolf Hitler, tot sei, und
2. diese Nachricht bisher niemandem mitgeteilt worden sei.

Die Sowjets blieben ungerührt und taten so, als ob sie es schon längst wüssten.

Auf die erstaunte Frage des General Krebs «Woher?» wurde so nebenbei vermerkt, der Tod Hitlers hätte sogar schon in einer ausländischen Zeitung vor einigen Tagen gestanden. General Krebs wies darauf hin, dass Adolf Hitler aber erst am 30. April um 15.30 Uhr, also vor wenigen Stun-

den, sein Leben beendet hätte. Von deutscher Seite sei bisher keine Veröffentlichung erfolgt, und er, General Krebs, sei ermächtigt worden, diese Mitteilung nur dem sowjetischen bevollmächtigten Verhandlungspartner vertraulich zu übermitteln.

General Tschuikow stellte daraufhin die Frage, wer ihn denn ermächtigt habe und ob er, der General Krebs, autorisiert sei, die Kapitulation anzubieten. General Krebs zeigte ein Schreiben, das ihn zu diesen Verhandlungen autorisierte, und hielt ein weiteres Blatt in der Hand, auf dem die Namen des neuen Regierungskabinetts aufgeführt waren.

Die Verhandlungen wurden fortgesetzt.

General Krebs schien es darauf anzukommen, für Berlin eine sofortige Waffenruhe als Voraussetzung für den Zusammentritt der sogenannten legalen Regierung zu erwirken.

Da die einzelnen Kabinettsmitglieder, ausser Goebbels und Bormann, ausserhalb Berlins waren, könnte zunächst nur für die Stadt Berlin eine Waffenruhe als erster Schritt angeboten werden.

Der zweite Schritt wäre der Zusammentritt der sogenannten legalen Regierung in Berlin oder an einem anderen Ort.

Der dritte Schritt könnte dann sein, dass die neue Regierung für Gesamtdeutschland der Sowjetunion die Kapitulation anbiete.

Die Verhandlungen wurden jetzt noch schwieriger. Die Gründe mögen in der sowjetischen Verhandlungstaktik und in Dolmetscherschwierigkeiten ihre Ursache gehabt haben. Erst viel später ist mir klar geworden, dass wir es hier mit der typischen, zähflüssigen Verhandlungstaktik der Sowjets zu tun hatten: Das Gleiche wird immer wieder – nur mit anderen Worten – gesagt; man will den Verhandlungspartner zermürben.

General Krebs bediente sich unseres Dolmetschers und sprach nur deutsch, obwohl er über russische Sprachkenntnisse verfügte – er war bis zum Kriegsbeginn 1941 Militärattaché in Moskau gewesen. Sprach die Gegenseite russisch, so übersetzte der sowjetische Dolmetscher ins Deutsche. Rede und Widerrede wechselten schnell, ich kam mit meinen Notizen kaum nach. Es passierte sogar, dass beide Dolmetscher gleichzeitig sprachen.

chen. Der deutsche Dolmetscher mühte sich sichtlich vergeblich, dem General Tschuikow die Wünsche und Argumente des General Krebs mit seinen eigenen Worten zu erläutern. Das war der Anlass, dass General Krebs plötzlich eingriff und russisch sprach.

Was er sagte, wurde nicht übersetzt, ich weiss es daher nicht. Jedoch, zu unserem deutschen Dolmetscher gewandt, sagte General Krebs: «Sie dürfen nur das übersetzen, was ich sage, und nicht aus eigener Initiative etwas hinzusetzen.»

In gegenseitigem Einvernehmen wurde dann festgelegt, dass ein Dolmetscher für beide Parteien zu dolmetschen habe. Der sowjetische Dolmetscher wurde dazu bestimmt, obwohl dieser nicht für politische Verhandlungen geschult war, mit dieser Aufgabe aber leidlich zurechtkam.

Einmal wurden die Verhandlungen kurz unterbrochen, ein weiterer General betrat das Zimmer. Alle erhoben sich von den Plätzen. General Tschuikow schien zu melden und den Ankömmling über den bisherigen Verlauf der Verhandlungen zu orientieren. Der russische Dolmetscher nannte mir leise den Namen des soeben eingetretenen Generals; ich verstand «Armeegeneral Sokolowski, Mitglied des Obersten Sowjets».

General Tschuikow zielte immer stärker auf eine eingehende Beantwortung folgender Fragen:

1. Warum wird die Kapitulation zuerst und nur den Sowjets angeboten?
2. Ist der deutschen Seite (Krebs, Goebbels) etwas darüber bekannt, dass an anderer Stelle mit den Alliierten verhandelt wird? Und wenn, dann durch wen?

Zwischendurch telefonierte General Tschuikow. Ich nehme an, dass sein Gesprächspartner der Marschall Shukow war. Gesprächsweise brachte Tschuikow die Bündnistreue der Sowjetunion zu den Alliierten zum Ausdruck.

General Krebs versuchte, die Hartnäckigkeit der Sowjets zu überwinden und die Sympathien der Sowjets für seinen Vorschlag zu wecken. Da-

bei ging er in seinen Angeboten so weit, dass er die Sowjets um Unterstützung für den Zusammentritt der sogenannten legalen Regierung bat.

General Krebs brachte zum Ausdruck, dass die Sowjets durch Rundfunk und Verkehrsmittel die deutsch-sowjetischen Verhandlungen fördern und etwaige Verhandlungen «anderer», wie die Verhandlungen Himmlers, unterbinden könnten. Er ging so weit, dass er sagte: «Himmler sei laut Erklärung Goebbels' ein Verräter.» (Goebbels contra Himmler, das ging mir durch den Kopf, wozu das alles?)

Immer wieder versuchte General Krebs noch eine Teilkapitulation oder einen Waffenstillstand für Berlin zu erreichen. Die Verhandlungen kamen aber nicht voran. Ich war daher froh, als endlich folgendes Übereinkommen getroffen wurde:

1. Die sowjetischen Verhandlungsleiter würden in Moskau anfragen, wie weiter zu verhandeln sei.
2. Der Begleiter des Generals Krebs, also ich, solle zu Goebbels gehen, dort einen Zwischenbericht geben und weitere Direktiven für General Krebs erbitten.
3. Eine direkte Fernmeldeverbindung solle zu Goebbels hergestellt werden, damit General Krebs vom Gefechtsstand der Armee Tschuikow (Schulenburggring Nr. 2) Goebbels in der Reichskanzlei sprechen könne.

Einzelheiten dieses «Drei-Punkte-Abkommens» wurden nun mit sowjetischer Umständlichkeit besprochen. In einer kleinen Atempause bat ich General Krebs um Direktiven für meinen Zwischenbericht an Goebbels und reichte ihm mein Notizbuch mit der Bitte, mir seine weiteren Absichten in Stichworten zu skizzieren. General Krebs schrieb in mein Heft dem Sinne nach: «Meine Absicht ist es, für Berlin einen sofortigen Waffenstillstand zu erreichen und dann den Zusammentritt der neuen Regierung zu besprechen.»

Es mag gegen 8.30 oder 9 Uhr oder auch etwas später gewesen sein, als ich, begleitet von einem russischen Oberstleutnant und unserem deut-

schen Dolmetscher Nielandis, in einem Jeep zu unserer nächtlichen «Passierstelle» gebracht wurde. Während der Fahrt versuchte ich mich zu orientieren. Aber die Strassenschilder waren entfernt oder verdeckt, sodass ich nur mutmassen konnte, wo wir uns befinden könnten. Ich sah die Konzentration der russischen Kräfte, sah sehr viele russische Geschütze und geschickt aufgestellte Panzer. Vielleicht war es Absicht, dass man mir die Stärke der Roten Armee vor Augen führen wollte. Vielleicht auch nicht, denn Massierungen waren eigentlich überall.

An der Passierstelle angekommen, begaben wir uns in eine Tordurchfahrt. Der sowjetische Oberstleutnant bestimmte einen Major, es war, glaube ich, der dortige Bataillonskommandeur, der zusammen mit dem deutschen Dolmetscher vorausgehen sollte. Mir war diese Reihenfolge nicht recht, ich versuchte mich verständlich zu machen, da gingen unser Dolmetscher, der russische Major und ein russischer Fernsprechrupp bereits vor. Ich eilte hinterher. Es war nun zwischen 9 und 10 Uhr, es herrschte klares Wetter. Wir gingen alle aufrecht. Plötzlich fielen von deutscher Seite Schüsse. Ich hörte die pfeifenden Kugeln und stand wie erstarrt. Das war doch unmöglich! Man schoss von deutscher Seite auf uns? Der russische Oberstleutnant hatte mich inzwischen am Arm gepackt und mich hinter eine Mauer gezogen. Die anderen, die vor uns gingen, hatten sich hingeworfen. Sie kamen einzeln, jede Deckung ausnutzend, zurück. Der russische Major war verwundet worden, und der deutsche Dolmetscher hatte einen durch Streifschüsse zerrissenen Mantel. Ein russischer Soldat sollte auch noch verwundet worden sein. Ich nahm es kaum wahr. Mir ging durch den Kopf: Was nun? Mein Auftrag? Wie ihn erfüllen? So wie ich ins Freie trat, flackerte das Feuer wieder auf.

Ich versuchte es allein, ausgestattet mit einem grossen weissen Bettlaken als Parlamentärflagge. Die Fernmeldekabeltrommel nahm ich mit und ging auf die deutsche Linie zu. Man nahm mich aber sofort wieder von deutscher Seite unter Feuer, und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich sprungweise von Deckung zu Deckung in alt-gelernter Art und Weise vorzuarbeiten. Dabei stellte ich fest, die Russen hatten in der Nacht fleissig

gebuddelt und an der Passierstelle ihre Postierungen vorgeschoben. Das war nicht korrekt. Mir kam es jetzt zustatten.

Ich hatte etwa die halbe Strecke, 125 Meter, zurückgelegt, da hörte das Schiessen auf. Ich konnte aufrecht gehen und sah einen deutschen Offizier, der, halb in Deckung stehend, mich durch ein Fernglas beobachtete. Leider reichte mein Fernmeldekabel nicht, es fehlten ca. 50 Meter. Dem deutschen Offizier, ich glaube, es war ein SS-Offizier, rief ich zu: «Führen Sie mich sofort zum Abschnittskommandanten, Oberstleutnant Seifert!» Nach einigem Zögern kam er meiner energischen nochmaligen Aufforderung nach und führte mich zum Gefechtsstand «Zitadelle». Auf dem Wege dorthin erklärte er mir, dass ich verhaftet werden müsste! Zwei SS-Soldaten versperrten mir den Weg. Ich sagte: «Verhaftet oder nicht, das ist egal, jetzt führen Sie mich sofort zum Telefon; ich muss den Minister Goebbels oder den Parteiführer Bormann sprechen.» Nach einigem Zögern führte mich dieser Offizier zum Gefechtsstand von Oberstleutnant Seifert.

Ich erkannte den Raum wieder und eilte sofort ans Telefon, die anwesenden SS-Offiziere wollten mich jedoch am Telefonieren hindern. «Wo ist Oberstleutnant Seifert?», rief ich.

«Der ist abgesetzt, hier befiehlt jetzt SS-Brigadeführer Krukenberg, der ist aber zurzeit nicht hier.»

Ich zeigte meinen Parlamentärausweis und erklärte die Dringlichkeit meines Anliegens. Es währte einige Zeit, bis ich mich durchsetzte. Ich rief die Reichskanzlei an, Bormann kam an den Apparat. Kurz schilderte ich ihm meinen Auftrag und forderte, dass er, Bormann, den Befehl gebe, mich sofort zu Goebbels zu führen. Bormann gab diesen Befehl an meinen Bewacher; darauf die Antwort meines Bewachers an Bormann: «Nur SS-Befehle werden durchgeführt.»

SS-Brigadeführer Mohnke musste an den Apparat gerufen werden und den Auftrag Bormanns bestätigen. Nun endlich waren wir so weit, jetzt schaltete mein «Bewacher» um und führte mich durch die Trümmer. Ich rief ihm zu: «Tempo, keine Zeit verlieren, los auf dem kürzesten Weg, laufen Sie, was Sie können! Ich komme schon mit!» Und der Junge lief gut. Wir sprangen über Trümmer, spurteten über freie Strecken und waren in

zehn Minuten in der Reichskanzlei. Als ich ihm sagte: «Hitler ist tot», stöhnte er unter Tränen auf.

In der Reichskanzlei wurde ich zu Goebbels geführt. Wir waren in einem kleinen Raum, Bänke standen an den Wänden. Zeitweise kamen Bormann und Mohnke hinzu. Goebbels war ruhig, sprach klar und höflich. Mir fielen rote Flecken in seinem Gesicht auf, sie verrieten seine Erregung. Im Gegensatz zu Bormann und einigen anderen, die ich in der Reichskanzlei sah, hatte ich nicht die Empfindung, dass dieser Mann Angst hatte. Dagegen hatte ich bei Bormann das Gefühl: Der zitterte ja nur um sein eigenes Leben.

Ich wollte, wie gewohnt, meinen Bericht militärisch kurz fassen und nur das Wichtigste sagen. Goebbels nahm sich jedoch Zeit. Ich musste ausführlich berichten und meine persönlichen Eindrücke schildern. Anschliessend stellte Goebbels sachliche Fragen. Ich erinnere mich noch besonders an Besprechungspunkte über die Herstellung der Fernmeldeverbindung zwischen Gefechtsstand Tschuikow und Reichskanzlei und die Beurteilung unserer Verteidigungskraft. Goebbels stellte die Frage, wie lange wir uns noch halten können.

«Höchstens zwei Tage, dann gibt es nur noch einzelne Widerstandsgruppen», lautete meine Antwort.

Mohnke wurde herbeigerufen und befragt, wie lange die Reichskanzlei noch gehalten werden könne. Mohnke sagte auch: «Höchstens zwei Tage.»

Danach fragte Goebbels mich, ob ich glaube, dass die Verhandlungen des General Krebs noch Erfolg haben könnten.

«Ich glaube nicht», war meine Antwort. «Die Sowjets bestanden, solange ich da war, auf sofortiger Kapitulation.»

Goebbels rief aus: «Darauf gehe ich nie, nie ein!»

Ich bat Goebbels, seine Entscheidung nicht von meinem Zwischenbericht allein abhängig zu machen, denn der verantwortliche Verhandlungsleiter wäre General Krebs; er müsse erst berichten, bevor dieses letzte Wort gesprochen werden könne; ich fügte noch hinzu, dass ich gegen 7 Uhr General Krebs verlassen hätte, jetzt sei es 11 Uhr, inzwischen müsse die Antwort aus Moskau wohl eingetroffen sein.

«Gut, holen Sie Krebs zurück! Ich will ihn hören», war dann die Antwort Goebbels’.

Also eilte ich zurück zum Gefechtsstand «Zitadelle». Die Fernmeldeleitung zur sowjetischen Seite war zwar fertiggestellt, aber es kam keine Sprechverbindung zustande. Die Leitung war wieder zerschossen worden, weil die Passierstelle und die weitere Umgebung ständig unter Feuer lagen. Als ich auf dem russischen Bataillonsgefechtsstand angelangt war, traf ich dort unseren Dolmetscher. Mit seiner Hilfe versuchte ich, General Krebs anzutelefonieren. Es gelang. General Krebs sagte mir, man warte noch immer auf Antwort aus Moskau, diese wolle er noch abwarten. Ich solle in der Zwischenzeit versuchen, die direkte Fernmeldeverbindung zu Goebbels herzustellen.

Die Fernmeldeleitung musste also repariert werden. Beide Seiten stellten das Feuer ein. Der russische Bataillonsstab stellte einen Telefonisten zur Verfügung, mit dessen Hilfe ich die Leitung reparierte. Es nutzte nicht viel. Bis wir auf das Netz zur Reichskanzlei umgeschaltet hatten, begann wieder der Beschuss, und die Fernmeldeverbindung war schon wieder zerschossen. Die Störstelle lag im Raum der Passierstelle. Ich musste abermals hinüber auf die russische Seite. Als ich dort eintraf, kam gerade ein Anruf des Generals Krebs an. Ich ging an den Fernsprecher und bekam folgenden Bescheid: «Antwort aus Moskau ist da, warten Sie auf mich an der Passierstelle, wir gehen dann gemeinsam zur Reichskanzlei.»

Ich sagte General Krebs, dass der Beschuss stärker geworden sei und immer wieder Artilleriefeuer auf der Passierstelle läge, es sei fast unmöglich, zur Reichskanzlei zu gelangen.

Gegen 12 Uhr traf General Krebs auf dem russischen Bataillonsgefechtsstand ein. Wir eilten auf die deutsche Seite und von dort zur Reichskanzlei.

Das Feuer konzentrierte sich jetzt so stark auf die Reichskanzlei, dass wir für diesen an sich kurzen Weg fast eine Stunde brauchten. Krebs meinte: «Das kann auch Absicht sein, das Feuer!»

Als wir in der Reichskanzlei angekommen waren, fragte ich General Krebs, was jetzt meine Aufgabe sei. Er sagte nur kurz zu mir: «Ich habe

keine Aufgabe mehr für Sie. Unsere Antwort an die Sowjets werden wir schriftlich geben. Melden Sie sich bei General Weidling zurück.»

Ich wartete auf General Weidling. Während dieser Zeit beobachtete ich das Treiben um mich. Es war ein Hin-und-her-Rennen, Ratlosigkeit, ja Panik breiteten sich immer mehr aus.

General Burgdorf kam, setzte sich und liess sich von mir berichten. Eine der Sekretärinnen, die dort sass und zuhörte, sah meine zerrissene Hose, kam hilfsbereit mit Nadel und Zwirn und nähte sie mir. Auch Frau Goebbels kam einige Male vorbei, dann sah ich eines ihrer Kinder. War es Frau Goebbels selbst oder jemand anders, der das Kind zu den Toiletten trug? Ich weiss es nicht mehr. Ich kann mich aber entsinnen, dass jemand mir zuflüsterte: «Jetzt bekommen sie ihre Spritze!»

«Wer?», fragte ich leise zurück.

«Die Kinder Goebbels», lautete die Antwort.

General Burgdorf und Krebs erörterten im Zwiegespräch die Möglichkeiten eines eventuellen Ausbruchs und fragten auch mich nach meiner Ansicht und was ich auf der russischen Seite an Waffen gesehen hätte. Ich berichtete und fasste mein Urteil etwa so zusammen: «Für einen geschlossenen Ausbruch gibt es kaum noch eine Chance, jedoch könnten einzelne kleine Trupps und Einzelgänger, die gute Ortskenntnisse haben, versuchen, sich durchzuschlagen, ja durchzulügen. Aber auch das hat nur Sinn, wenn sie die Elbe erreichen. Für einen Ausbruch geschlossener Truppenteile ist es zu spät.»

Ich glaube mich zu erinnern, dass General Burgdorf sagte: «Ich als Chefadjutant des Führers und Chef des Personalamtes habe nur eine Möglichkeit; ich erschiess mich!»

Weidling, der hinzugekommen war, sagte zunächst nichts. Krebs stand auf, gab uns die Hand und sagte zu mir gewendet: «Es gibt nur verzweifelnde Männer, aber keine verzweifelten Lagen.»

Weidling und ich beschlossen, zu unserem Gefechtsstand Bendlerblock zu eilen, dort gehörten wir hin. Noch kämpften die Reste unseres Panzerkorps zusammen mit den Berlinern einen verzweifelten Kampf. Sie durften nicht ohne Führung weiterkämpfen.

Wegen des starken Beschusses legten wir den Weg Reichskanzlei Bendlerblock zu Fuss in einer halben Stunde zurück.

Gegen 20.30 Uhr trafen General Weidling, Major i. G. Knappe und ich im Femmeldebunker des Bendlerblocks ein, von Oberst i. G. Refior sehnlichst erwartet. In einer kurzen Aussprache zwischen General Weidling und seinen beiden Chefs kam dann folgendes Ergebnis heraus:

- Ein weiterer Kampf in Berlin wurde als aussichtslos angesehen. Er brächte der Zivilbevölkerung nur Opfer und weitere Nachteile.

- Ein Ausbruch geschlossener Truppenteile wurde als unmöglich gesehen. Erfahrungen vieler Ausbrüche aus Kesseln hatten uns aber gelehrt, dass es «Kleinstgruppen» immer wieder gelungen war, auszubrechen und sich durchzuschlagen. Hierfür war aber unter anderem erforderlich, dass irgendwo noch eigene Truppen kämpften und eine sogenannte «Front», zu der man sich durchschlagen konnte, noch bestand. Diese Voraussetzung war am 1./2. Mai nicht mehr gegeben, dennoch musste man es jedem «freistellen», den Ausbruch zu versuchen unter der Parole: «Schlage sich durch, wer kann! Versucht, bis zum Ami zu gelangen!»

Uns war klar, dass eine Kapitulation weder eine Lösung aus dieser Situation noch einen Ausweg aus dieser Katastrophe bedeutete.

Bevor die Frage «Kapitulieren» endgültig entschieden werden würde, wollte General Weidling die verantwortlichen und erreichbaren Kommandeure sowie Vertreter der Truppe aller Dienstgrade sprechen. So kam es zu dem Entschluss, noch einmal eine Besprechung auf ca. 23 Uhr anzusetzen.

Im Gespräch mit mir äusserte General Weidling: «Wenn kapituliert wird, so darf ich mich der Gefangennahme weder durch Selbstmord noch durch Flucht entziehen. Ich gehöre dorthin, wo der deutsche Soldat hingehen muss.»

Den Wortlaut der Besprechung von 23 Uhr wiederzugeben, das kann heute kein Mensch mehr. Schriftliche Aufzeichnungen, die während oder unmittelbar nach der Ansprache gemacht wurden, existieren nicht mehr. Das Ergebnis war eine einmütige Zustimmung zur Kapitulation. Ich bekam den Auftrag von General Weidling, die Kapitulationsverhandlung zu führen.

Die Aufgabe des Funkspruchs in Russisch an die Rote Armee lautete etwa: «Achtung! Achtung! Hier das deutsche LVI. Panzerkorps. Bitte Feu-

er einstellen. Um 0.50 Uhr ist deutscher Parlamentär an der Brücke Bendlerstrasse. Erkennungszeichen: weisse Fahne. Bitte antworten!» Dieser Spruch wurde mehrere Male gesandt, bis die Antwort bei der deutschen Funkstelle eintraf: «Habe Sie verstanden.»

Die einzelnen Verhandlungspunkte, die ich diktiert hatte, behandelten nachstehende Punkte, die ich jetzt natürlich nur sinngemäss wiedergeben kann.

1. *Zuständigkeit*

des Generals Weidling für die Verhandlungen.

2. *Begründung für die Kapitulation*

General Weidling biete die Kapitulation an, um weiteres Blutvergiessen zu vermeiden.

3. *Einzelheiten*

Das Einstellen der Kampfhandlungen und das Niederlegen der Waffen auf deutscher Seite würden von General Weidling *für seinen* Befehlsbereich befohlen, wenn die *Rote Armee* zusichere:

- dass die Rote Armee gleichfalls den Kampf einstelle;
- dass die Rote Armee den Schutz der Wehrlosen übernehme und Terror verhindere;
- dass die Kapitulation unter ehrenvollen Bedingungen erfolge.

Es waren noch einige Punkte, deren Wortlaut ich nicht mehr weiss, sie enthielten etwa Folgendes:

- Beachtung der Bestimmungen des Roten Kreuzes, Versorgung der Verwundeten, Zivilisten, Frauen, Kinder;
- Unterstützung des Generals Weidling bei der Bekanntgabe der Kapitulation, da nicht mehr Verbindung zu allen eingeschlossenen Stützpunkten und Truppenteilen bestehe;
- die Bitte der deutschen Truppe, Einheiten und Verbände auch in der Gefangenschaft zusammenzulassen.

Begleitet von einem Dolmetscher, einem Offizier und ein oder zwei Soldaten zum Tragen der weissen Fahne gingen wir die Bendlerstrasse (heute

Stauffenbergstrasse) hinunter. Da es dunkel war, gaben wir Lichtsignale. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob zu diesem Zeitpunkt starker Feuerkampf herrschte. Jedoch weiss ich noch, dass wir in der dunklen Strasse riefen: «Feuer einstellen. Wir sind Parlamentäre im Auftrage des Militärbefehlshabers.»

Aus irgendeinem Gebäude ertönten daraufhin von deutscher Seite Zurufe wie: «Ein Deutscher kapituliert nie!» oder «Ihr seid Verräter!»

Ohne von russischer Seite beschossen zu werden, näherten wir uns der ehemaligen Brücke, die in Verlängerung der Bendlerstrasse über den Landwehrkanal führte. Auf dem diesseitigen Ufer des Kanals (Nordufer) hatten die Sowjets, obwohl die Brücke zerstört war, dennoch bereits Fuss gefasst und sich aus Pflastersteinen, Bauschutt und Trümmern etwa eine eineinhalb Meter hohe Schutzbarrikade gebaut. Als wir gerade diese Barrikade hinaufkletterten, krachte es um uns herum und blitzte auf. Es waren Handgranaten, die von der deutschen Seite auf uns geworfen wurden!

Ich erkannte dunkle Gestalten vor mir, die sich duckten. Ich sprang die Barrikade hinunter und stand unter einer Gruppe sowjetischer Soldaten. Jetzt entstand auf russischer Seite ein Tohuwabohu, alles brüllte durcheinander und drang auf uns ein. Ein blutender, kleiner Rotarmist wollte mich mit dem Kolben seiner Maschinenpistole niederschlagen. Ich konnte ihn und einige andere Rotarmisten so lange abwehren, bis der dort befehlende russische Major auf Veranlassung unseres Dolmetschers eingriff.

Dieser russische Major bemühte sich mit viel Geschrei, zunächst allerdings vergeblich, Ordnung herzustellen. In der Zwischenzeit sah ich, wie einige Rotarmisten mit Panzerfäusten in den Händen geduckt, von der Barrikade aus vorgehend, versuchten, die Strasse zu überspringen, um in die angrenzenden Gebäude einzudringen. Das Feuer flackerte auf beiden Seiten wieder auf.

Allmählich gelang es unserem Dolmetscher, dem Major klarzumachen, dass wir bevollmächtigte Parlamentäre seien. Er, der Major, forderte von mir und ich von ihm, es müsse an der Passierstelle Waffenruhe herrschen. Dabei musste ich den Major darauf hinweisen, dass seine Leute hinter der

Barrikade bleiben müssten und nicht versuchen dürften, Boden zu gewinnen, wie es zurzeit der Fall war.

Nach einigen Minuten des Verhandeln wurde vereinbart: «Erst einmal Herstellen totaler Waffenruhe an der Passierstelle auf beiden Seiten.» Dazu sollte ich zurück auf die deutsche Seite gehen. Er, der russische Major, würde seine Leute zurückrufen.

Ich ging nun zurück, rief nach den befehligenen Kompanie- und Bataillonsführern und machte diesen dann klar, um was es hier ginge. Obwohl diese das bereits wussten, war es ihnen in der Nacht nicht gelungen, alle Kämpfer und Helfer in ihren Befehlsbereichen so zu verständigen, wie es notwendig gewesen wäre. Ein oder zwei Offiziere kannten mich genauer. Nun war es leichter, diesen klarzumachen, dass ich kein Überläufer oder Verräter sei. Dennoch musste ich noch einmal bis zu unserer Zentrale, ca. fünf bis zehn Minuten Weg, zurückgehen. Ich sprach General Weidling und Oberst Refior ganz kurz und bat nochmals, alle Deutschen zu verständigen, vornehmlich am Tirpitzufer, dass ich im Auftrage des Militärbefehlshabers Parlamentär sei und Waffenruhe für die Dauer der Verhandlungen an der Passierstelle zu herrschen habe.

Danach begab ich mich wieder auf den Weg. Ein Offizier meldete mir in der Bendlerstrasse: «Alles in Ordnung, alle Deutschen sind orientiert.» Es herrschte wirklich Ruhe. An der Barrikade traf ich unseren Dolmetscher wieder. Er teilte mir mit, dass inzwischen auf der anderen Seite des Kanals ein Empfangskommando der Sowjets mit Pkw auf mich warte. Wahrscheinlich war dieses Kommando irrtümlicherweise zu der Brücke an der Potsdamer Strasse gefahren.

Ich wurde zu einem Gefechtsstand gebracht, wahrscheinlich war es ein Regimentsgefechtsstand, von dort wurde ich zum Gefechtsstand einer Gardeschützendivision geführt. In Gegenwart mehrerer sowjetischer Offiziere erklärte mir ein Gardeoberst, dass er ermächtigt worden sei, mich anzuhören.

Ich zeigte meinen Ausweis. Dann trug ich meine Verhandlungspunkte in deutscher Sprache langsam vor. Der deutsche Dolmetscher, der den Text kannte und einen Durchschlag in der Hand hatte, übersetzte langsam Satz für Satz.

Meine Verhandlungspartner nickten. Dann telefonierte der sowjetische Oberst und erklärte mir:

- Das sowjetische Oberkommando habe ihn ermächtigt, die Kapitulation des Generals Weidling anzunehmen.
- Der deutschen Seite werden zugesichert:
 - ehrenvolle Kapitulation und
 - ehrenvolle Behandlung. Offiziere behielten kleine Seitenwaffen.
- Privatgepäck könne jeder so viel in die Gefangenschaft mitnehmen, wie er tragen könne. Es werde jedem Gefangenen sein Gepäck als Privatbesitz zugestanden.
- Das sowjetische Oberkommando übernehme den Schutz der Zivilbevölkerung und die Versorgung der Verwundeten.

Den Satz mit den kleinen Seitenwaffen verstand ich nicht gleich. Es wurde mir erläutert: Degen, Seitengewehr oder etwas Ähnliches, aber nicht Schusswaffen seien darunter zu verstehen. Ich hatte den Eindruck, dass die Sowjets «grosszügige Sieger» sein wollten.

Der nächste Verhandlungspunkt war der Zeitpunkt für das Niederlegen der Waffen. Die Sowjets drängten sehr. Ich musste ihnen klarmachen, dass ich erst einmal zurückmüsse, um die Truppe zu verständigen. Das fordere Zeit, zumal fast alle Fernmeldeverbindungen zerstört waren und wir Ordonnanzoffiziere und Melder schicken müssten. Ich gab an, dass wir mindestens drei bis vier Stunden Zeit brauchten. Auch müssten wir mit Gegenbefehlen von Goebbels rechnen. (Ich wusste damals nicht, dass Goebbels schon tot war.)

Ich glaube, als Zeitpunkt wurde 6 Uhr verabredet. Sonnenaufgang war etwa 5 Uhr, es war also um 6 Uhr hell. Wegen der Zeit gab es mehrmals Missverständnisse, weil die Uhren der Russen eine andere Uhrzeit zeigten.

Mein Weg zurück zum Gefechtsstand des Generals Weidling ging ohne besondere Zwischenfälle vor sich. Es war nach 3 Uhr, als ich wieder im Bendlerblock eintraf. Man wartete schon in Sorge auf mich; denn nach all

dem Vorangegangenen befürchtete man für mich Böses und dass die Verhandlungen gescheitert wären. Ich konnte aber Weidling melden, dass die bevollmächtigten Unterhändler auf der anderen Seite den von mir vorgebrachten und schriftlich aufgesetzten Voraussetzungen für unser Einstellen des Kampfes in allen Punkten zugestimmt hatten.

Da ich seit 36 Stunden ununterbrochen – und ohne einen Bissen – auf den Beinen war, muss ich wohl einen ziemlich mitgenommenen Eindruck gemacht haben, denn General Weidling ordnete an, dass mir erst mal etwas zum Essen gebracht werde.

Die Verständigung der Truppe, dass der Kampf einzustellen sei und wir ohne Waffen, mit Verpflegung und Gepäck (so viel jeder tragen kann und will) in die Gefangenschaft zu gehen hätten, geschah nicht ohne Schwierigkeiten, denn die Verbindungen zur Truppe waren katastrophal. Wir waren hauptsächlich auf Meldegänger – meist waren es Offiziere – angewiesen. Refior, Knappe, Wolff und andere Offiziere des Stabes taten ihr Möglichstes.

Als ich nach meinem Rucksack sah – siehe da, es fehlten die Riemen und einiges andere –, da war es der getreue Bucksch, der mir half und etwas organisierte. Wir machten uns nun fertig für den Weg in die Gefangenschaft. Ich entsinne mich, dass Weidling zu mir sagte: «Nun, so wollen wir auch den letzten Gang in die Gefangenschaft antreten» und dann: «Sorgen Sie dafür, dass der Korpsstab geordnet und soldatisch in die Gefangenschaft geht.»

Das muss zu der Zeit gewesen sein, als uns zugerufen wurde: «Zwei russische Offiziere sind bereits vor dem Bendlerblock und haben nach General Weidling gefragt.» Diese Offiziere hatten den Auftrag, General Weidling abzuholen und zu begleiten. Nur wenig später entsann ich mich, dass die Russen noch nicht auf die Berliner Zeit umgestellt hatten, sie kamen fast eine Stunde zu früh, um Weidling abzuholen.

Ich wusste, dass der Gang in die Gefangenschaft für uns alle ein sehr, sehr schwerer Gang sein würde. Erschwert wurde er auch noch durch die Enge, die Trümmer und die nächtlichen Zurufe: «Ein Deutscher ergibt sich nicht! Verräter!»

Aber in dieser verzweifelten Situation hörten wir auch die Notschreie: «Macht Schluss, wir können nicht mehr, der Kampf ist doch sinnlos, denkt doch an die Zivilbevölkerung!»

Aber auch: «Wir ergeben uns nicht, wir kämpfen bis zum Schluss und Tod!»

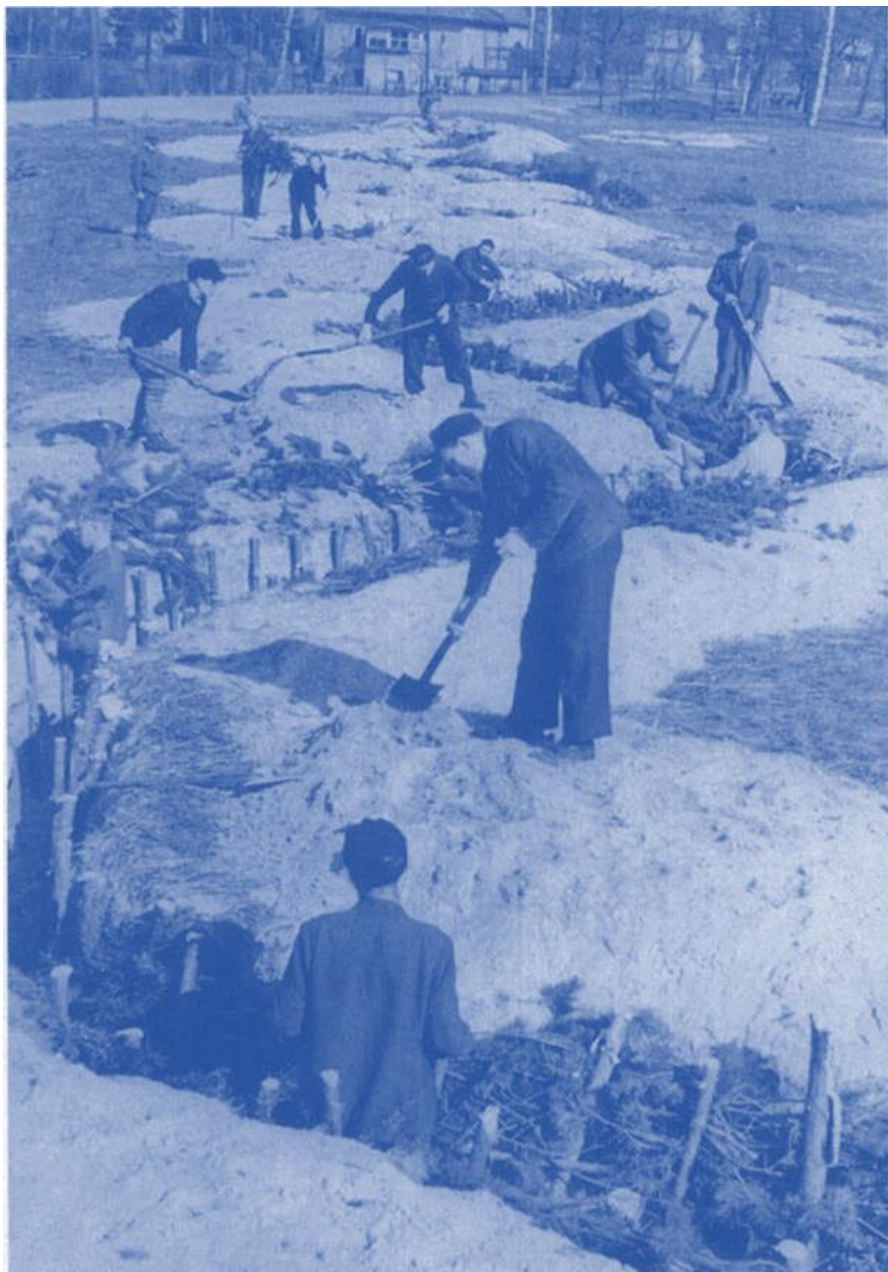
«Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!» Ja, das alles und noch mehr.

In Erinnerung habe ich noch die Worte einiger Offiziere, besonders von einigen, die am 20. Juli 1944 im Bendlerblock gewesen waren, SS- und HJ-Offiziere. Die sagten zu uns: «Der Führer ist nicht tot, ihr habt uns schon einmal belogen, wir glauben euch nicht.»



Köpenicker Strasse: Sowjetsoldaten laden eine Panzerabwehrkanone





Volkssturm beim Bau von Splitterschutzgräben



Das wohl letzte Foto Hitlers, aufgenommen am 20. April 1945



29. April 1945

KAMPFBLATT FÜR DIE VERTEIDIGER GROSS-BERLINS

Wir halten durch!

Die Stunde der Freiheit wird kommen

Heiliges Wort: Berlin

Die Besatzung der Städte in der Umgebung der Hauptstadt greift zu Berlin über. Die Panzerbären, die im 28. Januar 1945 in Berlin eintrafen, sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein. Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Der Kampf um Berlin ist ein heiliges Wort. Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein. Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein. Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Heidischer Kampf um Berlin Anmarsch der Reserven von allen Seiten

Am 27. April
Die Oberkommandos der Wehrmacht sind über den heidischen Kampf um Berlin einig. Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Eisfront im wesentlichen ruhig

An der Eisfront westlich von Berlin sind die Panzerbären ruhig. Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.



Die Schlacht im Raum Berlin
Am 27. April
Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Die Schlacht im Raum Berlin
Am 27. April
Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

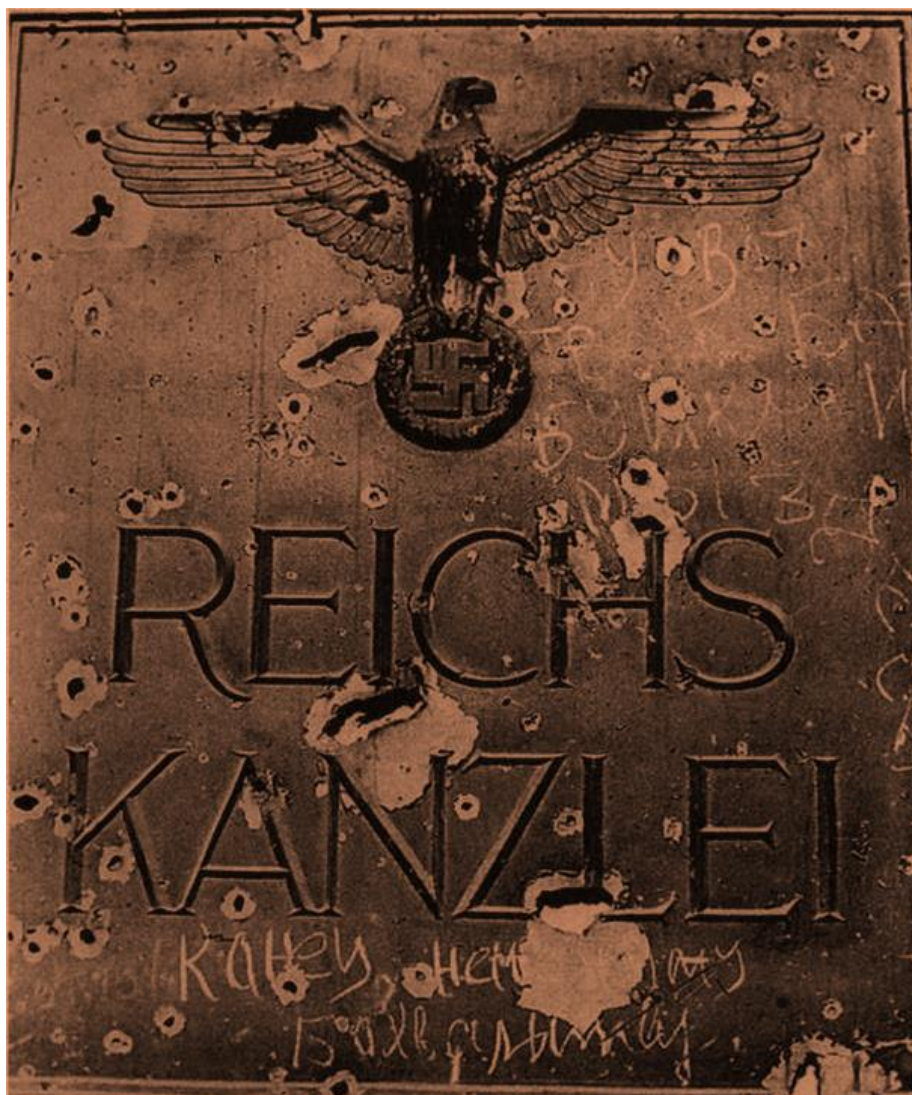
Die Schlacht im Raum Berlin
Am 27. April
Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Die Schlacht im Raum Berlin
Am 27. April
Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Die Schlacht im Raum Berlin
Am 27. April
Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Die Schlacht im Raum Berlin
Am 27. April
Die Panzerbären sind die ersten deutschen Soldaten, die die Hauptstadt besetzen und die erste deutsche Besatzung in Berlin sein.

Die sogenannte Frontzeitung «Panzerbär» erschien vom 22. bis 29. April 1945



Ein Hauptangriffsziel: die Reichskanzlei

Zwei Drittel der Stadt besetzt BERLIN EINGESCHLOSSEN



Schauplatz der Kämpfe

Schlacht tobt in den U-Bahn-Schächten

BERLIN ist seit gestern nachmittag von der Außenwelt abgeschnitten. Die Sowjetarmeen schlossen den Ring um die Reichshauptstadt und Potsdam, indem Panzerverbände aus dem Nordwesten über Nauen nach Keizlin vorrückten und sich dort mit anderen Sowjettruppen vereinigten, die auf dem Ring von Südwesten her zwischen Potsdam und Brandenburg über Marquart vorgedrungen waren. In den gestrigen Abendstunden umspannte bereits ein breiter Einschließungsgürtel Berlin.

Es gibt keinen Frontabschnitt in Mittel- und Norddeutschland mehr, der Truppen und Material schicken könnte, aus dem Einschließungsring um Berlin zu sprengen. Die Fronten sind nun über den gesamten Ring um Berlin hinweg und ist der Ring um Berlin von einem heldenhafnen Untergang des Nationalsozialismus zu überleben. Die Bevölkerung in Berlin hat den Führer allerdings weder zu Gesicht bekommen noch eine Botschaft von ihm gehört. Inzwischen sind zwei Drittel der oberirdischen Reichshauptstadt bereits in Sowjethand und jede Stunde treffen bei den Befehlshabern Meldungen über neue tiefe Einbrüche der Sowjets ins innere Stadtgebiet ein. Treptow, Britz, Faltsasse und Falkenhagen, sowie der U-Bahnhof und der Truppenübungsplatz von Döberitz sind von den Sowjets besetzt. Nach einem Funkgespräch aus dem eingeschlossenen Berlin sind die Sowjets im Westen der Reichshauptstadt über das Ostkar-Helms-Heim, den Wilken Hof und Ruppelstraße bis zur Stadtbahnstation Halensee vorgedrungen.

Die 11. Armee vernichtet

Die 11. Armee der Wehrmacht ist in der Schlacht bei Berlin vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Sowjets überqueren die Elbe

Sowjettruppen haben sich über den Fluss Elbe hinweggesetzt und sind in Richtung Westen abgezogen. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Flüchtlingsstrecken retten sich ins besetzte Reich

Flüchtlingsstrecken sind in Richtung Westen abgezogen. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

2 390 876 Mann machten Schluss
11 876 Wehrmachtangehörige sind in Richtung Westen abgezogen. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Der größere Teil von Dahlem, Schmaragdort und dem Gruesfeld ist von den Sowjets besetzt. Zickendorf und Lichterfelde müssen ganz aufgegeben werden.

Die Reichshauptstadt ist von den Sowjets besetzt. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Regierungsrat in Trümmern

In der Reichshauptstadt haben Sowjettruppen die Regierung in Trümmern zerstört. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Alpenstellung vom Süden bedroht

Die Alpenstellung ist vom Süden bedroht. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Bomben auf Berchtesgaden und (nach Voranmeldung) auf Skoda

Bomben sind auf Berchtesgaden und Skoda abgeworfen worden. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Konferenz in San Francisco beginnt

Die Konferenz in San Francisco beginnt. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Ritterkreuzträger

Ein Ritterkreuzträger ist ausgezeichnet worden. Die 11. Armee ist vernichtet worden. Die Reste sind in Richtung Westen abgezogen.

Kein Entrinnen: Berlin ist eingekesselt

Haben Sie schon gehört?

Viele Rundfunkapparate sind ausgefallen. Die Zeitungen kommen nicht mehr regelmäßig. Dafür aber ist die

Gerüchtemacherei

spigig ins Kraut geschossen. Sie wird vom Feind als Waffe benutzt, um unsere Widerstandskraft zu lähmen und das Vertrauen zu erschüttern. Jeder, der ein unkontrolliertes Gerücht weitererzählt, arbeitet damit für den Feind.

Selbst wenn es sich nur um belanglose

Altweibergewäsch

handelt, wird dadurch schon der Widerstandswille geschwächt. Gemeingefährlich aber wird das Verbreiten von Gerüchten, wenn wichtigste Verteidigungsmaßnahmen dadurch beeinträchtigt werden

Beispiele aus den letzten Tagen:

Ein umfangreiches Verpflegungslager im Westen mit wichtigen Nahrungsmitteln für die Berliner Bevölkerung sollte geräumt und damit den Bolschewisten entzogen werden. Zwei Melder behaupteten, daß die Straße des Abtransports von feindlichen Panzern durchschnitten sei. Daraufhin wurde der Abtransport eingestellt, ohne den Gerüchten nachzugehen. Später stellte es sich heraus, daß der Weg noch eine ganze Nacht feindfrei war.

Aus einem südlichen Stadtteil wird berichtet:

Volksgenossen stürzen aufgeregt eine Straße entlang und melden, daß an einem Vorortbahnhof ein tiefer Panzerbruch mit 70 Panzern erfolgt sei. Die Bevölkerung räumt in größerer Besirzung die Straßen der Umgebung. Beherzte Hitlerjungen stellen fest, daß es sich tatsächlich nur um 14 Panzer handelt, schießen zwölf von ihnen ab und bereinigen die Lada.

Wie hier im kleinen, so ist es auch im großen!

Daher dürfen in solchen Zeiten nur

Tatsachen

sprechen!

Es ist nicht wahr,

daß ein Waffenstillstand zwischen dem Deutschen Reich und den Westmächten abgeschlossen ist.

Wahr dagegen ist,

daß deutsche Armeen aus dem Westen ohne Rücksicht auf das englisch-amerikanische Verhalten heranrücken, um Berlin frei zu kämpfen.

Es ist nicht wahr,

daß Berlin keine Verstärkungen mehr erhalten kann.

Wahr dagegen ist,

daß erst heute wiederum kampierproben Einheiten der Kriegsmarine und der Waffen-ff im Berliner Raum angekommen und eingesetzt sind.

Es ist nicht wahr,

daß es gegenüber einer bolschewistischen Einkesselung keine Rettung mehr gibt.

Wahr dagegen ist,

daß Breslau sich noch immer hält, daß Bautzen soeben befreit wurde und daß alle Berliner Vororte, in denen besonders tatkräftige Männer die Verteidigung leiten, immer wieder der Lage Herr geworden sind.

Es ist nicht wahr,

daß die deutsche Luftwaffe in den Kampf um Berlin nur mit schwachen Kräften eingreift.

Wahr dagegen ist,

daß im Berliner Vorfeld starke Schlacht- und Kampfliegervverbände den Aufmarsch des Feindes behindern.

Es ist nicht wahr,

daß die Sowjets Volksgenossen schonen, die die weiße Fahne küssen oder sich ihnen auf andere Weise ergeben.

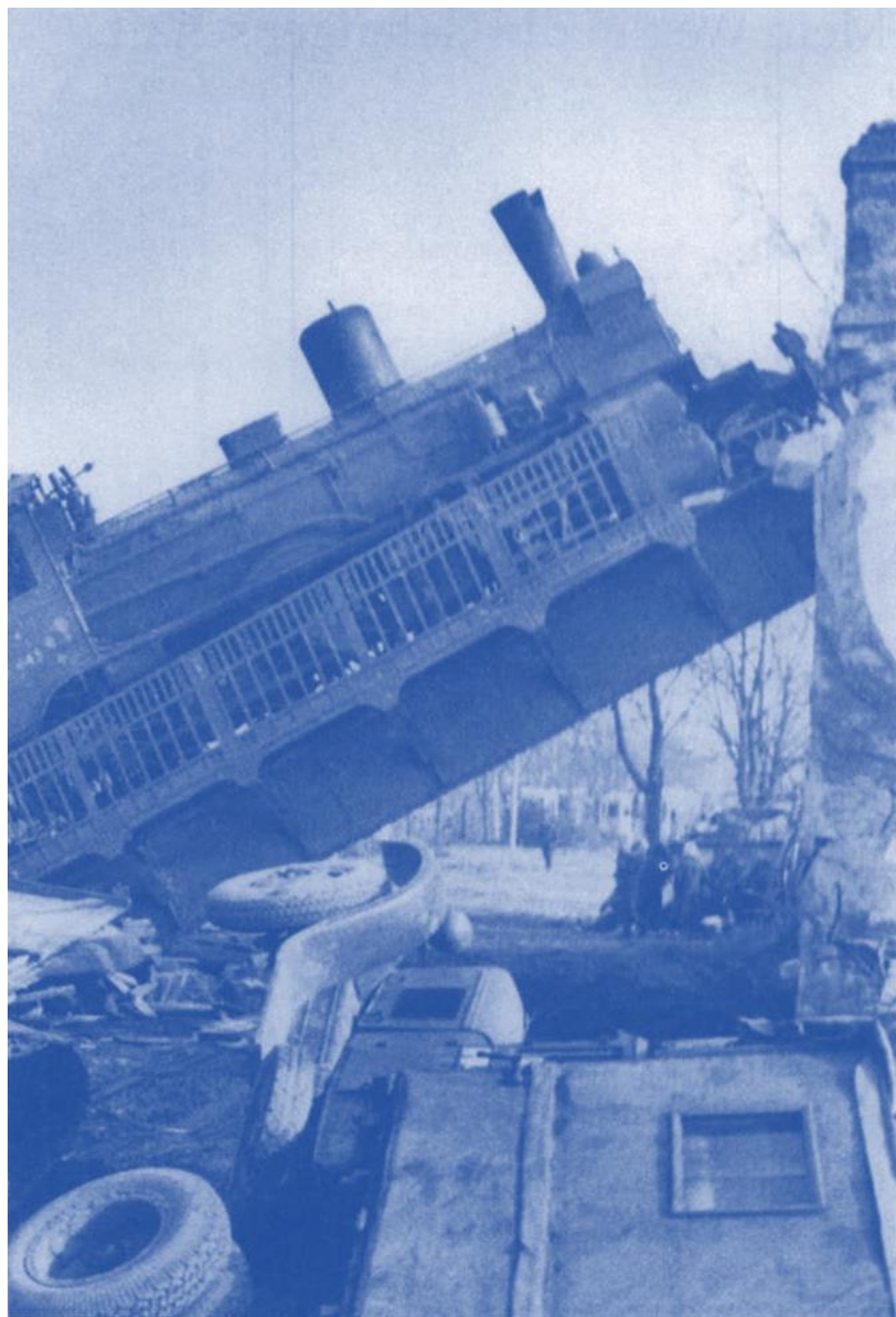
Wahr dagegen ist,

daß zahlreiche Meldungen aus den Vororten eingelaufen sind, wonach das tierische Treiben der bolschewistischen Soldateska gegenüber Frauen und Mädchen sich ohne Rücksicht auf Erbhare

Gerüchte überall: ein Appell an den Durchhaltewillen



Brücken werden gesprengt, um die Angreifer aufzuhalten



Mein Weg in die Gefangenschaft

Draussen in der Bendlerstrasse – es war zwischen 5.30 und 6 Uhr – traten nun der Korpsstab und die Verteidiger des Bendlerblock-Abschnittes an. Ein grosser Menschenhaufen kam da zusammen, dabei Flakhelfer, Volksturm in Uniform oder nur mit Armbinde usw. Ich konnte etwa 200 Meter der Bendlerstrasse überblicken, wo kamen nur diese Menschen alle her?

Die ersten Gruppen passierten den Kanal. Die Russen hatten kleine Holzflösse gezimmert, die aber von der gesprengten Brücke ein Stück entfernt waren. Refior war bereits drüben, er rief nach mir. Ich kletterte wie in der Nacht über das Kabelbündel der gesprengten Brücke, was im HelLEN wesentlich leichter war, zumal zusätzliche Halteleinen gespannt worden waren.

Drüben erwartete man mich. Refior, Knappe, Wolff und ich wurden zum russischen Divisionsgefechtsstand gefahren. Dort begrüsst man uns und reicht nach russischer Sitte «Brot und Salz», dazu Fleisch und Wodka in Wassergläsern. Der russische Oberst kippte das ganze Glas auf einmal hinunter, ich nippte nur.

Wir wunderten uns über den freundlichen Empfang. Später erfuhr ich, dass es altrussisches Brauchtum sei, Brot und Salz zu reichen. Doch es ging eiligst weiter nach Tempelhof zum Schulenburgring. Ich erkannte das Gebäude wieder. Das war ja der Verhandlungsort vor ca. 25 Stunden gewesen, als General Krebs und ich hier waren. Wir wurden in das Vorzimmer

geführt. Nebenan hörten wir die Stimme von Weidling. Er schaute zu uns heraus und forderte uns auf, einzutreten. Refior, Knappe und andere folgten dieser Aufforderung. Ich ging nicht mit, wahrscheinlich weil ich irgendwie abschaltete und meinte, jetzt könnten die anderen etwas tun.

Im Vorzimmer war noch eine Zivilperson. Ich erinnere mich daran, dass der Mann auf und ab ging und hohe Stiefel, dunkle Hose und Ziviljacke trug. Da ich bemerkt hatte, dass er ein Deutscher war, fragte ich, was ihn denn hierhergeführt hätte. Er antwortete: «Die Kapitulationsverhandlungen einzuleiten.»

Ich sagte: «Da hätten Sie früher kommen müssen.» Erst viel später entsann ich mich, dass er etwas von einem Ministerium berichtete. Es war Heinersdorf, Regierungsrat und Adjutant bei Goebbels. Er war von Rundfunkführer Hans Pritsche geschickt worden.

Weidling hatte im Nebenzimmer mithilfe von Refior und Knappe seinen Aufruf geschrieben. Man öffnete die Tür zum Verhandlungszimmer, und es wurde gemeinsam besprochen, dass deutsche Offiziere mit dem Aufruf, der von den Russen zu einem Befehl avanciert wurde, die Truppe vom Einstellen des Kampfes verständigen sollten. Das war notwendig, denn wir hatten keine Verbindung mehr zu den noch nicht verständigten Einheiten.

Weidling, die anderen Generale, Refior, ich und noch einige Stabsoffiziere wurden in einen anderen, grösseren Raum geführt. Dort war der Tisch gedeckt, und es wurde ganz schön aufgeföhren. Wir wunderten uns über diese Gastlichkeit. Auch anderen deutschen Offizieren, sogar SS-Angehörigen, ist das in diesen Tagen passiert. Wir waren erstaunt über diese konziliante Art der Sieger.

Wir wurden dann in ein benachbartes Haus geführt. Dort waren Liegestätten und Matratzen. Ich haute mich hin und schlief und schlief. Später erzählten mir Refior und Weidling, dass man mich mehrmals zu Vernehmungen holen wollte, ich hätte aber nicht reagiert. Ich war wohl ziemlich fertig. Letzten Endes kein Wunder, seit 16 Tagen ununterbrochen im Einsatz. Ich war nicht aus den Sachen herausgekommen, und die letzten Nächte waren psychisch die anstrengendsten gewesen. Weidling sagte später zu mir etwas vorwurfsvoll: «Weil Sie nicht wach zu kriegen waren, hat man mich immer wieder geholt.»

Am Abend des 2. Mai 1945 – es war schon dunkel – wurden wir unter starker Bewachung weitertransportiert. In irgendeinem Haus wurde Station gemacht. Und siehe da, man brachte uns wieder ein opulentes Mahl, serviert von strammen Mädchen in Seidenblusen. Es war – wie am Vormittag – ein sehr reichhaltiges Mahl. Zum Schluss gab es Torte, Konfekt und Alkohol. Refior sagte: «Die haben bei uns ganz schön geklaut.»

Kaum gegessen, es war jetzt Nacht, ging es wieder unter stärkster Bewachung weiter, vor und hinter uns Schützenpanzerwagen. Wir sassen in einem Lkw mit Plane, orientieren konnte man sich nicht. Wir landeten spät in der Nacht in einem kleinen behelfsmässigen Kriegsgefangenenlager, das von Stacheldraht eingezäunt war. Hier wurde es eng, und die Verpflegung wurde knapp, es gab nur Suppe und Brot. Ausser uns waren dort etwa 20 bis 30 Stabsoffiziere, im Hof und in einem kleinen Garten konnte man sich bewegen. Und wenn nicht dauernd Störungen gewesen wären, hätte man in den nun folgenden Tagen endlich mal ein paar Minuten gehabt, zu sich selbst zu finden.

Ich erinnere mich, dass einmal nach Refior und mir gerufen wurde, und zwar sehr nachdrücklich. Ich aber war gerade beim Waschen meiner Leibwäsche – es wurde höchste Zeit! Drei Wochen immer dasselbe an in Staub und Schweiss, da war ein Waschen der Unterwäsche dringend nötig. Ich war nicht angezogen, hatte höchstens eine kurze Hose an. Und das war gut so, denn die anderen, Weidling, Refior, usw. wurden in die Reichskanzlei gefahren und sollten angeblich im Führerbunker die Toten identifizieren. So sagte man es ihnen. Doch das war ein Vorwand. Sie wurden im Eiltempo zum Bunkerausgang geführt und dort beim Herauskommen gefilmt. Das war mit grösster Wahrscheinlichkeit am 6. Mai 1945. Die Aufnahmen wurden unter dem Titel veröffentlicht: «Und so holten wir die Nazi-Ratten aus ihren Schlupfwinkeln bei der Gefangennahme in Berlin!»

Mich liess man in diesen Tagen vom 3.5. bis 8.5. nicht in Ruhe. Man wollte von mir in erster Linie wissen, wie, wo und mit welchen Kräften wir die konzentrierten russischen Durchbruchsangriffe an der Oderfront besonders in und bei Seelow aufgehalten hätten.

Man stellte mir auch Fragen über den Kampf in und um Berlin, zum Beispiel: «Wie beurteilten Sie den Befehl Hitlers ‚Berlin ist bis zum Letzten zu Verteidigern?« oder «Wie waren die Auswirkungen des Kampfes auf die Zivilbevölkerung?»

Ich hatte in einer der ersten Vernehmungen gesagt: «Die militärischen Kräfte für eine Verteidigung Berlins waren vollkommen unzureichend. Wenn Hitler dennoch diese Verteidigung forderte, so war es ein Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung.»

Diese Aussage sollte ich wiederholen, wozu ich bereit war. Aber als ich bemerkte, dass man Aufnahmegeräte aufgebaut hatte, ja, da wurde mir bewusst, dass ich mit dem Wort «Verbrechen» auch Weidling und mich belastete und den Russen gegen uns Material lieferte; wir hatten ja Berlin noch eine Woche verteidigt. Ich formulierte vorsichtiger, indem ich darauf hinwies, dass Weidling erst zum Tode verurteilt worden war, dann aber zum Befehlshaber Berlins ernannt wurde und dann, um den Kampf abzukürzen, aus Berlin ausbrechen wollte. Und nachdem die Kapitulationsverhandlungen des General Krebs gescheitert waren, war es General Weidling, der den Kampf um Berlin einstellte und unsere Truppen aufforderte, die Waffen niederzulegen. Das Wort «Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung» hatte ich umgangen. Man war mit dieser – meiner – Aussage wohl nicht zufrieden, denn ich habe sie nie wieder gehört oder gelesen.

Zwischen dem 3.5. und 8.5.1945 traf ich Weidling mehrere Male im kleinen Hofgarten. Weidling sagte mir, dass er es für richtig und wichtig halte, aufzuschreiben, wie es zu diesem Endkampf in Berlin gekommen sei, gesehen aus seiner Sicht des letzten Befehlshabers von Berlin. (Erst im November 1961 ist sie in russischer Sprache in dem «Voенно-исторический журнал» veröffentlicht worden, unter dem Titel «Agonie der faschistischen Clique».) Weidling sagte auch noch, dass er mit mir in diesen letzten schweren Tagen gern zusammengearbeitet hätte, ich sei ihm in der schwierigsten Phase seines Lebens eine Stütze und Hilfe gewesen.

Es war der Morgen des 9.5.1945, wir hatten unsere dünne Suppe bekommen, da kam wieder der etwas Deutsch sprechende russische Major eilig an und rief nach Refior, Herrmann und mir. Ich verstand: «Transport

in ein Kriegsgefangenenlager mit allen Sachen!» Nun kam für mich die erste Filzung. Wohl hatte ich gehört, dass anderen Uhren, Wertsachen, Ringe, Nagelscheren, alles Metallische abgenommen worden war, aber bei unserer Gruppe war das bisher nicht der Fall gewesen. Man hatte sich an die Zusicherungen gehalten und unser Privatgepäck unberührt gelassen. Mein Rucksack wurde nur durchwühlt.

Wir wurden mit den Generalen auf einen Lkw verladen und unter starker Bewachung fortgefahren. Man konnte sich nicht orientieren, der Wagen war wieder mit einer Plane allseitig verschlossen. Ich hatte die Orientierung verloren, obwohl mir der Raum um Berlin bekannt war. Wir wurden im fast freien Gelände ausgeladen, das einmal der Flughafen Strausberg gewesen war. Dort standen wir. Es war zwar frisch, aber sonniges Maiwetter. Aus einem anderen Lkw stiegen SS-Offiziere wie Mohnke, Günsche u.a. aus.

Die Russen, alle in guten, neuen Uniformen, waren nicht feindlich gegen uns. Die Ausrüstung, die Jeeps, die Lkw, die Flugzeuge – alles sah nach USA aus.

Ich stand neben Weidling. Er brachte noch einmal, wie schon in den Vortagen, zum Ausdruck, dass er gern mit mir zusammengearbeitet hätte und ich ihm in dieser Katastrophe eine grosse Hilfe gewesen wäre. Und dann sagte er: «Nun müssen wir den schwersten Gang, den Gang in die Gefangenschaft, antreten, hoffentlich bleiben wir zusammen.»

Und dann mit einem Blick auf das Bild vor uns: «Das sind die Sieger. Sie haben die Macht! Das Licht kommt von Osten! Was werden sie tun? Wenn sie die Lage ausnutzen wollen, dann brauchen sie uns (Deutschland), was von Vorteil sein kann!»

Die erste Behandlung, die wir erfuhren, sah ja so aus, als ob sie uns brauchten. Ich sage das hier, weil ich annahm, dass Weidling mit dieser Einstellung den Weg nach Moskau antrat. (In der Gefangenschaft hat Weidling seine Meinung geändert.)

Das Flugzeug, eine Douglas, stand startbereit. Wir mussten einsteigen. In Summe waren wir etwa zehn bis zwölf Offiziere, ein Gefreiter, zwei russische Offiziere und zwei Bewacher mit Maschinenpistolen. Im Flug-

zeug sassen wir auf den Seitenbänken, neben mir der Gefreite. Zunächst war beim Abflug meine Aufmerksamkeit auf den Boden gerichtet. Wie sah das zerstörte Berlin aus! Das erste Mal, dass ich das aus der Luft sah. Das Bild war erschütternd. Unser Kampfgebiet an der Oder war nur ungenau zu erkennen, wir waren schon zu hoch.

Ich fragte den verängstigsten Gefreiten neben mir: «Wie kommen Sie denn hierher? Sind Sie Politiker?»

Er: «Nein, ich weiss nicht, was die von mir wollen. Ich bin als Volksturmmanng eingezogen worden, kam nördlich von Berlin in Gefangenschaft, das war die polnische Armee. Die haben mich in die graue Uniform gesteckt und an die Russen überwiesen.»

Dieser Mann war zwischen 50 und 60 Jahren, war Zigarrenhändler in Potsdam und hiess Trumann. Seit 12.4.45 hiess der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Truman. Die Polen stutzten wohl bei dem Namen und vermuteten einen Verwandten des Präsidenten!

Nach etwa fünf Stunden Flug setzte die Maschine zur Landung an, und wir sahen unter uns eine Riesenfläche von Häusern. Es war Moskau.

Die Butyrka

Bis wir in eine Art «grüne Minna» verfrachtet und am Zielort angekommen waren, dämmerte es. Wir sahen von Moskau sehr wenig, jedoch an die sehr breiten Strassen erinnere ich mich.

Nach kurzer Fahrt hielten wir vor einem riesigen Gebäudekomplex. Wie von Geisterhand betrieben, öffnete sich ein mächtiges Eisentor. Anders – fast freundlich – war der Eindruck von dem Vorraum. Es war eine Art Empfangshalle, in die wir geführt wurden. Die Wände halbhoch gekachelt, der Fussboden aus bunten Steinplatten. Und hinter einer Theke standen Uniformierte. An der Wand waren grosse Schlüsselbretter – wie in einem Hotel –, nur die Schlüssel sahen aus wie aus dem Mittelalter.

Unsere Namen wurden aufgerufen, man verstand kaum, was gemeint war. Ein Dolmetscher war nicht da. Wir wurden dann in einen schmalen Raum gedrängt, der auch an den Wänden gekachelt war. Längs der Wände waren Bänke. Hinter uns wurde die stabile Tür geschlossen und von aussen verriegelt. Das Fenster war vergittert. Das sah nun doch nach Gefängnis aus. Da sassen wir Stunden. Aber wir waren unter uns und konnten miteinander sprechen. Im Flugzeug war der Lärm, das Motorgereäusch, zu stark gewesen, auch hatten wir unsere Bewacher jetzt nicht mehr im gleichen Raum.

Der SS-Brigadeführer Mohnke legte gleich los: «Ich habe ja gleich gesagt, die Kerle legen uns alle um.» Und dann zu mir: «Sie mit Ihren Verhandlungen! Warum haben Sie mich nicht orientiert?»

Nun, ich brauchte ihn nur daran zu erinnern, dass keine Verbindung mehr zwischen der Reichskanzlei und dem Bendlerblock bestanden hatte und dass er mit seiner «Reichskanzleigruppe» am 1. Mai um 23 Uhr aufbrach, ich aber erst am 2. Mai gegen 1 Uhr nachts als Parlamentär im Auftrag des General Weidling zu den erneuten Verhandlungen aufgebrochen sei. Das war zwei Stunden nach seinem Start zum Ausbruch.

Irgendwann gab es eine Suppe. Einige Fett- und Fischaugen schwammen auf der Suppe und sahen uns traurig an. Aber wenn man nichts im Magen hat, so wie ich, dann zwingt man sich und ist nicht wählerisch.

Es war wohl ein Tag nach unserer Ankunft in der gekachelten Zelle, da wurden wir zu zweit namentlich aufgerufen und aus der Zelle geführt. Weidling und ich wieder zusammen. Mit Gepäck, so hiess es. Man führte uns in einen grösseren Raum, der war durch Lampen gut ausgeleuchtet. In diesem Raum stand in der Mitte ein grosser Tisch, um den herum einige uniformierte Russen und einige in langen weissen Mänteln sassen. Letztere sahen wie Ärzte und Sanitätspersonal aus.

«Ausziehen!»

Ich dachte, Oberkörper genügt, nein: «Ganz!» Da sah ich, dass die Uniformierten meine Sachen aus dem Rucksack auf den Tisch ausschütteten und von der Jacke und der Hose alle Taschen umdrehten. Jetzt hörte ich Weidling protestieren, und er rief mir zu: «Dufving, was ist das? Was wollen sie? Unerhört!»

Da sah ich, dass der eine Durchsucher Fotos von meiner Frau und den Kindern sich ansah und wegnehmen wollte. Das ging mir zu weit. Ich wollte die Fotos, die in einem Klapprahmen steckten, wiederhaben. Da sah mich der Kerl freundlich an und gab mir den leeren Rahmen wieder!

Nach dieser für uns merkwürdigen «Amtshandlung» wurden wir wieder in eine Kammer geführt. Dort sassen schon die anderen auf dem Boden. Ihnen war es genauso ergangen wie uns. Man brachte uns jetzt Matratzen, die waren dünn wie Bodenmatten.

Später wurden wir in kleinen Gruppen, zwei bis vier Mann, aufgerufen. Refior, Herrmann, Witowsky und ich wurden durch lange Korridore ge-

führt. Wir landeten in einer dunklen, unfreundlichen Zelle – nichts war darin. Es dauerte nicht lange, dann brachte man uns eiserne Bettgestelle, Matratzen, Decken, Kissengebilde, Schüsseln, Becher, Holzlöffel usw., wir wurden allmählich komplett. Sogar ein Fünfter, es war «Mister Trumann», wurde in unsere Zelle hineingeschoben. Nun wurde es eng, denn Höchstbelegung für so eine Zelle waren vier Mann.

So allmählich dämmerte es uns, dass wir in einem richtigen russischen Staatsgefängnis waren, und nicht als Kriegsgefangene der Roten Armee, sondern als Gefangene des NKWD.

WILLI ROGMANN

Im Endkampf um Berlin im April/Mai 1945

Ich bin 1923 in einem Dorf bei Helmstedt geboren. Nach dem Schulbesuch habe ich bei meinem Grossvater, der Bauunternehmer war, eine Maurerlehre durchgemacht, die ich im Alter von 17 Jahren beendete. Nun wollte ich eine Baufachschule besuchen, um später das Baugeschäft meines Grossvaters zu führen.

Ein Jahr zuvor hatte jedoch der Zweite Weltkrieg begonnen. Ich musste damit rechnen, vor Beendigung meines Studiums eingezogen zu werden. So rieten mir mein Grossvater und auch meine Eltern, zuvor erst meinen Militärdienst hinter mich zu bringen, und dies bei der Polizei.

Da die Polizei gerade Freiwillige suchte, meldete ich mich. Von 400 Freiwilligen wurden nur 80 genommen, denn wir wurden sehr gründlich von mehreren Ärzten auf unsere Gesundheit untersucht. Auch ich war bei den Angenommenen. Kurz danach bekam ich jedoch die Einberufung zur SS-Verfügungstruppe.

Was wir nicht bedacht hatten, war, dass Himmler Chef der Polizei und gleichzeitig der SS war. Ich konnte nichts dagegen machen und kam zur Ausbildung nach Graz, der Hauptstadt der Steiermark. Hier lag das Ersatzbataillon der Standarte «Der Führer», die dann später zur Division «Das Reich» der Waffen-SS gehörte.

Nach dreimonatiger Ausbildung mussten wir antreten, es wurden Freiwillige für die Leibstandarte, die im Polen- und Frankreichfeldzug schwere Verluste erlitten hatte, gesucht. Da sich jedoch kein Freiwilliger meldete

- alle waren durch diese hohen Verluste geschockt -, wurden die Grössten von uns ausgesucht und dorthin geschickt. Ich war mit meiner Grösse von 1,78 m dabei. Damit war ich bei der Leibstandarte allerdings der Kleinste in der Kompanie.

Bei der Leibstandarte blieb ich vier Jahre in derselben Kompanie und machte alle Kämpfe, erst in Griechenland und dann in der Sowjetunion, mit. Dabei wurde ich siebenmal verwundet und kehrte nach Genesung immer wieder zu meiner Kompanie zurück.

Ich bekam eine ganze Reihe von Orden, wie das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse, das Deutsche Kreuz in Gold und die Goldene Nahkampfspange für 68 Nahkampftage, an denen ich näher als 30 Meter am Feind gestanden hatte.

Bei der Invasion in Nordfrankreich wurde ich das achte Mal verwundet, und man liess mich wegen eines Führerbefehls, den Hitler über die Träger der Goldenen Nahkampfspange erlassen hatte, von der Genesenenkompanie, die in Spreenhagen bei Berlin beim Ersatzbataillon lag, nicht wieder zur Fronttruppe zurück.

Ich wurde zum Wachbataillon nach Berlin versetzt und musste in der Reichskanzlei den Wachzug, der die Innenwache bildete, übernehmen.

Ich war inzwischen Oberscharführer (Feldwebel) und hatte - wegen des Mangels an Offizieren - in den Einsätzen in der Sowjetunion schon teilweise monatelang meine Kompanie führen müssen. So war mir der Einsatz als Zugführer nichts Neues. Anfang April 1945 wurde der Dienst meines Zuges überflüssig, weil der SD (Sicherheitsdienst) diese Aufgabe übernahm. Von meinem Bataillonskommandeur bekam ich nun verschiedene Aufgaben wie die Abfuhr eines Spritlagers von der Elbe und Beschaffung von Lebensmitteln, die in Kähnen auf der Elbe lagerten. Letzteres bereits unter amerikanischem Beschuss, denn die US-Amerikaner waren schon bis zur Elbe vorgerückt.

Hitlers letzter Geburtstag

Am 16. April 1945 setzten die Sowjets zum letzten Sturm auf Berlin an. Aber der Dienst in unserer Kaserne, den ich selbst nicht mitmachte, ging

weiter, als wenn nichts wäre. Bei unserem Ersatz- und Ausbildungsbataillon in Spreenhagen war dies allerdings anders.

Ein Teil dieser zwölf Kompanien starken Einheit war schon vorher nach Osten in Marsch gesetzt worden und kämpfte als Grenadier-Regiment «Falke» in der sogenannten Frankfurter Gruppierung. Der Rest der Einheit, vier Kompanien, marschierte nach Berlin und wurde im Rahmen der «Kampfgruppe Mohnke» als II. Bataillon unter Hauptsturmführer (Hauptmann) Schäfer des Grenadier-Regiments «Anhalt» unter Standartenführer (Oberst) Günther Anhalt zur Verteidigung des Regierungsviertels eingesetzt.

Es kam der 20. April heran. An diesem Vormittag wurde noch einmal eine Parade zu Hitlers Geburtstag angesetzt, an der ich teilnehmen musste. So marschierte ich im ersten Glied der 1. Wachkompanie an Brigadeführer (Generalmajor) Mohnke und seinem Stab vorbei.

Gegen 12 Uhr heulten die Sirenen «Panzeralarm».

Marschall Konew, der mit der 1. Ukrainischen Front an Berlin vorbeistossen sollte, hatte bei der 9. Armee unter General Busse weniger Widerstand gefunden als Marschall Shukow an den Seelower Höhen.

Er entschloss sich, einen Teil seiner Truppen auf Berlin einzudrehen, und fand, da von Süden kein Angriff erwartet wurde, nur geringen Widerstand.

Erst jetzt musste das Wachbataillon antreten und wurde vom Adjutanten des Bataillons als Kampfeinheit eingeteilt. Nun stellte sich heraus, dass ein Teil der Offiziere nicht genügend Fronterfahrung hatte, um Kampfeinheiten führen zu können. Bemühungen des Führers der 1. Wachkompanie, mich aufgrund meiner Kampferfahrung als eine Art Berater bei sich zu halten, scheiterten. Vielmehr wurde ich als Führer eines neu aufzustellenden Granatwerferzuges eingeteilt.

Ich bekam dafür - einschliesslich dreier Unterführer - 42 Mann und sechs 8-cm-Granatwerfer mit Munition. Am 22. April wurden wir mit der Strassenbahn bis in die Nähe der Reichskanzlei gefahren. Hier sollten wir in den Kellerräumen, erst mal als Reserve des Regiments Anhalt verblei-

ben. Vom Adjutanten des Bataillons Schäfer, Obersturmführer (Oberleutnant) August Krönke, wurde ich in die Stellung des Bataillons eingewiesen. Diese führte vom linken Flügel am Belle-Alliance-Platz, am Landwehrkanal entlang durch den Tiergarten, an der Spree entlang bis zum Reichstag. Hier schloss sich das I. Bataillon unter Hauptsturmführer (Hauptmann) Mrugalla unserem Regiment an. Im Tiergarten und im Zoo-bunker lagen noch einige Truppen vor dem Bataillon. Diese Stellungen waren so weit auseinandergezogen, dass ich nur annehmen kann, dass sich die eigenen Truppen, die noch vor uns lagen, im Bedarfsfall auf unsere Linie zurückziehen sollten.

Dies ist jedoch nicht geschehen, und unsere weit auseinandergezogenen Kompanien mussten die Stellung – bis auf den Tiergarten – später allein verteidigen.

Am Alexanderplatz / Jannowitzbrücke

Mein Zug wurde jedoch ganz anders eingesetzt. In der Nacht vom 23. zum 24. April wurden wir zu unserem 1. Bataillon zum Polizeipräsidium auf den Alexanderplatz befohlen. Im Präsidium lag der Bataillonsgefechtsstand. Wir sind in der Nacht zu Fuss dort hinmarschiert.

Es stellte sich heraus, dass General Mummert, der von General Weidling, der zum Kampfkommandanten von Berlin ernannt worden war und dessen LVI. Panzerkorps übernommen hatte, eigenmächtig – denn das Bataillon unterstand ihm gar nicht, sondern General Mohnke – diese Soldaten herausgezogen hatte, um sie als Einsatzreserve für den Kampf um den Schlesischen Bahnhof zu benutzen.

Ich liess meinen Zug im Präsidium liegen und ging mit meinem Zugtrupp in der Dunkelheit zum Kommandeur vor. Eine für den Granatwerferzug befohlene Erkundung lehnte ich ab. Ich machte Hauptsturmführer Mrugalla klar, dass ich mit meinem Zugtrupp allein dieses Unternehmen durchführen musste.

Es ging darum, zu erkunden, wie weit die Sowjets bereits vorgestossen waren. Wir trafen dann auf zwei Stalinpanzer, die wir mit Panzerfäusten bekämpften.

Nach unserer Rückkehr zum Präsidium meldete ich dies dem Kommandeur. Da sich inzwischen herausgestellt hatte, dass der Hauptstoss der Russen nicht auf den Alexanderplatz, sondern auf den Schlesischen Bahnhof ziehe – der Russe wollte hier schwere Belagerungsartillerie reinziehen –, hatte Mrugalla von General Mummert einen neuen Befehl erhalten, nämlich, sich mit seinem Bataillon an der Verteidigung des Bahnhofs zu beteiligen.

Er gab mir den Befehl, mit meinen Granatwerfern in Stellung zu gehen und das Bataillon mit meinem Feuer zu unterstützen. Wo dies sein müsste, wüsste ich wohl besser als er. Eine Kompanie Volkssturm, ca. 80 Mann, die sich wegen ihrer schlechten Bewaffnung – sie hatten nur italienische und französische Beutegewehre mit sehr wenig Munition – nicht für einen Kampfeinsatz eigneten, teilte er mir als Munitionsträger zu.

Die Granatwerfermunition musste aus der Reichskanzlei herangetragen werden. Diese hatte man mit Munition und Verpflegung bis an die Kellerdecken vollgestopft. Meine Männer hatten, solange wir uns in der Reichskanzlei aufhielten, geholfen, die eintreffenden Fahrzeuge abzuladen und das Material zu verstauen. Dies war nötig gewesen, da niemand daran dachte, uns in seine Verpflegungsliste aufzunehmen. So stahlen sie beim Abladen kurzerhand unsere Verpflegung.

Zwei HJ-Führer, die mich bereits vor meiner Erkundung angesprochen hatten, sie und ca. 50 Hitlerjungen, die unter ihrem Kommando standen, bei mir mit einzusetzen – ich hatte sie aber bis zu meiner Rückkehr ins Polizeipräsidium zurückgeschickt –, baten mich nun wieder um ihren Einsatz. Da ich dringend vor meinen Werfern Infanterieschutz brauchte, denn ich wollte so weit als möglich meine Werferstellung in Feindnähe vorlegen, und da Mrugalla gar nicht daran dachte, eine Infanteriestellung aufzubauen, sondern sein Bataillon stosstruppartig einsetzte, war ich auf diese Hilfe unbedingt angewiesen. So sagte ich schweren Herzens zu. Ich

hatte den Jungs vorher gesagt, sie sollten doch lieber nach Hause gehen und ihren Müttern im Haushalt helfen, womit ich sie schwer beleidigt hatte. Diese Jungs waren zwölf bis 15 Jahre alt und bestens mit neuen Maschinenkarabinern und reichlich Munition ausgestattet. Weiss der Teufel, woher sie dies alles hatten. Meine diesbezüglichen Fragen blieben unbeantwortet. Sie machten mir auch klar, wenn ich sie nicht nähme, würden sie es sowieso bei einer anderen Einheit versuchen, wo man nicht so viel Skrupel hätte wie ich.

So ging ich also mit meinem Zugtrupp, dem Kompanieführer des Volkssturms, mit zwei Meldern und den beiden HJ-Führern vor, um mir eine geeignete Stellung für meine Werfer zu suchen, die Schutz bot und nahe genug am Feind war. Wir gingen längs der S-Bahnlinie in Richtung Schlesischer Bahnhof.

Hinter dem S-Bahnhof Jannowitzbrücke wurde der Bahndamm, er war aus Sandsteinquadern ca. zehn Meter hoch aufgemauert, fast senkrecht. Ein Stück hinter dem Bahnhof in Richtung Schlesischer Bahnhof fand ich die Stellung, die ich suchte. Der massive Bahndamm war ein Hohlkörper. Es waren hier eine Art Kasematten eingebaut, und eine Betontreppe führte nach unten in den Bahnkörper hinein. Der steile Bahnkörper würde gegen feindliche Artillerie Schutz bieten. Nur Granatwerfer und Stalinorgeln würden uns hier etwas anhaben können. Aber davon hatten die Sowjets ebenfalls genug.

Ich liess nun meinen Zug heranholen und gab einem meiner Unterführer Befehl, die sechs Werfer so dicht als möglich am Bahndamm einzubauen. Der Volkssturm wusste nun, wo wir sein würden, und zog ab, um Munition zu holen.

Mit den beiden HJ-Führern, einem meiner Unterführer, der als VB (Vorgeschobener Beobachter) dienen sollte, und dem Fernsprechrupp ging ich weiter vor. Ich suchte und fand in vor uns liegenden Häuserruinen eine geeignete Stellung für die Hitlerjungen. Wie sich später herausstellte, war sie leider bei Weitem nicht so gut, wie ich dachte.

Jetzt bauten sich nun auch die Jungs in den Ruinen ein. Ein paar Freiwillige gingen mit dem VB weiter vor, der von einem hohen Haus aus gute

Sicht auf den Schlesischen Bahnhof hatte. Die Fernsprecher zogen ihre Strippe, und die Verbindung zum VB war hergestellt.

Der Volkssturm brachte dann die erste Ladung Wurfgranaten, ca. 500 Stück, die sofort in die Kasematten gebracht wurden. Etwa 150 Granaten hatten wir selbst bei uns und lagerten sie schussbereit an den Werfern.

Dann meldete sich der VB: Es ist so weit, sowjetische Infanterie drückt in grossen Massen auf den Schlesischen Bahnhof. Wir schossen uns ein, danach folgte Vernichtungsfeuer. Ab und zu gab der VB Korrekturen durch.

Dann waren die «Volksstürmer» mit einer zweiten Ladung wieder da. Als sie sahen, was bei uns los war, machten sie sich, nachdem sie ihre Ladung abgesetzt hatten, sofort wieder auf den Weg.

Als der VB keine Ziele mehr hatte – die Sowjets waren auseinandergedrungen –, liess ich das Feuer einstellen. Meine Männer wollten nun erst mal eine Zigarettenpause machen. Ich schickte sie dazu in die Kasematten in Deckung. Ich selbst blieb mit einem meiner Unterführer bei den Werfern stehen.

Da hörte ich in der Ferne eine Unmenge Artillerieabschüsse, die nach meiner Meinung nur uns gelten konnten. So schnell wie möglich zog ich einen Werfer bis direkt an den Bahnkörper, mein Unterführer tat es mir nach. Dann heulte es schon heran. Wir hechteten die Treppe herunter in die Kasematten. Es war keine Sekunde zu früh. Dann schlug es auch schon ein. Ein Trommelfeuer aus zig Rohren ging als Flächenbombardement auf unsere Gegend nieder. Die Sowjets hatten uns wohl nicht genau ausmachen können, da sie aber über genügend Artillerie und Werfer sowie Munition verfügten, eine grossräumige Fläche mit ihrem Feuer belegt.

Wie lange dieses Vernichtungsfeuer gedauert hat, kann ich nicht sagen. Es ging jedes Gefühl für Zeit verloren. Als es vorbei war und wir wieder ins Freie konnten, hatte sich der Himmel vor Staub verdunkelt. Ein scheusslicher Geruch von den krepiereten Granaten lag in der Luft. Nun stellte sich heraus, dass von meinen sechs Werfern nur noch zwei Werfer intakt waren. Die restlichen Werfer waren nur noch Schrott. Teilweise wa-

ren sie von Steinmassen, die vom massiven Bahndamm herabgefallen waren, zerstört, teilweise wohl auch von einschlagenden Werfergranaten.

Die Verbindung zum VB stand natürlich auch nicht mehr. Die Leitung hatte es an unzähligen Stellen zerschlagen.

So liess ich die zwei unzerstörten Werfer neu aufstellen und grob einrichten. Ich wollte nicht hierbleiben, sondern Stellungswechsel zurück über die hinter uns fliessende Spree machen. Eine unzerstörte Brücke lag ja direkt hinter uns.

Da ich nicht vorhatte, die Munition zurückzuschleppen – der Volkssturm, der uns dabei hätte helfen können, war nicht in Sichtweite –, liess ich sie bis auf das, was wir tragen konnten, blind verschiessen.

Zum VB schickte ich einen Melder vor, der ihn, falls er noch lebte, zurückholen sollte. Ich selbst ging mit meinem Zugtruppführer zu meinen Jungs vor, um nach ihnen zu sehen und sie, soweit sie dieses Feuer überstanden hatten, ebenfalls zurückzuholen. Wie mochte es ihnen wohl ergangen sein?

In der Stellung angekommen, bot sich mir ein Bild, das mich erschütterte. Hier stand kein Stein mehr auf dem anderen. Alles war mehrmals von Granaten umgewühlt. Es lebte niemand mehr, die Jungs waren buchstäblich in kleine Teile zerrissen. Ich gestehe, mir kamen die Tränen. Selbstvorwürfe erschütterten mich, dass ich überhaupt auf ihre Bitten eingegangen war und sie nicht abgewiesen hatte. Meine Selbstvorwürfe kamen leider zu spät, so wie sie geglaubt hatten, zu spät zu kommen, um für ihr Vaterland noch etwas tun zu können.

Sie waren zu Fanatismus erzogen und glaubten, anders als meine Männer und ich, immer noch an einen Sieg.

Jetzt kam auch der VB mit den vier Freiwilligen der HJ zurück. Über sie war der Feuersturm hinweggegangen. Ja, auch sie weinten heftig, als sie sahen, was mit ihren Kameraden geschehen war. Als ich nun hoffte, dass wenigstens sie jetzt passen würden, sagten sie mir weinend: «Oscha, das macht uns nur noch härter. Wir wollen bis zum bitteren Ende bei Ihnen bleiben.»

Als wir dann zurückkamen, waren meine Männer bereits über die Spree zurückgegangen. Die Brücke war, wie ich jetzt feststellte, nicht bewacht und auch nicht zur Sprengung vorbereitet.

Meine beiden übrig gebliebenen Werfer waren ein Stückchen hinter der Brücke hinter einem riesigen, fast unzerstörten Gebäude in Stellung gegangen.

Ahnungslos hatten wir uns aber hier hinter einem riesigen Pulverfass eingebaut. Als ich die Kellerräume untersuchte, ob sie sich als Deckung bei einem erneuten Feuerüberfall eigneten, standen mir buchstäblich die Haare zu Berge, als ich sah, was hier untergebracht war.

Hier lagerte eine Unmasse von Raketen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Dies alles völlig unbewacht.

Der VB hatte sich inzwischen auf dem Dach des hohen Gebäudes eingerichtet, von dem er eine gute Übersicht über den Bahndamm auf den Schlesischen Bahnhof hatte. Ihn wieder vorzuschicken, brachte ich nach dem soeben erlebten Fiasko nicht übers Herz.

Die Werfer liess ich schleunigst wieder seitlich in eine neue Stellung gehen. Nur fort aus dieser gefährlichen Nachbarschaft. Der VB blieb allerdings auf dem Dach.

Hinter der Brücke liess ich einen dünnen Schützenschleier bilden. Durch die fehlenden Werfer waren ja Kameraden dafür frei. Wir besaßen ein MG 42, das sich ebenfalls in die Linie einreihete.

Ich ging wieder in die Kellerräume und sah mir die dort lagernden Raketen genauer an. Sie waren natürlich nicht scharf. Sie steckten in Holzverschlagen, und mir dämmerte, dass diese wohl auch gleichzeitig als Abschussvorrichtung dienten. In einer Ecke lagerten in Kisten mit Holzwolle Gegenstände, die wohl Zünder und sonstige Sachen waren, um die Raketen scharf zu machen. Aber davon hatten meine Männer und ich nicht die geringste Ahnung.

Als ich wieder im Freien war, lief mir ein Mann über den Weg, der mir wegen seiner Uniform wie ein Wehrmachtsbeamter vorkam.

Ich sprach ihn an, wer und was er denn wäre. Da gab er sich als Feuerwerker zu erkennen. Was er für eine Funktion hier hatte, wollte er mir nicht sagen. Ich nahm ihn mit in die Kellerräume runter und fragte ihn, ob er sich mit diesen Raketen auskenne. Er hatte eine solide Ausbildung, dazu gehöre auch alles Neue, was in der Waffentechnik herauskam. Natürlich kenne er sich auch mit diesen Raketen aus.

Da forderte ich ihn auf, mir zu helfen, diese «Dinger» in Stellung zu bringen und wenn nötig auch abzufeuern. Dies verweigerte er.

Dann sollte er mich zumindest mit diesen «Apparaten» vertraut machen, forderte ich ihn auf. «Und wenn Sie mir dann noch geholfen haben, die Brücke abzusichern, können Sie meinetwegen gehen, wohin Sie wollen.» Zur Sprengung der Brücke hatte er keinen Befehl, und den konnte ihm nur Oberst Lohbeck geben, war seine Antwort. Ich erklärte ihm, er hätte mich falsch verstanden, ich wollte die Brücke nicht gesprengt haben, sondern nur abgesichert. Wir möchten nämlich nicht von sowjetischen Panzern, die zurzeit ohne Behinderung die Brücke passieren könnten, überrollt werden.

Da wurde er zugänglicher. Ich holte meine Kameraden heran, und wir schleppten zwei der Raketen bis mitten auf die Brücke. Natürlich war dies nicht fachmännisch, aber ich hatte gesehen, dass an der Potsdamer Brücke zwei Luftminen auch nur links und rechts dran baumelten, und das hatten Pioniere gemacht. Eine vorschriftsmässige Verminung war ja auch nicht meine Aufgabe. Ich wusste auch nicht, was unsere Führung vorhatte.

Unter dem Schutz meiner Kameraden baute der Feuerwerker mir nun eine Fernzündung ein. Dann werkelte er lange an Sperren, die sie gegen Aufheben absicherten.

Anschliessend nahm ich noch meine Unterführer dazu und liess mir von ihm genau erklären, wie die Raketen scharf gemacht wurden und wie man sie abschooss. Der Feuerwerker gab uns auch noch die dazu nötigen Batterien, die er wie selbstverständlich aus einem Versteck in einer Ecke holte, denn damit wurden sie gezündet.

Danach liess ich ihn gehen, da ich ihn nicht zu Sachen zwingen wollte, die gegen sein Gewissen verstossen hätten. Nun holten wir eine Rakete heraus und machten sie zum Abschuss fertig, denn ich wollte damit einen Probeschuss auf den Schlesischen Bahnhof abgeben. Der VB kletterte zur Beobachtung wieder auf das hohe Dach, und ich zündete die Rakete, während meine Kameraden in Deckung gingen, denn es wusste ja niemand, ob das funktionieren würde. Jaulend zog das Geschoss ab und schlug in unserem alten Zielgebiet ein, wie der VB von seiner hohen Warte aus mel-

dete. Die Staubwolke konnten wir sogar vom Erdboden aus wahrnehmen. Die Sache funktionierte also. Damit liess ich es bewenden, denn ich wollte nicht ohne Not das feindliche Feuer auf uns ziehen.

Wir hatten ja die Feuerkraft des Gegners zur Genüge kennengelernt. Was die Brücke betrifft, hätte ich allerdings, das gebe ich zu, keine Sekunde gezögert, sie in die Luft zu jagen, wenn uns unmittelbare Gefahr drohte. Uns von sowjetischen Panzern überrollen zu lassen, so weit ging meine Humanität nicht.

Jetzt kamen meine Jungs auf die Idee, noch mal vorzugehen, um ihre toten Kameraden zu bergen und zu bestatten. Ein paar mitleidige «Volksstürmer», die jetzt auch wieder da waren, begleiteten sie. Den MG-Trupp schickte ich zur Absicherung mit. Ich selbst beteiligte mich entgegen meiner sonstigen Mentalität erst gar nicht an diesem Unternehmen, ich wusste, was dabei herauskommen würde.

Wo sollte man in dieser Trümmerwüste wohl Erde herbekommen, um die Leichenteile zu bestatten?

So kamen sie auch unverrichteter Dinge zurück. Nur einige Ausweise hatten sie von diesen gefallen Kindern noch bergen können. Die «Volksstürmer», die meist wohl ungedient waren, hatten so etwas noch nie gesehen und teilweise einen Schock erlitten. Die Jungs, man sollte es kaum glauben, waren da härter verpackt.

Um den Volkssturm hier loszuwerden, sagte ich dem Kompanieführer, sie sollten in der Reichskanzlei auf Abruf warten und nur einen Melder zurücklassen. So geschah es dann auch. Sie hier mit ihren komischen Gewehren und wenig Munition als Infanteristen einsetzen, nein, das wollte ich nicht.

Da es mir auch später gelang, sie vor einem Kampfeinsatz zu bewahren, werden die meisten von ihnen wohl den Krieg überlebt haben. Ich kann auch nicht bestätigen, dass die Parteihierarchie mir irgendwie in den Einsatz dieser Männer hineingeredet hat, das hätte ich mir auch grob verbeten.

Nachdem der Volkssturm weg war, liess ich eine ganze Reihe der Raketen rausschleppen und zum Abschuss fertig machen. Allerdings war es wie eine Eingabe, dass ich sie auf die jenseits der Spree verlaufende Uferstrasse ausrichtete. Da die Raketen nur 150 Meter vor uns einschlugen

würden, liess ich mit den zerschossenen Resten unserer Fernsprechleitung die Zündkabel verlängern, nahm auch den Schützenschleier in Deckung zurück. Wir legten uns auf die Lauer und warteten.

Im Moment war alles ruhig. Vom Gelände des Schlesischen Bahnhofs allerdings war ein gewaltiger Feuerlärm zu hören. Es blitzte und donnerte wie bei einem schweren Gewitter.

Es wunderte mich schon, dass von Mrugalla kein Melder kam, der mir neue Befehle brachte. Hatte man doch vorher nach schweren Waffen geschrien und uns jetzt anscheinend völlig vergessen. Sie waren wohl inzwischen vom Bahnhof zurückgedrängt worden. Wie ich später erfuhr, war auch Mrugalla inzwischen verwundet, blieb aber als tapferer Soldat bei der Truppe.

Wir mussten ziemlich lange warten, ehe wir wieder zum Schuss kamen. Gegen Abend, es dämmerte schon, bogen ein gutes Dutzend Russenpanzer in die Uferstrasse ein und drückten in Richtung Alexanderplatz. Das war der Augenblick, den wir erwartet hatten. Ahnungslos, denn sie bekamen ja von keiner Seite Feuer, rollten sie langsam in die Falle rein.

Als ich glaubte, sie hätten die richtige Position, zündete ich die Raketen. Jaulend stürzten sie auf ihr Ziel herunter. Es gab ein furchtbares Fiasko, als die Raketen einschlugen. Die Splitter fetzten teilweise bis über die Spree herüber. Einige Panzer müssen Volltreffer bekommen haben, denn sie platzten wie Seifenkartons auseinander. Das vergrösserte die Wirkung noch, einer von ihnen kippte in die Spree. Gurgelnd schloss sich das Wasser über ihm.

Einige, die in der Nähe der auseinanderfliegenden Panzer fuhren, kippten einfach um oder wurden wie Spielzeug gegen die massive S-Bahn-Böschung geschoben. Abbekommen hatten sie alle etwas. Einige Panzermänner booteten aus und versuchten, humpelnd und kriechend aus dem Schussfeld zu kommen.

Wir liessen sie entkommen, sollten sie nur berichten, wie es ihnen ergangen war.

Eine direkt unheimliche Stille trat jetzt ein. Wir verzogen uns schleunigst in feste Kellerräume, denn ich befürchtete, dass nun ein neues Don-

nerwetter auf uns runtergehen würde. Aber es blieb still. Das konnte ich mir nur so erklären, dass die feindlichen Artilleriebeobachter nicht recht registrieren konnten, wo das Feuer eigentlich hergekommen war. Auf die Frechheit, dass wir auf so kurze Entfernung schossen, kamen sie wohl nicht.

Als wir dann später merkten, wir sollten nicht abgestraft werden, schleppten wir wieder Raketen raus. Stellten sie aber ein Stück abseits auf und richteten sie diesmal wieder auf den Schlesischen Bahnhof. Hier waren keine deutschen Truppen mehr im Bahnhofsbereich, und man konnte jetzt dort hinschiessen, wo man wollte, man würde keine Eigenen treffen. Aber wieder hütete ich mich, sie jetzt abzuschliessen. Es war ja dunkel geworden, und der Feuerschein beim Abschuss würde weithin zu sehen sein.

Wie man in der Reichskanzlei erfuhr, dass ich hier eine Raketenabschussstation errichtet hatte, weiss ich nicht genau. Da könnte ich nur Vermutungen anstellen. Auf jeden Fall wusste man davon. Und da der Potsdamer Platz näher an der Reichskanzlei lag als meine jetzige Stellung, und da das Hemd näher ist als der Rock, kam man nun auf die Idee, uns dort einzusetzen.

Ich war sehr verwundert, als nachts plötzlich eine Lkw-Kolonne anrückte und der begleitende SS-Leutnant Triebel mir den Befehl überbrachte, die Lkws mit Raketen zu beladen und dann zum Potsdamer Platz abzurücken. Unsere in der Reichskanzlei auf Abruf wartenden «Volksstürmer» hatten sie gleich zur Verladung mitgebracht.

Man hatte damit auch eine prima neue Propaganda.

Wie mir dann Kameraden erzählten, hiess es in der Reichskanzlei und Umgebung: Der Führer hat für den Endsieg neuartige Raketen bereitgestellt. Diese werden jetzt von Oscha Rogmann auf den Gegner abgeschossen.

Dabei handelte es sich im Grunde um äusserst primitive Geschosse, die ihr Vorbild wohl in der ersten Ausführung der Stalinorgeln hatten. Ein Feuerwerker, den ich dann am Potsdamer Platz traf, sagte mir, es wären sogenannte «Stukas zu Fuss», die man bisher kaum eingesetzt hätte.

Zurück zur Jannowitzbrücke. Ich liess einen Unterführer und ein paar Männer zurück, die, wenn wir ausser Reichweite waren, die schon eingeeichteten Raketen abschiessen sollten, um sich dann sofort im Laufschrift zu entfernen. Während ich mit unseren Werfern und Munition und den übrigen Männern mit aufsass, zog der Volkssturm im Fussmarsch hinter uns her. Der Raketenabschuss gelang, ebenso der Rückzug meiner Männer.

Einsatz am Potsdamer Platz

Hier wurde abgeladen und alles auf die oberste Etage des S-Bahnhofs gebracht. Es war hier so, dass S- und U-Bahngleise nebeneinander lagen. Beides unterirdisch. Unten hatten die beiden Bahnhöfe allerdings Verbindung miteinander. Der Bataillonsgefechtsstand befand sich im kleinen Häuschen des Fahrdienstleiters. Auf den Gleisen links und rechts standen S-Bahnwagen, von denen mir und meinem «Tross» einige als Aufenthaltsräume zugewiesen wurden.

Hier wurden wir – bisher ungewohnt – auch sofort in die Verpflegungsliste aufgenommen. Die Verpflegung lagerte ebenfalls in zwei S-Bahnwagen und wurde von einem Fourier verwaltet.

Vier Rote-Kreuz-Schwester boten sich mir an, in den kommenden Kämpfen unsere Verwundeten zu versorgen. Dieses Angebot wurde dankend angenommen. Zu erwähnen wäre noch, dass auf den beiden Bahnhöfen Tausende Zivilisten Schutz gesucht hatten. Da sich niemand um ihre Versorgung kümmerte, setzte ich meine «Volksstürmer» ein, sie von noch in Betrieb befindlichen Strassenwasserpumpen mit Wasser zu versorgen, denn Durst ist schlimmer als Hunger.

Am 25.4. kam mein Regimentskommandeur Anhalt zu uns. Als ich ihm mein Unverständnis über das Herausziehen des I. Bataillons mitteilte, nahm er mich in seinem Kübelwagen mit zum Alexanderplatz, um hier einiges zu klären. Dabei wurde Anhalt tödlich verwundet.

Bei meiner Rückkehr zum Potsdamer Platz wurde ich in der Leipziger Strasse vom Splitter einer einschlagenden Wurfgranate am Hals verwun-

det. Ich schleppte mich zum Hotel Adlon, das als Lazarett diente. Dort wurde mir der Splitter aus der Gurgel gezogen, und ich wurde ärztlich versorgt.

Am Ausgang zur Potsdamer Strasse war durch eine Granate die gewachsene Erde freigelegt. Dort bauten wir unsere zwei Werfer ein. Danach habe ich zwei meiner Unterführer als Vorgeschobene Beobachter vorgeschickt.

Der eine schoss sich auf die Gegend vor dem Halleschen Tor-Möckernbrücke, der andere vor der Potsdamer Brücke-Lützowplatz ein. Nachts kamen beide zurück, da war ja sowieso nichts mehr zu sehen. Die Kampftätigkeit flaute nachts zudem stark ab. Beide Beobachter konnten mir vorläufig keine Raketenziele angeben, denn es herrschte hier zurzeit bei den Sowjets nur Spähtrupptätigkeit. Und mit Kanonen auf Spatzen schiessen wollte ich auch nicht.

Ein einarmiger Oberleutnant der Wehrmacht stellte sich mir vor. Er war Führer einer Kanonenbatterie, die allerdings nur noch aus zwei Kanonen bestand. Sie hatten sich von den Seelower Höhen bis hierher zurückgekämpft. Da sie immer den Rückzug gedeckt hatten, war ihnen ihre Einheit verloren gegangen. Hier ging es ja nun auch nicht mehr weiter. Wir einigten uns schnell, und mit Genehmigung meines Kommandeurs vereinbarten wir Zusammenarbeit.

Die beiden Kanonen gingen auf dem Potsdamer Platz in offene Feuerstellung. Die Protzen wurden ausgeräumt und die Munition ebenfalls unter die Erde gebracht. Mit dem gesamten Raketenbestand, den man uns, solange dies noch ging, herangekarrt hatte, war dies natürlich eine gefährliche Nachbarschaft. Wenn eine der Supergranaten, die jetzt von den Sowjets am Schlesischen Bahnhof abgeschossen wurden, die Decke durchschlagen hätte, wären wir samt den Tausenden Zivilisten, die auf den unteren Etagen von S- und U-Bahn kampierten, in Atome zerfetzt worden.

Diese tapferen Wehrmachtsskameraden haben bis zum Schluss ihren Mann gestanden. Wir haben bestens zusammengearbeitet. Munition bekamen sie durch unsere Vermittlung ebenfalls aus der Reichskanzlei. Die Munition wurde von meinen «Volksstürmern» nachts herangeschleppt.

Die Feldgendarmerie, sie kam von der Standortkommandantur, kämmt jetzt die Tunnel aus. Sie schleppte sehr viele angeblich Versprengte an. Es handelte sich dabei vor allem um Angehörige von Trossseinheiten der Wehrmacht und auch um «Volksstürmer». Diese übergaben sie unserem Kommandeur, damit dieser sie an unserer dünnen Stellungslinie mit einsetzte. Da ich dies angeblich am besten konnte, bekam ich den Auftrag, sie bis zur Infanteriestellung vorzubringen und den dortigen Führern zu übergeben. Da unsere Kompanien nun auch Ausfälle hatten, boten die Einheiten bald ein buntes Bild.

Natürlich waren diese Versprengten kampfmüde, was ihnen ja niemand verdenken konnte, und nur wenn energische Führer vorhanden waren, brachten sie auch Nutzen für die Verteidigung. Insgesamt habe ich mehr solcher «Kämpfer» vorgebracht, als unser Bataillon stark war. Als die Gendarmen auch meine «Volksstürmer» angeschleppt brachten, geriet ich mit ihnen in Streit und forderte sie auf, doch lieber erst mal die Reichskanzlei auszukämmen, wo es noch genügend Drückeberger gäbe. Da ich mich dort jetzt laufend verbinden liess, denn auch hier hatte man in den Kellerräumen ein Lazarett eingerichtet, hatte ich mich davon überzeugen können. Sie antworteten jedoch, dazu hätten sie keinen Auftrag.

Ich nannte es: Keinen Mumm! Aber meine «Volksstürmer», die mir inzwischen ans Herz gewachsen waren, gab ich zum Verheizen nicht her und schickte sie zurück.

Die Sowjets waren inzwischen auf breiter Front bis an den Landwehrkanal und – jenseits des Tiergartens – bis an die Spree herangerückt. Nun hatten wir auch genügend Raketenziele vor uns, ausser im Bereich des Tiergartens, wo ja noch eigene Kräfte, vor allem der SS-Panzergrenadierdivision «Nordland», die dort anfangs ihre Panzerabteilung liegen hatte, lagen. Dazu der mächtige Zoo-Bunker. Dessen Flakgeschütze griffen nun in die Kämpfe ein.

Der Kampf um die Moltkebrücke

Der Hauptangriff der Sowjets richtete sich auf den Reichstag, der sich für uns unverständlich als Hauptziel des gegnerischen Stosses herausstellte,

denn dieser war ja seit seinem Brand eine Ruine. Als Vorbereitung darauf erfolgte ein Sturmangriff auf die in unserem Bereich liegende Moltkebrücke. Da diese Angriffsvorbereitungen von unserer dort liegenden Kompanie erkannt wurden und die Sache dort mächtig brenzlich zu werden drohte, forderte sie Verstärkungen an, die aber nicht da waren. Als Notbehelf wurde die im Tiergarten in Erdlöchern mit 50 Metern Abstand liegende Kompanie herausgezogen und an der Brücke mit eingeschoben. Wir hatten bisher dort noch nicht hingeschossen, und ich sollte auf Befehl des Kommandeurs dort einen VB vorschicken. Bei Bedarf sollte dann die Umgebung der Brücke unter Feuer genommen werden.

Da ich mich aber dem dauernden Vorbringen der Versprengten entziehen wollte, behauptete ich, die Feuerführung dort wäre so schwierig, dass ich dies selbst machen müsse. Das hörte der Kommandeur zwar nicht gern, aber er hatte dagegen kein Argument. So ging ich am Abend des 28.4. mit meinem Zugtruppführer und zwei Strippenziehern – Feldwebel Abicht von der Kanonenbatterie, mit dem ich mich inzwischen angefreundet hatte, schloss sich uns als VB an – in Richtung Innenministerium los. Teilweise konnten wir unterirdisch durch Tunnel gehen. Dass da schon Russen drin sassen, wie behauptet wird, ist Unsinn. Die getrauten sich dort gar nicht rein. Diese waren ihnen, weil unbekannt, viel zu unheimlich. Entgegen anders lautenden Berichten waren die Tunnel bis zuletzt unser unbestrittenes Revier.

Am Königsplatz mussten wir die letzten Sprünge über Tage machen. Natürlich wurde dabei auch gleich die Strippe mit vorgezogen. Im Innenministerium, einem ausgedehnten Komplex, der wie ein Sperrriegel vor der Brücke lag, kommandierte ein Polizeioberst. Dieser hatte in einem Bunker im Keller seinen Befehlsstand. Um nicht unhöflich zu sein, meldete ich mich bei ihm. Da wollte er mir gleich Befehle geben. Aber da kam er bei mir gerade richtig. Wir gerieten in Streit.

Ich sagte ihm, sein ganzes Ministerium interessiere mich nur, weil man von hier einen guten Überblick über die Brücke hätte. Einen Kommandeur, der auch nicht viel von der Sache verstand (Schäfer war Nachrich-

tenmann), hätte ich schon, und auf einen zweiten, der wohl überhaupt nichts von Kriegführung verstand, wäre ich nicht neugierig.

So wurde ein Bleiben dort unmöglich, und wir mussten weiterziehen. Die Russen nannten das Ministerium wohl aus Unkenntnis «Haus Himm-lers». Aber dieser war trotz seiner vielen Funktionen nicht auch noch Innenminister. Das Ministerium wurde vor allem von den dortigen Beamten und Polizei verteidigt. Diese waren aber nur an der Verteidigung ihres Ministeriums interessiert und verliessen das Gebäude nicht, sondern schossen dann später aus den Fenstern.

Wir jedoch landeten erst mal in der Schweizer Botschaft. Das Gebäude war menschenleer. Es hatte hier gebrannt, aber jetzt waren keine offenen Flammen mehr zu sehen, es kokelte nur noch. Da die Botschaften aber möglichst in Ruhe gelassen werden sollten, gingen wir bald etwas weiter in Richtung Brücke vor und suchten uns eine günstige Beobachtungsstelle.

Ich verständigte den dortigen Kompanieführer von unserer Anwesenheit, worüber er sehr froh war. Wir nahmen Verbindung mit unserer Batteriestellung auf. Dann schossen wir uns ein. Eine Rakete, die ich abschiessen liess, ging auf dem Washington-Platz runter. Dieser lag rechts hinter der Brücke. Ich gab die Korrektur durch, die, wie schon beschrieben, nur grob gemacht werden konnte. Ich musste mich also hüten, zu kurz zu schiessen, denn unsere wenigen Verteidiger zu dezimieren, das hätte gerade noch gefehlt.

Zu dieser Zeit war es hier sehr ruhig. Viel zu ruhig, fand ich, was mich vermuten liess, dass es hier bald losgehen würde. Nun schoss sich über unsere Leitung erst mal Feldwebel Abicht mit seinen Kanonen ein. Danach wieder ich mit meinen Granatwerfern. Damit war es ja leichter, denn die trafen bei Windstille auf den Punkt. Damit schoss ich genau auf die Brücke, denn das würde bei einem Angriff der kritische Punkt werden.

Die Brücke selbst war schon beschädigt, aber sowjetische Pioniere hatten sie nachts wieder notdürftig instandgesetzt. Auf beiden Brückenseiten

waren Stacheldrahtverhaue angebracht. Das auf der gegnerischen Seite hatten sie bereits, wie ich dann feststellte, abgeräumt.

Da es mir vorkam, als ob es beim Einschlag der Rakete dort drüben ein Getümmel und Gerenne gegeben hätte – diese Wahrnehmung hatten auch meine Kameraden gemacht –, schossen wir jetzt dort auch mit den Granatwerfern rein. Wie sich dann bei Tage herausstellte, war dort und auf dem Hof des Zollamts, das daneben liegt, eine Unmenge Artillerie in offener Feuerstellung für direkten Beschuss aufgeföhren. Da der Gegner einen Überraschungsangriff vorhatte, kündigte er ihn nicht durch ein Trommelfeuer an.

Die Spree ist hier ca. 50 Meter breit. Ohne Ankündigung stürmten plötzlich Hunderte von Infanteristen in dichten Haufen über die Brücke. Sofort setzte das Abwehrfeuer von einem Dutzend Maschinengewehren ein. Ich liess aus meinen Werfern Vernichtungsfeuer auf die Brücke prasseln. Feldwebel Abicht rasierte ausserdem mit seinen Flachbahngeschützen mit Abprallern die Brücke ab. Auf das Gelände des Platzes und des Zollamts liess ich eine Raketensalve abschiessen. So wurde dieser Angriff erst mal abgeschlagen. Die vordersten Infanteristen blieben im Drahtverhaue hängen. Verwundete, die versuchten, zurückzugelangen, wurden noch mehrmals getroffen. Von der ersten Angriffswelle ist niemand mehr zurückgekommen.

Jetzt rollten Räumpanzer auf die Brücke, walzten Tote und Verwundete breit und schoben auf unserer Seite die Sperren beiseite. Unsere Kanonen verwandelten sie in Schrott. Auch Pak hatten sich auf unserer Seite inzwischen eingemischt, die wohl von der Division «Nordland» kamen, denn wir hatten so etwas nicht. Auch die überschwere Flak des Zooturms, die wohl durch die brennenden Panzer etwas sehen konnte, rasierte nun die Brücke ab, auf die wieder feindliche Panzer rollten.

Jetzt traten auch die sowjetischen Geschütze in den Kampf ein. Da wieder sowjetische Infanterie über die Brücke stürmte, schossen sie im direkten Beschuss auf Lücke und fegten unsere Deckung weg. Man konnte den Kopf nicht mehr heben. Dadurch gelang es den Rotarmisten, auf unserer Seite einen kleinen Brückenkopf zu bilden.

Jetzt trat auch die Besetzung des Innenministeriums in Aktion und eröffnete aus den Fenstern ein rasendes Infanteriefeuer.

Da es den Sowjets vorerst nicht gelang, das Ministerium zu stürmen, wurde es umgangen.

Es war wie bei einem Dambruch. Wenn der Damm erst mal bricht, ist kein Halten mehr. So gelang es den Sowjets, im Diplomatenviertel Fuss zu fassen, das von uns wegen der Neutralität der Botschaften kaum verteidigt wurde. Den Gegner störte diese Neutralität allerdings nicht. Ich musste mich mit meinen Männern schleunigst zurückziehen.

Als es nun hell wurde, bekam den Sowjets die offene Feldstellung ihrer Geschütze gar nicht gut. Hinter den Geschützen waren noch Selbstfahrlafetten aufgefahren. Nun konnte der alles überragende Zoobunker richtig eingreifen und schoss mit seiner überschweren Flak Panzer, Geschütze und Selbstfahrlafetten zusammen.

Der Schrotthaufen vor und hinter der Brücke wurde immer grösser. Aber was machte das dem Gegner aus? Er zog einfach neue Panzerregimenter aus der Reserve vor.

Aber jetzt wurde plötzlich auch auf dem gegnerischen Ufer gekämpft. Dies hatte man bei uns beobachtet, und es wurde ein Gegenangriff gestartet, dem ich mich mit meinen Männern anschloss. Wir schossen grüne Leuchtkugeln ab, das sollte für den Flakturm heissen: Feuer einstellen, was auch sofort begriffen wurde, denn wir wollten nicht auch noch dem eigenen Feuer ausgesetzt sein.

Die MPis, mit denen wir ausgerüstet waren, bekamen bei dem Gegenstoss reichlich zu tun. Die verschreckten Sowjets, die mit so etwas nicht gerechnet hatten, wehrten sich nur schwach, steckten sogar teilweise in Vogel-Strauss-Manier den Kopf runter, wie ich es schon früher gesehen hatte. Sie dachten wohl wie Kinder: Wenn ich dich nicht sehe, siehst du mich auch nicht. Eins dieser «Kinder» zog ich am Kragen aus dem Schutt. Ich wollte schon Schluss mit ihm machen, denn beim Nahkampf werden kaum Gefangene gemacht, da sprach er mich zu meiner Überraschung in gebrochenem Deutsch an: «Oh, Herr Deutscher, tun Sie es bitte nicht. Ich bin doch erst seit drei Tagen wieder Soldat.» «Wo hattest du dich denn so lange verkrochen?», wollte ich wissen.

«Ach», sagte er, «ich bin doch schon 1941 in deutsche Gefangenschaft gekommen. Jetzt hat man uns aus einem Lager mit 1'200 Gefangenen befreit und uns sofort ein Gewehr in die Hand gedrückt. Nur wenn wir tapfer kämpfen, will man uns nicht nach Sibirien in ein Lager schicken, denn wir hätten dadurch, dass wir uns gefangen nehmen liessen, die Heimat verraten. Und ich möchte doch so gern meine Frau und die Kinder wiedersehen.»

Ja, wer wollte das wohl nicht?

Nachdem er nun mein Mitleid erregt hatte, liess ich ihn seine Flinte an einem Stein zerschlagen und ihn wieder in sein Kellerloch kriechen, wo er abwarten konnte, bis seine Kameraden wieder da waren. Denn dass dies nur ein vorübergehender Erfolg war, das war uns allen klar.

Aber wo waren die deutschen Truppen von der anderen Flussseite so plötzlich hergekommen, die erst ein Debakel unter den Geschützbedienungen veranstalteten und dann über die Brücke gestürmt kamen? Es waren Fallschirmjäger von der 9. Fallschirmjägerdivision unter Oberst Harry Herrmann, die von den Sowjets am Lehrter Bahnhof, den sie verteidigt hatten, eingeschlossen worden waren. Durch die herben Verluste, die der Gegner an der Brücke erlitt, musste er Truppen von dort abziehen und hier an der Brücke in den Kampf werfen.

Die Fallschirmjäger erkannten die Gunst der Stunde und griffen nun ihrerseits an und vereinigten sich mit uns. Sie haben dann später an der Verteidigung des Reichstags teilgenommen, auf den sie sich zurückziehen mussten.

Schnell wurde nun ein Sprengkommando eingesetzt, um endlich die Brücke zu sprengen. Dies gelang jedoch wegen des feindlichen Feuers und der Eile nur teilweise. Noch einen Versuch zu machen, war zu gefährlich, denn der Gegner hatte sich wieder gefasst. Die Generale hatten ihre Muschkoten wieder zur Brücke vorgetrieben.

Ihr hysterisches Geschrei war bis zu uns rüber zu hören. Ihnen sass der Befehl Stalins im Nacken, bis zum 1. Mai den Reichstag zu nehmen. Verluste spielten keine Rolle.

Leider war der Erfolg unserer Attacke bald wieder zunichte. Wir waren zu schwach, um den Gegner wieder aus dem Diplomatenviertel zu trei-

ben. Unsere Führung scheute sich auch, das diplomatische Personal zu gefährden.

Der Gegner jedoch störte sich daran absolut nicht. Ausserdem hatten die Sowjets zu dieser Zeit einen ungeheuren Siegeswillen. Sie wussten so gut wie wir, dass dies die letzte Schlacht dieses Krieges war, nur eben unter anderen Vorzeichen.

Der Leser, der den Krieg nicht miterlebt hat, wird fragen: Ja, wenn ihr wusstet, dass der Krieg verloren ist, warum habt ihr denn da noch so ver-bissen gekämpft?

Dies hatte zwei Gründe: Erstens spielte vor allem für die Mehrzahl der Offiziere der Wehrmacht und für die gesamte Waffen-SS der auf Hitler geleistete Eid eine entscheidende Rolle. Die Männer des 20. Juli, die Hitler beseitigen wollten, waren im Ganzen gesehen eine verschwindend kleine Minderheit. Es zeigte sich auch, dass der Widerstand, als bekannt wurde, Hitler lebt nicht mehr, sofort zusammenbrach.

Der zweite Grund war das Gerücht, dass Verhandlungen mit den Westmächten im Gange seien und wir dann gemeinsam mit ihnen gegen die Russen kämpfen würden. Der Beweis, dass dies so war, schien uns dadurch gegeben, dass sich General Wenck mit seiner Armee von der Elbefront lösen konnte und nun um Berlin mitkämpfte.

Zurück zum Kampf um die Moltkebrücke. Jetzt ging es auch dem «Haus Himmlers» an den Kragen. Es wurde von den Sowjets gestürmt. Die Insassen verteidigten es, man kann sagen, bis zum letzten Mann.

Da erreichte mich durch einen Melder der Befehl meines Bataillonskommandeurs, ich solle sofort zum Potsdamer Platz zurückkommen. Meine Männer nahm ich natürlich mit. Feldwebel Abicht kam mit zurück.

In der Tiefe des Potsdamer Platzes wurden wir nicht nur von unseren Kameraden, sondern ich selbst auch vom Kommandeur begrüsst. Auch hier wurde es jetzt sehr brenzlich, und der Kommandeur meinte, das Hemd wäre ihm näher als der Rock. Was war passiert?

Den Sowjets war es inzwischen gelungen, den Landwehrkanal an mehreren Stellen zu überqueren und auf unserer Seite Brückenköpfe zu bil-

den. So auch direkt vor uns an der Potsdamer Brücke. Auch die Gestapo, die genau wie die Besatzung des Innenministeriums von Mohnke keine Befehle entgegennahm und auch nur an der Verteidigung ihres Hauptquartiers in der Prinz-Albrecht-Strasse interessiert war, kam nun ins Gedränge. Unsere bisher davor liegende Kompanie wich seitlich aus.

Ja, auch wir liebten die Gestapo absolut nicht. Sollte diese nun sehen, wie sie mit der Waffe in der Hand gegen einen weit überlegenen Gegner zurechtkam. Das war doch etwas anderes, als wehrlose Gefangene zum Krüppel zu schlagen.

Allerdings muss ich den Gestapo-Leuten, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bestätigen, dass sie tapfer gekämpft haben – der Kampf wogte mit Angriff und Gegenangriff hin und her. Es ist kaum jemand von ihnen davongekommen. Sie haben ihre Schuld, wie der Russe so schön sagt, mit Blut abgewaschen.

In unserer Schützenstellung ging es ebenfalls sehr verworren zu. Die Kameraden hatten sich ein Stück vom Kanal zurückgezogen, und es wurde in den Häusern bzw. den Ruinen gekämpft. Meistens sassen im Erdgeschoss die Sowjets und oben unsere Kämpfer. Wenn sie weiter zurück wollten, halfen sie sich so, dass sie Gardinen zusammenbanden und sich abseilten, an Stellen, wo sie vom Erdgeschoss nicht zu sehen waren.

Mitunter musste ich, wenn ich Versprengte vorbrachte, erst das Erdgeschoss freikämpfen, um sie übergeben zu können. Bei meinen Versprengten waren teilweise alte Bekannte, die ich schon mehrmals vorgebracht hatte. Sie hatten sich gleich wieder verdrückt, waren aber so dumm, sich wieder von den Gendarmen erwischen zu lassen. Aber ich tat, als wenn ich sie nicht kannte.

Meinem Kommandeur ging es jetzt darum, dass ich auf der obersten Etage des S-Bahnhofes eine Rundumverteidigung aufbaute. Er hatte die Befürchtung, dass jederzeit ein sowjetischer Stosstrupp durch die drei Eingänge reinspringen konnte. Dieser musste dann in Sekundenschnelle, ehe unter den Tausenden Zivilisten eine Panik ausbrach, zusammengeschossen werden. Ich hatte bei meinen Männern bis jetzt nur einen Ausfall, ein VB war von einem zusammengestürzten Haus begraben worden.

Meine Männer waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Diese Bewaffnung eignete sich für solch eine Aufgabe sehr gut. Wir trugen also alles Mögliche zu einer runden Barrikade zusammen, hinter der wir uns verschanzten. Die Artilleristen, deren Kanonen inzwischen zerschossen waren, beteiligten sich ebenfalls. Der Oberleutnant meinte: «Wir sind keine Infanteristen, darum übernimm du das Kommando.» Meine «Volksstürmer» wollte ich nicht dabeihaben, sie hätten in solch einem Fall nur gestört, darum liess ich sie, wo sie waren.

Natürlich hätten wir wirklich nur gegen einen Stosstrupp kämpfen können. Wenn die Sowjets auf breiter Front bis zu uns vorgedrungen wären, hätten sie uns schnell mit Handgranaten ausgeräuchert. Es ist aber nicht so weit gekommen, und wir brauchten nicht in Aktion zu treten. Es gab auch keinen Panzereinbruch am Potsdamer Platz, wie Kapitänleutnant Kuhlmann, der in der zur damaligen Zeit noch sicheren Reichskanzlei sass, später berichtete. Auch Brigadeführer Mohnke hatte Hitler falsch berichtet, als er ihm meldete, der Russe sässe schon am Potsdamer Platz. Dass dies alles Unsinn war, sieht man daran, dass General Weidling, der seinen Befehlsstand noch vor uns im Bendlerblock hatte, sich zu dieser Zeit noch nicht in sowjetischer Gefangenschaft befand. Er kapitulierte ja erst am 2. Mai.

Die Schlacht um den Reichstag

Kommandeur der Verteidigung des Reichstags war Obersturmführer (Oberleutnant) Babick von unserem Bataillon. Schon der niedrige Dienstgrad eines Oberleutnants machte es unmöglich, dass er 5'000 Mann befehligte, wie die Sowjets übereinstimmend angaben. Auch die deutschen und westlichen Autoren haben dies so übernommen.

Babick stammte aus dem 2. Panzergrenadier-Regiment der Leibstandarte, aus dem auch ich kam. Er hatte in unserem III. (gepanzerten) Bataillon die 11. Kompanie geführt. Nach Verwundung und Lazarettaufenthalt übernahm er ab Februar 1945 in Spreenhagen bei Berlin eine Offiziersbewerberkompanie. Mit dieser ging er dann am rechten Flügel unseres Bataillons im Vorgelände des Reichstages in Stellung.

Ich muss noch erwähnen, dass die Mannschaften der anderen Kompanien des Bataillons aus schon älteren, frisch eingezogenen, bisher un- (unabkömmlich) gestellten Wehrpflichtigen – meist kamen sie von der Reichsbahn – bestanden. Nur Führer und Unterführer hatten schon Fronteinsätze hinter sich. Es waren also keine Freiwilligen und schon gar keine fanatischen Nazis. Ich weiss dies daher so genau, weil ich solch eine Truppe in Spreenhagen ausbilden sollte.

Babicks Kompanie war ca. 100 Mann stark. Dazu kamen noch ca. 250 Mann eingeflogene Marineinfanterie. Ich habe sie allerdings nicht gezählt. Diese war schlecht bewaffnet. Sie kämpften also nicht nur an der Reichskanzlei, wie Kapitänleutnant Kuhlmann berichtet. Da die mitgekommenen Offiziere keine Fronterfahrung als Infanteristen hatten, unterstellten sie sich willig dem Kommando von Babick und fungierten als Zugführer.

Dazu kam dann noch eine Kompanie aus Fallschirmjägern, die sich, nachdem sie über die Moltkebrücke gekommen waren, auf den Reichstag zurückzogen. Dazu habe ich selbst noch ca. 100 Versprengte hierher vorgebracht, die Babick als Reserve im Reichstag beliess, während seine Truppen sich vor der Einschliessung durch die Sowjets erst nach und nach dorthin zurückzogen. Somit hatte Babick einen recht bunt gemischten «Haufen» zu seiner Verfügung, alles in allem nicht mehr als 550 Mann und absolut keine fanatischen Faschisten, wie die Sowjets behaupteten. Babick selbst hatte seinen Befehlsstand etwas ausserhalb des Reichstags in einem Bunker, der angeblich nur vom Reichstag aus zugänglich war. Es ist aber bekannt, dass es unter dem Reichstag mehrere unterirdische Gänge gab, die zu anderen Gebäuden führten. Diese hatte man nach dem Brand zugemauert, um neue Brandanschläge zu verhindern. Es ist sehr wahrscheinlich, dass man sie jetzt für die Verteidigung nutzte und sie wieder aufbrach.

Die Sowjets setzten zum Angriff weit überlegene Verbände ein. Nun führte ihre schwere Artillerie einen mächtigen Feuerschlag gegen unsere Stellungen. Als danach der Grossangriff gestartet wurde, stellte sich heraus, dass die Wirkung nicht besonders gut gewesen war.

Der Angriff lief sich erst mal an einem vor einigen Jahren unvollendet gebliebenen Tunnelbau fest, der sich vom Königsplatz bis zum Diplomatenviertel erstreckte und den die Sowjets noch nicht auf ihren Messtischblättern hatten. Wir nannten diesen Bau «Das grosse Loch». Natürlich war dieses Hindernis auch noch mit in die Verteidigung einbezogen worden und stand voll Wasser. Also war es der beste Panzergraben, erstens wegen seiner Tiefe und zweitens wegen der steilen Ufer. So blieb also der grosse, so schön gedachte Angriff im Feuer der Verteidiger liegen.

Dieser ganze Angriff war aus Zeitdruck hektisch angelegt. Stalin wollte am 1. Mai, dem grössten Feiertag der Bolschewisten, die rote Fahne über dem Reichstag wehen sehen. So wurden die Angreifer ohne Atempause und – was noch schlimmer war – ohne Aufklärung zum Angriff vorgejagt, was sich bitter rächen sollte.

Die Angriffsdivisionen mussten hinter dem Innenministerium nach links einschwenken, was sie dem Flankenfeuer unserer Verteidiger aus der Krolloper aussetzte, in deren Gemäuer sich Kräfte von uns verschanzt hatten. Diese lagen nun teilweise sogar hinter ihnen, und Feuer im Rücken ist noch unangenehmer als Flankenfeuer.

Dazu bekamen sie noch Feuer unserer Panzer von der Division «Nordland» aus dem Tiergarten. Auch die Flak vom Zooturm mischte sich ein und feuerte mit ihrer überschweren Flak dazwischen. Die Division, die aus der Osthälfte des Diplomatenviertels angriff, bekam Feuer von jenseits der Spree. So blieb der Angriff nach grossen, ja man kann sagen riesigen Verlusten wiederum stecken.

Jetzt wollte man Verstärkungen über die Moltkebrücke nachziehen, denn die Sowjets hatten ja noch genügend Divisionen in der Reserve. Diese bekamen wiederum flankierend Feuer vom Schlieffenufer. Dort lagen ja auch noch, wenn auch nur schwache, Kräfte von uns, die sich noch nicht zurückgezogen hatten – wohin denn auch? So mussten die Angreifer nun erst mal das Schlieffenufer aufrollen, damit sie an die Krolloper herankamen. Erst als dies geschafft war, konnte der Angriff endlich weitergehen.

Inzwischen hatten andere Sowjets die Kronprinzenbrücke hinter dem Diplomatenviertel in ihren Besitz genommen. Dies sicherte die Angreifer

vor einem neuen Flankenangriff von jenseits der Spree. Aber trotzdem blieb ein neu angesetzter Angriff wieder liegen, denn die Panzer standen vor dem lang gestreckten unvollendeten Tunnelbau, den sie nicht überqueren konnten. Die Infanterie allein kam nicht weiter, denn die drei frontal angreifenden Regimenter blieben im überhöhten Feuer aus dem Reichstag liegen und wurden am Boden festgenagelt.

In dieser Situation mussten sie bis zum Dunkelwerden ausharren. So rückte nun die Nacht zum 1. Mai heran, und die Befehlshaber wurden immer nervöser, denn ihnen sass der Termindruck aus dem fernen Moskau im Nacken.

Gegen 18 Uhr konnten dann endlich die Panzer im Schutz der Dunkelheit, die sie vom Zooturm aus unsichtbar machte, den mit Wasser gefüllten Panzergraben umgehen und erreichten, diesmal gemeinsam mit der Infanterie, die zum Eingang des Reichstags führenden Stufen. Die Infanterie verfügte über horizontal ausgerichtete Mörser, mit denen sie einen kleinen Zugang zu den vermauerten Eingängen freischoss.

Unter dem Feuerschutz der Panzer und Selbstfahrlafetten gelang es nun mehreren Bataillonen, in den Reichstag einzudringen. Nun begann ein erbarmungsloser Nahkampf Mann gegen Mann. Dieser dehnte sich langsam über alle Etagen aus, je mehr Sowjets wie bei einem Dambruch in das Gebäude eindringen. Im Gebäude herrschte tiefe Finsternis, die dem Angreifer, der nicht mit den Gegebenheiten im Gebäude vertraut war, natürlich mehr Schwierigkeiten machte als dem Verteidiger. Dies wiederum bereitete den Sowjets erneut schwere Verluste, da sie sich aus Unkenntnis gegenseitig beschossen.

Natürlich wurden auch die um das Zifache unterlegenen Verteidiger immer weniger. Pardon wurde im erbitterten Nahkampf von beiden Seiten nicht gegeben.

Die Kämpfe um den Reichstag dauerten noch den ganzen 1. Mai über an. Durch die Tätigkeit der Flammenwerfer fing es im Gebäude nun auch noch zu brennen an, was eine zusätzliche Belastung für beide Seiten bedeutete, denn man bekam ja nun nicht mal mehr Luft zum Atmen.

Dann hatten die Sowjets die oberen Etagen in ihren Besitz gebracht. In den Kellern, die sich leichter verteidigen liessen, ging der Kampf unvermindert weiter – so lange, bis die Verteidiger am 2. Mai gegen 13 Uhr der Befehl General Weidlings zur Kapitulation (aus der Gefangenschaft heraus) erreichte. Da erst streckten die letzten Verteidiger die Waffen. Sie hatten die letzten 36 Stunden keine Verbindung mehr mit der Führung gehabt.

Die Sowjets nennen die 600 Meter Luftlinie von der Moltkebrücke bis zum Reichstag den schwersten Weg des ganzen Krieges, den sie je gehen mussten. Ich denke, dass dies für die Verteidiger eine grosse Ehre ist.

Der Ausbruch

Wie üblich hielt ich mich in der Nacht zum 2. Mai an unseren Barrikaden, auf der obersten Etage des S-Bahnhofs Potsdamer Platz, auf. Wir hatten noch keinen sowjetischen Stosstrupp, der von oben zu uns reinsprang, zusammenschliessen müssen. Dies war uns Gott sei Dank erspart geblieben. Da uns nun auch noch die tapferen Artilleristen, an der Spitze der einarmige Oberleutnant, verstärkten, waren wir nun mit ca. 60 Mann eine ganz ansehnliche Streitmacht.

Ich hatte mich auf einem ehemaligen Fahrkartenschalter in eine bequeme Lage gebracht und döste vor mich hin. Auch bei den Kameraden kam kein Gespräch auf. Da tauchte plötzlich ein Melder auf, der den Oberleutnant und mich zum Kommandeur befahl. Der Oberleutnant nahm seinen Batterietruppführer mit und ich zwei meiner HJler als Melder. Sie waren nach wie vor eifrig bei der Sache.

Als wir beim Gefechtsstand eintrafen und uns zur Stelle meldeten, fanden wir den Kommandeur mit seinem Stab vor. Alle Anwesenden hatten bestürzte Gesichter, die auf nichts Gutes schliessen liessen, soweit man dies beim Kerzenschein erkennen konnte. Schäfer sagte nun zum Adjutanten Krönke: «Wir sind vollzählig, Sie können anfangen.» Auf meine Frage nach den Kompanieführern, die nicht anwesend waren, sagte Schäfer: «Die werden jetzt nicht gebraucht.»

Krönke war, wie sich herausstellte, gerade von einem Befehlsempfang bei Mohnke in der Reichskanzlei zurückgekehrt. Unser neuer Regimentskommandeur Krönke verlas die letzten Befehle Hitlers, der, wie er es nannte, sich selbst entleibt hätte. Nun sollte ein Ausbruch versucht werden.

Unseren geschlossenen Ausbruch wollte Mohnke persönlich leiten, so lautete sein Befehl.

Danach gab Schäfer seine Befehle, die uns betrafen. Wir sollten so weit als möglich durch den S- und U-Bahntunnel gehen (dabei mussten wir teilweise unter den feindlichen Stellungen hindurch). Da dieser Tunnel jedoch nicht direkt bis zum Bahnhof Friedrichstrasse geht, wohin wir befohlen waren, sollten wir an einem Notausstieg den Tunnel verlassen und das letzte Stück überirdisch zum Bahnhof Friedrichstrasse laufen. Dort sollten wir auf Mohnke warten, der dann weitere Befehle geben wollte.

Jetzt fragte ich nach unseren vorn liegenden Kompanien. «Die werden vorerst unseren Rückzug decken und später nachkommen», erklärte mir Schäfer. «Ebenso werden zwar Sie und auch der Oberleutnant mit uns kommen, aber auch eure Männer werden zu demselben Zweck erst mal hier liegen bleiben, damit uns die Russen nicht in den Rücken kommen.»

Dass ich ohne meine Männer gehen sollte, passte mir ebenso wenig wie dem Oberleutnant. Ich antwortete Schäfer: «Für Ihre Kompanien sind Sie selbst verantwortlich, aber ich gehe ohne meine Männer nicht einen Schritt.»

Letztlich akzeptierte Schäfer. Dann ging es los. Ich lief mit meinen Männern an der Spitze des Zuges. Als Beleuchtung hatten einige brennende Talglichter in der Hand. Taschenlampen waren wegen fehlender Batterien nicht da. Zu dieser Zeit war der Tunnel noch völlig trocken. Meine Männer fanden auch sofort den richtigen Ausstieg, und wir kletterten ins Freie – und dies alles, ohne auch nur einen Schritt in die falsche Richtung getan zu haben. Wenn ich da an den Irrweg Mohnkes und seiner Gruppe denke...

Wir liefen nun hinüber zur Friedrichstrasse. Dort hatten sich inzwischen Tausende Menschen eingefunden. Es war beileibe nicht alles Waf-

fen-SS, wie es ursprünglich geplant war, denn die Wehrmacht sollte ja nach Westen ausbrechen. Nein, es war ein total gemischter Haufen, der hier in dichten Trauben herumstand und darauf wartete, dass es losging. Ich sah Soldaten aller Waffengattungen hier stehen, ebenso Frauen. Der grösste Teil davon waren wohl Sekretärinnen, die ihren Chefs folgen wollten. Aber auch viele Offiziere hatten ihre Frauen dabei. Die Chefs allerdings, das merkte ich als stiller Zuschauer, versuchten nun, ihre Sekretärinnen loszuwerden. Dies klappte aber nicht so leicht, denn sie hatten sich Mut angetrunken, Pistolen umgeschnallt und zeigten sich in ihrer Trunkenheit sehr kampflustig. Dies änderte sich jedoch bald, wenn sie verwundet am Boden lagen und Panzer und SPW ohne Rücksicht auf Verluste über sie hinwegrasselten. Dem einarmigen Oberleutnant wurde die Sache zu langweilig. Er fühlte sich auch nicht an Befehle Mohnkes gebunden. Er sagte zu mir: «Wir suchen uns einen eigenen Weg in die Freiheit. Viel Glück für euch.» Ja, das wünschte ich ihm und seinen Männern auch, und sie zogen ab.

Erst zwölf Jahre später habe ich einen von ihnen wiedergesehen, denn sie kamen nicht durch und traten für fünf Jahre den bitteren Weg nach Sibirien an.

Inzwischen trafen auch trüppchenweise die Insassen der Reichskanzlei ein. Bei den Kameraden des Begleitschutzes, die ich kannte, erkundigte ich mich danach, was dort zum Schluss noch losgewesen war.

Zu der Zeit, als wir auf Mohnke warteten, war dieser mit seiner Gruppe schon lange unterwegs. Sie bestand ausser Mohnke aus ca. 15 Personen, die mir Hauptsturmführer (Hauptmann) Heinrich Mundt benannte, als ich ihn später traf.

Folgende Namen habe ich behalten: Sturmbannführer (Major) Gün-sche, Hitlers Adjutant, Sturmbannführer (Major) Klingemeier, Mohnkes Adjutant, der zuvor Kommandeur des A. und E. Bataillon in Spreenhagen gewesen war. Dazu Mundt, vorher Divisionsfürsorgeoffizier der Leibstandarte, der Arzt Dr. Schenk, Botschafter Hewel, der die Belange des Aussenministeriums in der Reichskanzlei vertrat, Vizeadmiral Voss, der Vertreter der Kriegsmarine bei Hitler, Sturmbannführer (Major) Wahl, un-

ser Regimentskommandeur, Obersturmführer (Oberleutnant) Stehr. Dazu die Sekretärinnen Hitlers, Junge und Christian, Bormanns Sekretärin Krüger und die Köchin Manziarly. Dazu noch einige Offiziere aus dem Stab Mohnkes. Schon die Zusammensetzung dieser Gruppe mit vier Frauen darin lässt darauf schliessen, dass Mohnke von Anfang an nicht die Absicht hatte, sich an die Spitze unseres Ausbruches zu stellen. Er hatte, wie ich hörte, Hitler versprochen, die Frauen rauszubringen.

Wir jedoch hatten weiter gewartet. Ich ging nun in der Menschenmenge herum und traf Bekannte, die ich schon lange nicht mehr gesehen hatte. Ein längeres Gespräch kam jedoch nicht auf, denn jeder dachte an das, was ihm jetzt bevorstand. Ja, was würde uns wohl erwarten?

Doch dann kam Bewegung in den Laden. Ein einzelner Königstiger kam angerumpelt. Angerumpelt deshalb, weil mit seinem Fahrwerk irgendetwas nicht in Ordnung war (nur notdürftig geflickt, wie ich dann erfuhr). Er überquerte die Spree und blieb dann ein Stück vor der dort befindlichen, halbseitig geschlossenen Panzersperre stehen. An seinem Turm konnte ich die Nr. 314 erkennen. Dahinter folgten dann noch ein einzelnes Sturmgeschütz und eine Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette. Danach kamen dann fünf SPW angefahren und hielten ebenfalls hinter den aufgefahrenen Fahrzeugen.

Aha, dachte ich, jetzt ist Mohnke endlich gekommen, denn ich hatte auf dem Hof der Reichskanzlei zwei SPW und einen kleinen Spähwagen stehen sehen. Verstärkt wurde diese Meinung noch dadurch, weil ich im zweiten SPW einen Offizier stehen sah (Offiziersmütze und weiter Übermantel), den ich in der Dunkelheit für Mohnke hielt. Auch dass Schäfer auf den SPW losrannte und kurz mit dieser Person sprach, verstärkte diese Meinung. Da ich jedoch 30 Meter entfernt war, konnte ich nichts von diesem Gespräch verstehen.

Dann kam Schäfer zurück, klopfte an den letzten SPW, und als die Ausstiegsluke geöffnet wurde, stieg er mit dem Adjutanten Krönke ein. Da ich geglaubt hatte, Schäfer würde sich nun an die Spitze seines Bataillons zum Ausbruch stellen (die Männer unserer Schützenkompanien waren inzwi-

schen ebenfalls trüppchenweise eingetrudelt, sie hatten grosse Schwierigkeiten gehabt, sich vom Gegner zu lösen), hatte ich mich mit meinen Männern hinter diesem SPW bereitgestellt. Da traf mich der Ruf Schäfers: «Rogmann, was ist denn, brauchen Sie eine Extra-Einladung? Nun steigen Sie endlich ein!» Von den Offizieren seines Stabes bekam niemand solch eine Einladung. Ich trat zu Schäfer heran und sagte zu ihm:

«Sie glauben doch wohl nicht, dass ich mit Ihnen abfahre und meine Männer ,im Regem stehen lasse.» Er setzte nochmals zu einer Rede an, aber ich unterbrach ihn und sagte: «Sie können mich mal kreuzweise!» Da wurde die Luke dicht gemacht.

Der Offizier, den ich fälschlicherweise für Mohnke gehalten hatte, war Sturmbannführer (Major) Ternedde, Regimentskommandeur vom Regiment «Norge» der Division «Nordland». Ebenso waren die genannten Fahrzeuge alle von der «Nordland».

Nicht allein die Tatsache, dass ich meine Männer hier nicht ohne Führung zurücklassen wollte – denn nur im infanteristischen Nahkampf konnte ich ja meine Erfahrungen zur Geltung bringen –, sondern auch die Abneigung, die ein Infanterist gegen solche «fahrenden Särge» hat, hatte mich dazu veranlasst, nicht einzusteigen. Ich will damit sagen, auch wenn ich meine Männer, für die ich verantwortlich war, nicht bei mir gehabt hätte, wäre ich dort nur mit Widerwillen mitgefahren. Im Strassen- und Häuserkampf mit SPW irgendwo durchzubrechen, ist ein grosses Risiko, das sich nur verringert, wenn die gepanzerten Fahrzeuge von Grenadiere allseitig umringt und geschützt werden.

Ansonsten ist es allzu leicht, von oben aus den Fenstern dort Handgranaten reinzuwerfen oder aber auch reinzuschliessen. Die herumwirbelnden Querschläger oder die detonierenden Handgranaten verwandeln solch einen SPW in ein Massengrab.

Darum stimmt es auch nicht, wie behauptet wird, dass Ternedde die Infanterie geordnet oder dementsprechende Befehle gegeben hat. Dies kann nur Ternedde selbst später in die Welt gesetzt haben, nachdem sein Panzerangriff ohne Infanterie in einem Fiasko geendet ist.

Nun fuhr die gepanzerte Kavalkade langsam an. Hinter der Panzersperre an der Weidendammer Brücke formierten wir uns, und das, so breit wie die Friedrichstrasse ist. In der ersten Reihe waren nur MG-Schützen mit ihren MGs im Hüftanschlag. Sie hatten alle 50-Schuss-Trommeln angegurtet. Ausser meinem MG-Schützen liefen meine Männer und ich in der zweiten Reihe.

Jedoch fuhren die Panzerfahrzeuge immer schneller. Wir setzten uns in Laufschrift, konnten aber nicht folgen, sodass die Verbindung zu den Fahrzeugen bald abbriss. Dies eben war der schwerwiegende Fehler, den Ternedde machte. Als wir nun Infanteriefeuer aus den Fenstern bekamen, eröffneten auch die MG-Schützen das Feuer und rasierten, da das Feuer von der rechten Häuserreihe kam, die Häuserfronten ab. Ein Gefechtslärm aus Dutzenden von MGs, die gleichzeitig feuerten und dies in der engen Strassenschlucht – ich dachte, mir fallen die Ohren ab.

Inzwischen entstand auch vor uns ein gewaltiger Gefechtslärm. Panzerkanonen von beiden Seiten. Vereinzelt Feuerbälle flammten auf, wenn es ein Fahrzeug erwischt hatte.

In unserem Rücken stürmte ein Menschenpulk blindlings hinter uns her. Solch einen primitiven Ansturm hatte ich noch nie gesehen, waren wir doch im modernen Krieg an ein fast leeres Gefechtsfeld gewöhnt. Auch im modernen Strassen- und Häuserkampf gingen nur links und rechts an den Häusern dünne Schützenreihen vor.

Dies hier jedoch war der helle Wahnsinn. Die reine Verzweiflung der Menschen trieb sie vorwärts.

Niemand wollte den Russen, die ja nicht mal Rücksicht auf die Eigenen nahmen, in die Hände fallen.

Wir, die Infanterie, waren inzwischen auf die Höhe der rechts einbiegenden Ziegelstrasse angelangt. Diese Strasse stand jetzt voller sowjetischer Panzer. Die Sowjets hatten ihre Maifeier abgebrochen, als sie durch Spähtrupps über unseren bevorstehenden Ausbruch informiert wurden. Hatten wir ihnen doch durch das lange unverständliche Warten Zeit genug gegeben, sich gegen uns zu formieren.

Es gelang zwar dem Königstiger, durchzuschlüpfen, aber das Sturmgeschütz und einen SPW hatten sie hier bereits abgeschossen, während der

Rest der Panzer offensichtlich durchgekommen war, denn ich sah weiter keinen Schrott hier liegen.

Natürlich hielten die Sowjets nun auch in unseren wilden Haufen rein. Wir stürmten jedoch, ohne uns um die am Boden liegenden Toten und Verwundeten zu kümmern, weiter vor.

Allerdings verschob dieser Beschuss auch unsere Ordnung mit den MG-Schützen vorn. Meine Truppe war jetzt ganz an der Spitze. Dann bekamen wir wieder an der ebenfalls rechts abbiegenden Johannisstrasse Feuer aus Panzerkanonen und MGs, gegen die wir ja nichts machen konnten. Die Wirkung, als die Sprenggranaten in der Menge kreppten, war ungeheuer. Der Ansturm kam ins Stocken, und die Menschenmasse strömte, sich gegenseitig behindernd und zu Boden reissend, zurück. Ein Fiasko, wie ich es noch nie im Leben gesehen hatte.

Wir, meine Truppe und ich, gingen jedoch nicht mit zurück. Blitzschnell verschwanden wir in der linken Häuserfront. Hier waren wir erst mal verhältnismässig sicher. Da wir ganz vorn waren, wurden wir auch von niemandem beim Ausweichen behindert. Hatte ich mich doch nicht aus Langeweile, sondern mit Absicht ganz vorn eingereiht. Die Tatsache jedoch, dass man bei einem Angriff ganz vorn noch am sichersten ist, das ist eine Weisheit, die nur ganz wenige erfahrene «Frontschweine» besaßen. Wer jedoch noch keine Nahkämpfe mitgemacht hat, kann es nicht wissen, oder er glaubt es einfach nicht.

Bisher hatte ich darum auch noch keinerlei Verluste bei meinen Männern, wie ich bei einer Bestandsaufnahme feststellte. Meine Männer waren mir auch nicht auseinandergelaufen, wie es Brigadeführer (Generalmajor) Dr. Krukenberg passierte, der ebenfalls hier ausbrechen wollte und alles, was er von seiner Division «Nordland» zusammenraffen und benachrichtigen konnte, um sich gesammelt hatte.

Natürlich hätte auch Dr. Krukenberg in einem SPW davonfahren können. Aber bei ihm handelte es sich um einen wirklichen Truppenführer, der dies nicht tat, sondern bei seinen Männern blieb, an deren Spitze er sich stellte, wenn man dies in dieser Menge auch nicht wörtlich nehmen

darf. Sie befanden sich hinter uns, in dem riesigen Haufen. Zudem führte er diese Division erst seit einer Woche und hatte mit seinen Männern nicht die enge Verbindung wie ich als Zugführer.

Dr. Krukenberg, der die besten Absichten hatte, sah sich plötzlich von seinen Männern verlassen. Er ging dann durch eine Nebenstrasse, und es gelang ihm, erst mal unterzutauchen. Er stellte sich dann aber Tage später selbst den Russen und kam erst nach elf Jahren wieder nach Deutschland.

Wir jedoch warteten auf den nächsten verzweifelten Ansturm der Massen, der ja kommen musste. Wieder waren einige SPW an der Spitze, die, um dem Flankenfeuer aus den Seitenstrassen zu entgehen, aus allen Rohren feuernd nur so bei uns vorbeibrausten. Aber auch sie ereilte ihr Schicksal, und sie blieben zerschossen und brennend in der Chausseestrasse liegen und versperrten nachfolgenden Fahrzeugen den Weg.

Als uns dann der erneute Ansturm erreichte, setzten wir uns wieder an seine Spitze. Die Strasse lag voller Toter und Verwundeter. Einzelne gepanzerte Fahrzeuge rasselten darüber weg, bis auch sie ihr Schicksal erlitt. Wir hatten mit erfahrenen Männern der «Nordland» und Fallschirmjägern in den Häusern gelegen und so lange «toter Mann» gespielt. Mit solchen Männern brauchte man nicht viel zu diskutieren oder sich als Führer aufzuspielen. Ein Wink zur Verständigung genügte, und es ging voran.

Dann standen jedoch wiederum russische Panzer vor uns, und wir versuchten, ihr Feuer zu unterlaufen und sie dann zu knacken, um vorbeizukommen. Doch da kamen von rechts vorn aus den Seitenstrassen weitere Panzer und nahmen uns, die auf den Panzern hingen, unter Feuer. Sie beschossen mit ihren Panzer-MGs die eigenen Panzer, denen das ja nichts ausmachte. Die Querschläger verursachten bei uns riesige Verluste.

Dies musste ich feststellen, als die Panzer das Feuer einstellten, denn der Ausbruchversuch war wieder völlig zusammengebrochen, die Massen fluteten nach hinten, Tote und Verwundete zurücklassend. Wir jedenfalls zogen unsere Verwundeten in die Deckung von Häusern bzw. Rui-

nen auf der linken Strassenseite und machten uns daran, sie notdürftig zu verbinden.

Bei mir reifte die Erkenntnis: Die Sache hier ist aussichtslos. Auch hatte sich der Russe inzwischen immer mehr verstärkt. Nun setzte sich von hinten ein neuer Haufen in Bewegung und wurde vor meinen Augen abgeschlachtet, anders kann man dies nicht nennen. Ich überlegte mir Folgendes: Die Führung ist abgefahren, denn ich wusste ja nicht, dass die Panzerfahrzeuge mit dem vermeintlichen Mohnke darin einige hundert Meter vor uns zerschossen lagen. Ich sagte mir: Du hast nun denen gegenüber keinerlei Verpflichtungen mehr. Jetzt gilt es, das eigene Leben und das der paar noch nicht verwundeten Männer zu retten.

Die Verwundeten mussten wir, so sehr mir auch das Herz blutete, liegenlassen, was für mich das erste Mal in diesem Krieg war. Also verabschiedete ich mich von ihnen und sprach ihnen Mut zu, indem ich ihnen sagte, die Russen, die uns hier gegenüberlügen, seien auch Frontsoldaten und würden Verwundeten nichts antun. «Macht eure SS-Runen ab und macht euch überhaupt als SS-Männer unkenntlich. Lasst alle Papiere und die Soldbücher verschwinden, dann seid ihr namenslos und könnt in einem Lazarett als Wehrmichtsangehörige untertauchen.» Ja, so glaubte ich selbst noch, dass es ihnen gelingen würde, in einem Lazarett zu überleben. Ganze zwei Mann waren mir geblieben, Alfred - mein Zugtruppführer - und noch ein Melder aus meinem Zugtrupp. Mit ihnen wieselte ich in einer Feuerpause, denn die gab es nach jedem erfolglosen Ansturm, bis über die Weidendammbrücke zurück.

Das Elend, das da auf der Strasse lag und sich nach jedem neuen Ansturm vermehrte, ist von mir gar nicht zu schildern, denn ich bin kein Schriftsteller, dass ich so etwas in Worte kleiden könnte.

Ich will nun den Weg beschreiben, den ich mit den beiden übrig gebliebenen Kameraden genommen habe: Instinktiv fanden wir den sogenannten Schlütersteg, über den, ohne dass wir dies wussten, schon einige Gruppen ihren Weg genommen hatten und den wir - ohne Feuer zu bekommen - überquerten. In der Überlegung, dass der Russe seine ganze in der Nähe

befindliche Streitmacht auf der Friedrichstrasse zusammengezogen hatte, holten wir sehr weit nach Westen aus. So kamen wir auch am Lehrter Bahnhof vorbei, wo man deutliche Spuren von Kämpfen feststellen konnte, aber wir trafen auf keine Russen, was uns damals verwunderte. Aber man hatte, wie schon beschrieben, für den Kampf um den Reichstag hier alle Truppen abgezogen und dort mit eingesetzt.

Wir begingen nun nicht den Fehler, den Mohnke mit seiner Gruppe – ohne dass wir dies zu diesem Zeitpunkt wussten – gemacht hatte, und drehten bereits auf die Chausseestrasse zu, sondern holten viel weiter aus. Erst hinter dem Nordhafen drehten wir nach Norden ein. Mein Zugtruppführer war ein ziemlich ortskundiger Berliner und gab mir gute Hinweise. Aber ich denke, auch allein, ohne diese Ortskenntnis, hätte ich es ähnlich gemacht. Wo dies möglich war, gingen wir durch Keller und benutzten Mauerdurchbrüche. Man muss wissen, dass man in den Städten ganze Strassenzüge durch die Keller begehen konnte, da überall Mauerdurchbrüche waren.

So kamen wir zwar langsam, aber sicher vorwärts. Dann ging es nur noch über Tage weiter. Da jeden Moment ein russischer Stosstrupp aus einer Toreinfahrt auftauchen konnte, nahm ich meine Orden und mein Lametta ab. Ähnlich machten es auch meine Kameraden. Wollten wir doch in solch einem Fall nicht gleich als «bunte Vögel» auffallen. Plötzlich trafen wir wieder auf deutsche Soldaten, die der «Falle Friedrichstrasse» auf Seitenstrassen entschlüpft waren. Trüppchenweise zogen sie nun in dieselbe Richtung nach Norden wie wir. Dann trafen wir auf einen Trupp Fallschirmjäger. Ein Oberst war bei ihnen.

Es muss so gegen 16 Uhr gewesen sein, als wir das Gelände der Brauerei in der Prinzenstrasse erreichten. Hier standen und lagerten Tausende Menschen meist in Gruppen beieinander und warteten auf etwas. Natürlich glaubte ich, sie warteten auf einen weiteren Ausbruchversuch, der nun endlich unter einer richtigen Führung erfolgen sollte. Ich ging in dieser Menschenmenge umher und suchte Bekannte, fand aber niemanden.

Die Gruppen diskutierten, waren aber misstrauisch, und wenn sich ein Fremder näherte, unterbrachen sie ihr Gespräch, bis dieser wieder weg

war. Nun wurde auch ich misstrauisch und sagte mir: Diese «Volksversammlung» muss doch einen Grund haben. Warum sind die Menschen so misstrauisch, fragte ich mich. So ging ich, gefolgt von meinen beiden Männern, weiter auf Ausguck. Da sah ich, dass es mitten auf dem grossen Brauereihof einen grossen unterirdischen Bunker gab. Da wollte ich nun nach dem Rechten schauen. Eine lange Betontreppe führte nach unten. Ich übergab meinen Männern meine MPI und sagte: «Wartet hier mal auf mich, vielleicht finde ich dort unten des Rätsels Lösung.» Unten war ein langer Gang, und ich kam an einem Vorhang vorbei, hinter dem ich Stimmengemurmel hörte. Auch russische Laute waren dabei, was mich natürlich verwunderte. Ich schlug den Vorhang zurück und trat in den grossen Raum ein. Hier brannte eine Notbeleuchtung. Dieser Raum stand voller Offiziere, hauptsächlich waren es SS-Führer. In der Mitte des Raums stand Mohnke und verhandelte mit zwei sowjetischen Offizieren. Einer davon war anscheinend ein General, der andere fungierte als Dolmetscher und übersetzte.

Ich hörte Mohnke gerade sagen: «Also fassen wir noch mal alles zusammen, um 18 Uhr übergeben wir die Stadt.» Ja, so sagte er, obgleich er ja gar keine Stadt zu übergeben hatte, denn das war ja Sache von General Weidling als dem verantwortlichen Befehlshaber. Mohnke fuhr fort: «Die Mannschaften kommen in ‚ehrenvolle Haff‘ und müssen arbeiten. Die Offiziere dagegen brauchen nur freiwillig zu arbeiten. Die Staboffiziere behalten ihre Orden und Seitenwaffen und selbstverständlich ihre Putzer.» Der Dolmetscher nickte eifrig.

Darauf trat ich vor und sagte: «Brigadeführer, und das glauben Sie?»

Mohnke fuhr mich an und sagte: «Reden Sie nicht ungefragt dazwischen, wenn hier Generale verhandeln!»

Wir gerieten vor den sowjetischen Offizieren in einen heftigen Streit, dem alle Anwesenden, ohne sich zu äussern, zuhörten. Den genauen Wortlaut will ich, um Mohnke nicht blosszustellen, hier nicht wiedergeben.

Ich stürzte wutentbrannt aus dem Raum, mit der Drohung, die Kameraden, die oben warteten, zu warnen, denn wir wollten nicht nach Sibirien

und in den Bleibergwerken landen, so rief ich. Ich hörte noch, wie Mohnke zwei Männern zurief: «Holt ihn zurück, der Kerl verdirbt mir mein Konzept!» Dies gelang den SS-Führern jedoch nicht, denn mithilfe meiner beiden Kameraden trieb ich sie in den Bunker zurück.

Nein, ich wollte auf keinen Fall in sowjetische Gefangenschaft gehen. Lieber hätte ich mir eine Kugel in den Schädel gejagt. Mein Wille war es, nach Westen zu gehen. Dies ist mir auch gelungen. Ich erreichte die Elbe und ging in amerikanische und dann später in englische Gefangenschaft. Ein Jahr später wurde ich, nachdem meine Kriegszeit genau untersucht worden war, als «unfit» wegen meiner vielen Verwundungen nach Hamburg entlassen.

Später ging ich dann in meine Heimat, in die damalige Ostzone, zurück. Ein Grund dafür war, dass ich einige meiner ehemaligen Kommandeure nach dem Krieg nicht wiedersehen wollte.

JOACHIM SIERCK

Der Einsatz von Marineangehörigen aus Stralsund in Berlin vom 26. April bis 2. Mai 1945

Der Chef der Heeresgruppe Weichsel, Generaloberst Gotthardt Heinrici, forderte am 6. April 1945 in der Lagebesprechung angesichts der bedrohlichen Lage im Osten von Hitler weitere Truppen. Hitler reagierte darauf mit einem Wutanfall, wie Heinrici später berichtete, und spontan boten die anwesenden Oberbefehlshaber der verschiedenen Wehrmachtsteile ihre vorhandenen Reserven an: Göring sagte 100.000 Mann von der Luftwaffe zu, Himmler 25.000 SS-Männer und Dönitz 12.000 Mann von der Kriegsmarine, angeblich «Schiffsbesatzungen». Noch am gleichen Tag wurden die notwendigen Befehle erteilt, und in den darauffolgenden Tagen wurden aus vielen Standorten Marinesoldaten aller Laufbahnen u.a. nach Waren (Müritz), Neustrelitz und Neubrandenburg in Marsch gesetzt, keineswegs nur «Schiffsbesatzungen», und dort einer kurzen infanteristischen Grundausbildung unterzogen. Der grösste Teil von ihnen kam anschliessend an die Oderfront zur 1. Marine-Infanterie-Division (1. MID), die im Raum Angermünde lag, am 16.4.1945 allein 600 Mann aus Stralsund. Andere bildeten die Panzerjagdbrigade «Marine» innerhalb der von Oberst Freiherr von Jungenfeld schnell aufgestellten Panzerjagddivision Weichsel. Man steckte sie in nagelneue, braune dänische Heeresuniformen und schickte sie ab 22.4. nach kurzer Ausbildung in Neustrelitz in Form einzelner Panzerjagdkommandos mit bis zu 16 Mann an die Front nördlich von Berlin.¹ Anfang April war bereits aus Resten der in Pommern zer-

schlagenen 163. Infanterie-Division und den in und um Swinemünde und auf Wollin noch vorhandenen Marinesoldaten die 3. MID gebildet worden.²

16.4.1945

Am 16. April 1945 brach die letzte russische Offensive los, und nach wenigen Tagen war Berlin massiv bedroht. Die 3. MID wurde in den Raum nördlich Oranienburg verlegt. Hitler befahl am 19.4. der Kriegsmarine und der Luftwaffe, «alles noch irgendwie verfügbar zu machende kv-Personal zum Einsatz im Grossraum Berlin unverzüglich ... schnellstens nach Berlin zuzuführen... Bewaffnung der Marsch-Bataillone erfolgt bei Ablösung mit den Waffen der Volkssturm-Bataillone ...».³ So wurde also am 20.4. auch der Rest der 3. Schiffsstammabteilung als neu gebildetes Marine-Schützen-Bataillon 903 unter ihrem Kommandeur Korvettenkapitän Richard Steffen von Stralsund aus per Bahn in Richtung Berlin zur 3. MID verfrachtet. Der Zug kam bis Nassenheide (nördlich Oranienburg). Das Bataillon bestand durchweg aus Offiziersanwärtern der letzten Crew 1/45, die gerade ihre Grundausbildung beendet hatten und zuletzt noch zum Entladen von Lazarettschiffen und Munitionstransportern sowie zum Bau von Panzersperren in Stralsund eingesetzt gewesen waren, und aus Fähnrichen. Es war praktisch unbewaffnet und so für jegliche Kampfeinsätze ungeeignet. An einen sinnvollen Einsatz war überhaupt nicht zu denken, zumal das Bataillon auch über keine fronterfahrenen Offiziere und Unteroffiziere verfügte.

Sowohl bei der 1. als auch bei der 3. MID kam es bald zur völligen Auflösung und Flucht in Richtung Westen. Einigen gelang es, die amerikanischen Linien zu erreichen. Der grösste Teil wurde vom Russen gefangen genommen.

25.4.1945

Die 9. Armee war eingeschlossen, und der Russe war bereits südlich an Berlin vorbeigestossen und traf bei Torgau auf die vom Westen her angrei-

fenden Amerikaner. Auch im Norden von Berlin im Raum Oranienburg machten die Russen Fortschritte, und es bestand die akute Gefahr der Einschliessung. Am Vorabend befahl Hitler deshalb der Marine, «unter Zurückstellung aller sonstigen Marineaufgaben die Front an der Reichshauptstadt durch Heranführung von Marinetruppen durch die Luft zu unterstützen» und «sobald wie möglich mit Waffen ausgerüstete Bataillone zur Verstärkung der Verteidigung nach Berlin zu überfliegen». Für die Nacht vom 25. zum 26.4. waren Transporte von Stralsund und Rostock zum Seefliegerhorst Pütznitz und den Fliegerhorsten Tutow und Rostock befohlen worden, insgesamt für ca. 850 Mann. In der nächsten Nacht sollten noch 1'000 Mann von Fehmarn über den Feldflugplatz Renk nach Berlin geflogen werden.⁴ Am 25.4. wurde die völlige Einstellung der Offiziersausbildung bei der Marine befohlen.⁵ Auf fernmündlichen Befehl von Vizeadmiral Voss, dem Vertreter von Dönitz im Führerbunker, wurde in Stralsund in Eile und Hektik unter dem Befehl des gerade beförderten Kapitänleutnants (MA) d. R. Franz Kuhlmann ein Marine-Schützen-Bataillon aufgestellt. Die wenigen noch vorhandenen Waffen wurden in Eile ausgegeben. Kuhlmann berichtete später, dass ihm noch nicht einmal Gelegenheit gegeben wurde, «seine Leute» listenmässig zu erfassen. Mit seinem «Stab» (das waren lediglich ein Adjutant und ein Ordonnanzoffizier) und einer Kompanie ging es abends mit Omnibussen und Lastkraftwagen zum Fliegerhorst Tutow bei Greifswald/Demmin. Kuhlmann berichtet, dass dort niemand etwas von einem Flugauftrag wusste und man bei der Flugleitung diese Aktion auch für sinnlos hielt, weil der als Zielflugplatz bestimmte Fliegerhorst Berlin-Gatow unmittelbar vor der Besetzung durch russische Truppen stand. Andere Landemöglichkeiten ausser auf der Ost-West-Achse gab es nicht mehr. Nach Intervention durch den aus Stralsund eingetroffenen Kommandeur der 1. Schiffsstammabteilung, Korvettenkapitän Wolfgang Dittmers, wurde dann schliesslich doch die in Tutow stationierte Grossraum-Transportgruppe (TG4 unter Major Mauss), die mit Versorgungsflügen zur Ostfront und nach Berlin betraut war, mit dem Transport beauftragt. Mit fünf Maschinen vom Typ Ju 352 ging es nachts

gegen 2 Uhr ab.⁶ Wenn man davon ausgeht, dass eine solche Maschine etwa 40 Mann mit Waffen fasst, so konnten fünf Flugzeuge etwa 200 Mann transportieren. Höchstwahrscheinlich ist damals nur diese einzige Kompanie mit schätzungsweise etwa 180 jungen Offiziersanwärtern – sie waren damals 17 bis 19 Jahre alt – und maximal sechs Offizieren (einschliesslich Bataillonsstab) nach Berlin abgeflogen. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass von Tutow, Pütznitz, Rostock oder anderen Flugplätzen aus noch Transporte nach Berlin stattgefunden haben.

26.4.1945

Der ehemalige Unteroffizier Rudolf Reichard aus Fulda, Bordfunker in einer dieser Maschinen, hat noch sein Flugbuch und berichtet von einem an sich ruhigen Tiefflug bei Mondschein von einer Dauer von ca. 50 Minuten. Über Berlin gab es Beschuss, aber nach mehreren Versuchen konnte man in Gatow landen. Zwei Maschinen sind nach bisherigen Feststellungen in Gatow heruntergekommen und konnten, wie Reichard berichtet, nach ca. 20 Minuten mit Verwundeten starten und zurückfliegen. Beide Maschinen sind wieder in Tutow gelandet.⁷ Eine dritte Ju 352 musste über Berlin umkehren, angeblich, weil der Landeplatz nicht gefunden wurde, und kehrte nach Tutow zurück. Nach der Landung wurde der Pilot von der Feldgendarmarie abgeführt.⁸ Eine vierte Maschine schliesslich hatte über Berlin einen Treffer erhalten, drehte ebenfalls um und machte in Barth eine Bruchlandung.⁹ Weitere zuverlässige Nachrichten fehlen. Kuhlmann hörte später in der Gefangenschaft, dass eine der Maschinen auf der Ost-West-Achse notgelandet sein soll. Dafür fehlt jedoch jede Bestätigung.

In Berlin

In Gatow waren also nur zwei der abgeflogenen Maschinen mit etwa 80 bis 85 Mann gelandet, darunter vier Offiziere: Kapitänleutnant Kuhlmann,

Oberleutnant Wolf, Oberleutnant Zuborg und Leutnant Böing. Von den erwarteten 2'000 (bis 3'000) Mann Marine hatten also gerade drei Prozent Berlin erreicht. Am nächsten Tag versuchten noch drei Maschinen vom Typ Fw 200 bzw. Ju 290 von Rerik aus mit maximal je 15 Mann, alles Soldaten von der 1. Funkmess-Lehrabteilung auf Fehmarn, den Flug nach Gatow.¹⁰ Eine davon schmierte in Wilhelmshorst bei Potsdam ab (sieben Tote sind in Wilhelmshorst bestattet)¹¹, eine weitere kehrte wegen Maschinenschadens um, und die dritte hat vermutlich Gatow gerade noch erreicht; es fehlt jedoch jede Bestätigung dafür.

Nach längerem Warten wurde Kuhlmann mit seiner Gruppe von SS-Führern abgeholt, mit Lastkraftwagen durch den sich gerade schliessenden Ring hindurch über die von HJ-Einheiten verteidigte Heerstrasse und die Ost-West-Achse zur Reichskanzlei gefahren und im Keller des Auswärtigen Amtes untergebracht. Die Gruppe wurde in den folgenden Tagen im Umkreis der Reichskanzlei, des Auswärtigen Amtes und des Anhalter Bahnhofs eingesetzt. Sie erlitt grosse Verluste, denn um die Reichskanzlei herum hatte der Russe u.a. Scharfschützen eingesetzt, die eine Bewegung bei Tage fast vollständig verhinderten.

Das Ende kam schliesslich am frühen Morgen des 2. Mai 1945. Der Rest der an der Reichskanzlei eingesetzten Gruppe schloss sich nach stundenlangem Marsch durch finstere U- und S-Bahn-Tunnel den im Raum Friedrichstrasse/Weidendammbrücke nach Norden ausbrechenden Truppen an. Dieser Ausbruchsversuch wurde vom Russen niedergekämpft. Die Truppe löste sich völlig auf. Teile gelangten noch zur Schultheiss-Brauerei, fielen dort aber dem Russen schliesslich doch in die Hände. Die am Anhalter Bahnhof kämpfende Gruppe geriet zu diesem Zeitpunkt ebenfalls in russische Gefangenschaft.

Anmerkungen

- 1 Hermann Gerken, Meine Erlebnisse in dem 2. Bataillon der Panzerjagdbrigade Marine im April/Mai 1945 im Kampf um Berlin und in Mecklenburg (Ms).
- 2 Verfg. WFSt/Org. Nr. 1754/45 vom 1.4.1945.
- 3 FS von GFM Keitel vom 19.4.1945, 21 Uhr, an OKM und OKL (OKW/WFSt/Org(I) T Nr. 1089/45, gKdos vom 19.4.1945).
- 4 KTB Ob. d. M. vom 24.4.1945, 24 Uhr.
- 5 FS des Ob. d. M. an alle Stellen, die mit der Ausbildung von Offizieren betraut waren, vom 25.4.1945.
- 6 Kuhlmann, Franz, Der Einsatz meiner Marineschützen-Abteilung in der Reichskanzlei vom 25.4. bis 1.5.1945 (Ms bei der MOV Bonn).
Kuhlmann, Franz, 25. April 1945: Nachtflug in die Hölle von Berlin, in: Ruhr-Nachrichten, Nr. 92/85 vom 20. April 1985.
- 7 Mitteilungen von Herrn R. Reichhardt, Fulda, an den Verfasser.
- 8 Eigene Beobachtung des Verfassers.
- 9 Brief von F. O. Schröder vom 15.3.1994 an den Verfasser:
«Der Flug nach Berlin kam mir endlos lang vor. An eine Verständigung mit Kameraden war wegen Motorlärms nicht zu denken. Durch ein winziges Fenster sah ich dann im Morgengrauen, als wir schon stark an Höhe verloren hatten, ein Wiesengelände unter uns. Wenig später erfolgte ein gewaltiger Aufprall, bei dem alles durcheinanderflog. Der vordere Teil der Maschine steckte tief im Erdreich. Zu Schaden ist keiner gekommen.»
- 10 Brief von Eginhart Schmiechen vom 11.8.1993 an den Verfasser.
- 11 Wilhelmshorst und der II. Weltkrieg, in: Wilhelmshorster Bote, Juni 1991, S. 10.

Zwischen Bornholmer Strasse und Humboldthain – als Infanterist in den Berliner Kämpfen vom 21. April bis 3. Mai 1945

Am 14.4.1945 wurde ich aus dem Lazarett in Marienbad/Sudetenland mit Genesungsurlaub nach Berlin entlassen, am 26.4.1945 sollte ich mich wieder bei meinem Ersatztruppenteil Panzerjäger-Ersatz- und -Ausbildungsabteilung 262 in Retz/Niederdonau melden.

Meine Waffengattung war Panzerschreck/Ofenrohr oder fachlich genannt Panzerbüchse 64, sonst fast überwiegend im infanteristischen Einsatz. Auf der Fahrt von Marienbad nach Berlin mussten alle Wehrmachtangehörigen in Zossen aus dem Zug und sich bei der Ortskommandantur melden. Da ich Genesungsurlaub hatte, konnte ich die Fahrt nach Berlin fortsetzen. Dies wurde auf der Ortskommandantur mittels eines Stempels bestätigt (auf dem Urlaubsschein). Der Urlaub in Berlin verlief ohne besondere Vorkommnisse. Am 16.4.1945 begann an der Oder aus dem Brückenkopf bei Küstrin der Angriff der russischen Armee auf Berlin. Dies war für mich hier in Berlin zunächst ohne Bedeutung und veränderte meinen Aufenthalt nicht. Am 20.4.1945 hatte sich die russische Armee im Osten dem Berliner Stadtrand bedrohlich genähert, und die Feldgendarmerie tat durch Plakate an den Litfasssäulen und im Tagesnachrichtendienst kund, dass sich alle in Berlin befindlichen Soldaten, Urlauber oder Sonstige, sofort in der Seeckt-Kaserne in Berlin-Spandau zu melden hätten. Ich hatte ja noch bis zum 25.4. Urlaub, also was tun? Ich hielt mich bei meinen Eltern in Friedenau auf und zog zunächst einmal Zivil von meinem Vater an, um auf der Strasse die Lage zu erkunden. Zivil deshalb, um nicht gleich von der Feldgendarmerie eingefangen zu werden. In meinem Blickfeld zum

Innsbrucker Platz sah ich den Himmel brandrot und hörte fernes Artilleriegröllen.

Wieder zurück, legte ich meine Uniform an und beteiligte mich weiter an der Geburtstagsfeier meiner Mutter. Dies war der Anlass, dass ich mich noch nicht wegbegab. In der Nacht zum 21.4. gab es noch einmal Fliegeralarm, und wir mussten alle in den Luftschutzkeller. Dort wiesen mich die Bewohner auf den Anschlagbefehl hin und sagten, ich müsste doch weg, damit ich keinen Ärger bekäme. So brachten mich meine Eltern zum S-Bahnhof Wilmersdorf, sie verabschiedeten sich und wünschten mir viel Soldatenglück. Das war am 21.4.1945.

Auf dem S-Bahnhof Wilmersdorf stand ich nun nach dem Motto «Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens». Nach mindestens einer Stunde Wartezeit kam endlich ein S-Bahnzug, jedoch nicht elektrisch betrieben, der Strom war ausgefallen, sondern der Zug wurde von einer Dampflokomotive gezogen. Die Fahrgäste waren alles Landser, die sich aus dem Raum Müncheberg, Seelower Höhen usw. durch Berlin durchschlugen und sich nun auf dem Wege Richtung Spandau befanden. MG 42, Granatwerfer, Handgranaten und viele andere Waffen wurden im S-Bahnzug mitbefördert, dies sah sehr komisch aus, sonstige Bürger der Stadt waren keine Fahrgäste, eben alles Soldaten; in Westkreuz musste ich umsteigen.

Westkreuz glich einem Heerlager, und man konnte vor Feldgrauen kaum treten, in den Unterhaltungen jagte eine «Scheisshausparole» die andere, und jeder wusste eben mehr oder sonst noch was. Da waren Landser von Halbe gekommen und fast aus allen Richtungen, und jeder wusste immer was Besseres zu berichten. Endlich kam ein Zug, jedoch normal elektrisch betrieben. Alles drängte hinein und dann bis Spandau-West. Dort angekommen, bewegte sich ein Heerwurm von Soldaten in Richtung Seeckt-Kaserne. Am Kasernentor wurde mir mein Urlaubsschein abgenommen und ich in einem Kasernenteil untergebracht.

Das Übliche, Verpflegung empfangen und die Pfeiferei und das Geschrei irgendwelcher Leute, die etwas zu sagen hatten, hörte nicht auf. Am 22.4. wurden wir herausgepfiffen. Man kannte keinen, und Dienstgra-

de aller Art traten an. Kranke rechts heraus, dazu reihte ich mich ein, schliesslich hatte ich ja meinen Umschlag vom Lazarett mit dabei, war ja Genesungsurlauben Beim Stabsarzt ging es sehr schnell. Ich gab den Umschlag ab, er las und schmiss das Schreiben in den Papierkorb und ich war kv (*kriegsverwendungsfähig*). Dann wurden wir alle von dem Kompaniegebäude in die Turnhalle getrieben.

Ich war als Berufssoldat erschüttert über die Disziplinlosigkeit, die sich in die Reihen der Soldaten eingeschlichen hatte, keiner hatte mehr Lust, und Befehle wurden nach dem «Leck-mich-am-Arsch-Standpunkt» quittiert. Ein Hauptfeldwebel, der sich bemühte, in der Turnhalle die einzelnen Landser nach Waffengattungen zu sortieren, scheiterte daran, weil keiner seinen Befehlen Folge leistete oder seiner späteren Bitte nachkam. Faul und apathisch lagen die Soldaten auf dem Boden und liessen den lieben Gott einen frommen Mann sein. Plötzlich erschien an der Turnhallentür ein Major und befahl in alter militärischer Manier, dass alle zur Tür kommen sollten. Keiner kam dem nach, und mit unqualifizierten Reden wurde der Major veralbert. Er wurde wütend und brüllte fürchterlich herum.

Ich sagte mir: «Was soil's» und ging mit als einer der Ersten zur Tür nach der Auffassung «Irgendwann bist du doch dran». Als er beim Abzählen bis 70 kam, war der sogenannte Haufen aufgestellt, und wir mussten auf dem Kasernenhof antreten. Ich schaute mir meine Vorder-, Neben- und Hintermänner an, sie waren alle von sonstwo. SS, Luftwaffe, Arbeitsdienst, Marine, also von jedem etwas. Schreibstubenhengste, Drückeberger, Zahlmeister und sonstige lustige Vögel. Mit strenger Miene stand der Major vor uns. Da kam plötzlich ein Leutnant von der Flakartillerie mit seinem Kochgeschirr in der Hand über den Kasernenhof. «Sie da», so der Major, «wie heissen Sie?»

Der Leutnant antwortete: «Leutnant Getzien, Herr Major.» «Haben Sie schon ein Kommando? Nein, na das ist ja schön, ab sofort übernehmen Sie hier den Haufen, sind Kampfgruppenkommandeur.» Zu uns gewandt sagte er dann: «Also, Sie sind jetzt Kampfgruppe ‚Getzien‘.» «Jawohl, Herr

Major.» Und so waren wir das dann. Der Leutnant machte ein Gesicht, als wenn er die Verwunderungsmütze mit grosser Krempe aufgesetzt hatte.

Plötzlich russische Tiefflieger im Angriff auf die Kaserne, alles spritzte auseinander. Ich drückte mich an einer Halle für Fahrzeuge entlang, nahm dort Deckung, und so einen halben Meter von mir schlugen die Geschosse ein. Alle hatten Glück, die Flieger flogen wieder ab, und nichts passierte.

Also wieder antreten. Nun ging das Sortieren los. Ein Oberfeldwebel hatte bereits ein Auge auf mich geworfen. Mein junges Gesicht, ich war ja erst 18 Jahre und schon Unteroffizier, sowie meine Kriegsauszeichnungen machten Eindruck. Gleichzeitig interessierte sich aber der Leutnant für mich und fragte, wo ich herkäme. Da ich Berufssoldat sei und dazu noch Uffz.-Vorschüler und Uffz.-Schüler gewesen, war ich sein Mann. Der Oberfeldwebel war wütend und meinte, jetzt klaut der mir noch einen guten Mann.

Also wurden von einem Lastauto Waffen abgeworfen, und jeder sollte sich etwas aussuchen. Ich nahm einen alten Polizeikarabiner. Er hatte leider keinen Riemen, umhängen musste ich ihn ja. Es gelang mir, eine Schnur zu organisieren und diese am Karabiner zu befestigen. Das sah vielleicht aus, einen Karabiner mit Strippe umgehängt.

Da war dann auch ein Lastwagen, schnell Verpflegung empfangen und noch einmal Essen in der Kantine. Wir standen in Reihe, vor mir ein Fähnrich. Er führte schlaue Reden von Endsieg und «Unser Führer wird das schon machen». Ich dachte, wo kommt der denn her – jeder, auch der Dümme, sieht doch, dass alles im Eimer ist und dass sich das nur noch um Tage handeln könnte. Ich dachte: «Lass ihn in dem Glauben.» Dann stiegen wir auf die Lastwagen und fuhren aus der Kaserne ins Ungewisse.

Die Fahrt führte zu Heerstrasse, Knie (heute Ernst-Reuter-Platz), Ost-West-Achse und an der Siegestsäule herum, da krachten die ersten Artillerieinschläge, und weiter ging es am Lehrter Bahnhof vorbei bis zum Flakbunker Humboldthain. Dort wurde ausgeladen, schon waren die Tiefflieger da und beharkten uns. Wir drückten uns in ein Trümmerhaus in Deckung, danach in Reihe zum Flakbunker und dort hinein. Es war für mich

äusserst interessant, solch einen Flakbunker einmal von innen zu sehen. Wenn die Flak, 12,5-cm-Geschütze, schoss, es waren acht an der Zahl, erzitterte der ganze Bunker. Das war am 23.4.1945.

Am späten Nachmittag bekamen wir den Einsatzbefehl. Wir sollten zum Bahnhof Bornholmer Strasse vorstossen und ihn nehmen. Also los über die Brücke vom S-Bahnhof Gesundbrunnen die Behmstrasse entlang an der Lichtburg vorbei. An der Swinemünder Brücke, auch Millionenbrücke genannt, war erst einmal Sense. In Höhe des Hertha-BSC-Platzes bekamen wir schon Infanteriefeuer. Neben uns gingen Pioniere vor, die diese Brücke in die Luft jagen sollten. Wir drückten uns in die Häuser Ecke Bellermannstrasse/ Behmstrasse. Unser Leutnant schickte einen Spähtrupp unter Führung eines RAD-Unterfeldmeisters in das Laubengelände, um den Iwan festzustellen. Ich sagte zum Leutnant, dass er wohl den Richtigen geschickt hätte, der hat doch mehr Angst als Vaterlandsliebe, der kommt doch ohne Ergebnis zurück.

Und tatsächlich, nach 20 Minuten war der schon wieder da und sagte, alles voll vom Iwan, kein Durchkommen. Ich dachte mir meinen Teil. Na, jedenfalls besetzten wir die Häuser längs der Bellermannstrasse über die Querstrassen Heidebrinker und Zingster. Im Eckhaus Bellermannstrasse nistete sich unser Leutnant ein, mich liess er wissen, dicht an der Ecke Bellermannstrasse/ Behmstrasse zu bleiben, damit ich in der Nähe des Oberfeldwebels sei, ihm kam der nicht geheuer vor.

Die Nacht verlief ruhig, keine Gefechtstätigkeit. Ich machte mich aus Neugierde alleine auf und spürte den Weg des Spähtruppführers nach, um zu sehen, was dieser Held da eigentlich so ausgekundschaftet hätte. Wie geahnt: Kein Iwan zu sehen, vielmehr traf ich in der Laubenkolonie einige Landser, die dem Alkohol sehr zugetan waren und «fromme» Lieder sangen. Ich kümmerte mich nicht um sie, sollten sie doch lustig sein.

Also zurück zur Stellung und dem Leutnant Meldung erstattet. Doch auch der hatte keine Lust, jetzt noch bis zum Bahnhof Bornholmer Strasse

vorzustossen. Übrigens wusste unser Leutnant, genau wie wir, dass es fünf vor zwölf war und jeder überleben wollte. Er riskierte nichts mehr.

In der Bellermannstrasse mussten die Bewohner ihre Wohnungen geöffnet lassen, und wir machten es uns mit unseren Waffen in den einzelnen Hausetagen und Wohnungen gemütlich. Fenster auf und Sofakissen als Deckung, MG 42 auf Tischen an das Fenster. Ich hielt mich viel im Keller auf und sah mir dann das Schauspiel an, wie die «Millionenbrücke» in die Luft gesprengt wurde. Ab und zu Tieffliegerangriffe und pausenloses Artilleriefeuer. Im Keller waren die ganzen Hausbewohner, und wir mittendrin. Plötzlich ging die Tür auf. Ein verwundeter Gefreiter humpelte herein und umarmte seine Familie, er wohnte dort. Er kam vom Teltow-Kanal, war dort verwundet worden und hatte sich bis zur Bellermannstrasse durchgeschlagen. Wir haben ihn wieder neu verbunden. Er holte sich dann sein Zivil aus dem Schrank und setzte sich als Zivilist zu seinen Mitbewohnern.

Am nächsten Tag schickte mich der Leutnant zum Flakbunker, um Befehle zu empfangen. Er wollte sich mit seinen Leuten zurückziehen, da der Iwan von der Grüntaler Strasse schwer drückte. Also machte ich mich auf den Weg. Der S-Bahnhof Gesundbrunnen und die Brücke darüber lagen unter heftigem Artilleriefeuer, schon mehrere Stunden. An der Brücke quälte sich ein Sturmgeschütz durch. Der Kommandant fragte mich, ob er Richtung Badstrasse durchfahren könne und wo der Russe liege. Ich sagte ihm, er könne es versuchen, aber der Gegner sei schon an der Grüntaler Strasse. Das Sturmgeschütz rollte weiter und verschwand im Pulverdampf. Infolge des starken Artilleriefeuers war es mir unmöglich, den Bahndamm zu überqueren. Ich kam auf die Idee, diesen einfach zu unterlaufen. Ich dachte, einfach durch den U-Bahnhof Gesundbrunnen, und drüben am anderen Ende der Brücke kommst du heraus. Gesagt, getan. Hinunter die Treppen, unten kein Licht. Also Streichhölzer heraus und schnell gesehen, in welche Richtung zu laufen war.

Nach vielen Mühen und mithilfe eines Eisenbahnbeamten, der mich nach einem üblen Sturz im Dunklen praktisch auffas, fand ich den gesuchten Weg. Wieder oben, schaffte ich es dann bis zum Flakbunker und mel-

dete mich dort auf dem Gefechtsstand. In dem mit grossen Karten ausgestatteten Raum waren etliche Offiziere damit beschäftigt, private Telefonanschlüsse anzurufen, um so zu erfahren, wo der Iwan bereits wäre oder noch nicht. So zeichnete man die Frontlinie mithilfe von derartigen Informationen in die Karte. Auch eine Methode.

Ich schilderte unsere Lage und erhielt den Befehl, dass wir uns zum Bunker absetzen sollten. Nach meiner Rückkehr unterrichtete ich unseren Leutnant. Plötzlich tauchte ein vollkommen fremder Major auf, der begann, Befehle zu erteilen. Zu mir sagte er: «Laufen Sie doch mal über die Strassenkreuzung, wir geben Ihnen Feuerschutz. Wenn der Iwan dann feuert, wissen wir, wo er steckt.» Höflich und militärisch exakt lehnte ich ab, mit der Begründung, dass ich ihn nicht kenne und nur mein Kampfgruppenkommandeur mir Befehle erteilen könne.

Ich dann wieder in den Keller in der Bellermannstrasse, wo die Kameraden sassen. Danach Abmarsch zum Bunker. Während sich alle Kameraden zur Strasse bewegten, sagte der Oberfeldwebel zu dem nun in Zivilkleidung steckenden Verwundeten vom Teltow-Kanal, er sei doch weiterhin Soldat, zwar verwundet, aber er solle seine Uniform anziehen und mitkommen, ansonsten wäre das Fahnenflucht. Seine Ehefrau fing an zu weinen und zu argumentieren, dass ihr verwundeter Mann ja niemandem mehr nütze. Der Oberfeldwebel ging aber darauf gar nicht ein, unser «Schützling» musste seine Uniform wieder anziehen und mitkommen. Er tat mir sehr leid.

(Ich greife hier zeitlich etwas vor: Ich habe das Haus im August 1945 noch einmal besucht und traf da den Gefreiten wieder bei seiner Familie. Er war vom Flakbunker aus zum Krankenhaus nach Spandau gelangt, hatte dort überlebt. Seine Frau konnte ihn dann dort ausfindig machen und holte ihn mit einem Handwagen nach Hause, um ihn gesund zu pflegen.)

Wir setzten uns nun ab. Schon im Marsch fragte mich der Oberfeld, ob ich den in der Kneipentür an der Heidebrinkerstrasse stationierten MG-Schützen informiert hätte. Ich also zurück. Da lag der in der Eile Vergessene noch hinter seiner Deckung. Er packte seine Waffe, und im Trab ging

es der Kompanie nach. Der Flakbunker wurde ohne Verluste erreicht und dort die Kompanie zur Reserve eingeteilt.

Endlich einmal schlafen. In einem Raum mit Flakhelferinnen am Klappenschrank machte ich es mir bequem. Die Mädchen versorgten mich rührend, und ich schlief den Schlaf der Gerechten. Am nächsten Vormittag stöberte mich der Leutnant dort auf und fragte, ob ich bereit wäre, ein Stosstruppunternehmen zur Schokoladenfabrik Hildebrandt in der Pankstrasse mitzumachen, es gäbe dort Schokolade als Verpflegung zu holen, ich war sofort bereit. Wir waren zehn Mann. Ein Oberfähnrich führte, ich machte als Unteroffizier den Schlussmann. Morgens gegen 4 Uhr begann das Unternehmen. Unser Weg führte zur S-Bahnbrücke in der Wiesenstrasse. Dort war eine Panzersperre, die von Polizeieinheiten besetzt war. Es hiess, hier könnt ihr nicht mehr durch, drüben ist schon der Iwan. Was kümmerte uns das. Als wir über die Panzersperre kletterten, gab es sofort Granatwerferfeuer, und ein Polizist wurde gleich verwundet. Wir aber kamen ohne Schaden durch und erreichten über Schleichwege die Schokoladenfabrik Hildebrandt. Siehe da, ein Amtswalter der NSDAP hielt dort Wache und wollte keinen hineinlassen. Ich hatte mir inzwischen eine MPi besorgt, die ich direkt auf den Bauch des NSDAP-Fritzen hielt, und forderte ihn auf, mir seine Pistole zu geben, was er widerwillig tat. Er meinte noch, das käme mir teuer zu stehen.

Wir nun hinein in die Fabrik. Die mitgenommenen Fliegerrucksäcke füllten wir prall mit Schokolade, dann ging es wieder hinaus. Dem Parteilobben gab ich seine Pistole zurück und sagte ihm, er möge mal hier so lange stehenbleiben, bis ihn der Iwan mit einem nassen Handtuch totschlüge. Wohlbehalten kamen wir zum Flakbunker zurück. Der Leutnant und die Kameraden begrüßten uns freudig. Die Schokolade war eine hervorragende Zusatzverpflegung.

Der 30. April brach an. Wir mussten wieder zum Einsatz. Der Bahnhof Wedding sollte zurückerobert werden. In der Neuen Hochstrasse machten wir erst einmal Halt. Mein Leutnant schickte mich los, um zu versuchen, durch die Gerichtsstrasse bis zur Panzersperre Nettelbeckplatz zu gelan-

gen. Das war nicht so einfach, denn in der Badeanstalt in der Gerichtsstrasse sass schon der Iwan mit Scharfschützen. So musste ich mich von Hof zu Hof über Müllkästen längs zur Gerichtsstrasse langsam vorarbeiten. Ich brauchte fast zwei Stunden, weil zudem starkes Artilleriefuer die Gegend eindeckte. An der Kolbergerstrasse traf ich auf Hausfrauen, die über die Strasse wollten, um beim Bäcker Brot zu holen. «Endlich ein Soldat», hiess es. «Können Sie uns nicht helfen?» Ich konnte. «Also mir nach und immer das machen, was ich vormache.» Die Abstände zwischen den Salven nutzend, brachte ich so die Frauen unversehrt durch das Artilleriefuer zur anderen Strassenseite, wobei wir alle mehr am Boden lagen, als dass wir liefen. Ich schaffte es danach bis zur Panzersperre. Bei einem Blick über die Sperre sah ich, dass schon einige T-34 auf dem Platz herumkurvten. In der Nähe des Bahndamms lag eine Truppe in schwerem Kampf. Ich verdrückte mich wieder, als der Einheitsführer versuchte, mich zu vereinnahmen. Also zurück. Mit meinen Nachrichten gelangte ich wieder wohlbehalten im Bunker an.

Inzwischen hatte sich der Iwan in einem Haus in der Neuen Hochstrasse im dritten Stock festgesetzt. Ich organisierte vom Flakbunker eine 2-cm-Flak, die dort aus ihrer festen Stellung abmontiert wurde. Auf Rädern folgten die Kanoniere. Mein Leutnant sagte: «Karow, Sie führen den Stosstrupp und räuchern die Iwans aus!»

Gegen 18 Uhr raste die Flak aus einem Hausflur und feuerte in die Fenster des dritten Stocks. Meine Gruppe und ich stürmten in das Haus. Im Treppenhaus flogen dann die Handgranaten. Wir stürmten von Stockwerk zu Stockwerk. Plötzlich waren die Russen über die Dächer verschwunden. Ohne Verluste kamen wir wieder zurück. Wenig später erschien der Leutnant mit dem Auftrag, zur Schönwelderstrasse vorzugehen und in Richtung Fennstrasse vorzufühlen. Also los. Zunächst machten wir in der Schönwelderstrasse Halt und legten unseren Gefechtsstand ins Haus 27, Portal II. Der Leutnant schickte mich dann zur Ravenéstrafie, dort wären Volkssturmlaute, und ich sollte ein paar von ihnen holen. Gegen 2 Uhr morgens ging ich los. Gelangte auch wohlbehalten in das be-

treffende Haus, wo ich den ganzen Keller voller Volkssturmmänner fand. Der Volkssturmführer voll wie eine Haubitze. Als ich fragte, was hier los sei, lallte er bloss. Ich sagte, dass ich Leute haben will. Er lallte zurück, dass ich mir welche aussuchen solle. Vor allem alte Männer baten mich, sie mitzunehmen. Ich tat ihnen den Gefallen und zog mit zehn Mann los. Plötzlich – wir waren noch im Schulgebäude – Urrä-Schreie, der Iwan griff über den Bahndamm mit Infanterie an, auf dem Schulhof war vor lauter Pulverdampf durch die Artilleriegranaten kaum etwas zu erkennen. Nach der nächsten Salve ging es über den Schulhof an der Panke entlang in die Kunkelstrasse. In der Schönwalderstrasse angekommen, liefen wir über die Pankebrücke, das war so morgens gegen 4 Uhr. Auf der anderen Seite sah ich dann schattenhaft die Umrisse von Soldaten. Es stellte sich heraus, dass dies schon der Iwan war. Beide dachten wir aber, dass es jeweils die eigenen Leute waren. Wir nun erst einmal in das Haus Nr. 7. Da die Iwans auf der Seite waren, wo sich unser Gefechtsstand befand, mussten wir abwarten, was unser Posten unternehmen würde. Natürlich schlief der im Stehen. Als die Russen schon vor ihm waren, wurde er wach und gab einen Schuss ab. Der traf den vordersten Rotarmisten und war für uns das Zeichen, vorzugehen. Ein Volkssturmmann feuerte mit seinem Sturmgewehr 44 auf die Schatten, und ich mit meiner MPi. Traurig, die armen Hunde mussten fünf vor zwölf ins Gras beißen. Wie wird doch der Mensch zum Tier und grausam, es machte fast Spass, dieses imaginäre Töten, mein ganzes Magazin habe ich leer gefeuert. Da lagen sie dann, stille Gestalten. Was taten wir einander?! Für Gefühlsduseleien blieb keine Zeit. In diesem hektischen Häuserkampf ging es ums Überleben. Nach der Schiesserei kamen die Iwans auch auf unsere Strassenseite. Also schnell ins Haus und auf den Hof. Wohin nun? Hinten eine hohe Mauer, rechts die Panke, vor dem Haus die Russen. Also hinein in den Keller. Dort war kein Mensch. Ein zugemauerter Kellerdurchbruch wurde mit dem Gewehrkolben aufgebrochen, und wir krochen zum nächsten Haus durch. Hierbei war sich jeder selbst der Nächste. Die Volkssturmlaute waren auf einmal weg. Weiter ging es über den Hof, eine Mauer hochgehängt und hinüber zu einem Hinterhaus der Gerichtsstrasse. Dort kam mir mein Leutnant entgegen, den die

Russen fast erwischt hätten. Er hatte völlig nasse Hosen, denn er war durch die Panke gewatet und so entkommen. Das war am 1. Mai vormittags.

Wir setzten uns nun über den Eisenbahndamm zum Humboldthain ab. Die Wiesenbrücke war noch heil, sie verlief genau über dem S-Bahnhof Humboldthain. Sie trennt die Hussitenstrasse in die Wiesenstrasse. Die Front verlief zu diesem Zeitpunkt an der Bahn entlang. Drüben an der Hochstrasse war schon der Iwan.

In der Hussitenstrasse war eine Schule, in der wir unseren neuen Gefechtsstand einrichteten. Inzwischen trafen immer mehr Versprengte ein, und die Kompanie füllte sich allmählich wieder auf. Neben bekannten Gesichtern tauchten aber auch vollkommen fremde auf. Auch unser zackiger Oberfeldwebel Adolf Irrle war immer noch mit dabei.

In der Nacht zum 2. Mai machte ich dem Leutnant den Vorschlag, dass wir aus Berlin verduften. Wir sollten uns auflösen und einzeln nach Westen durchschlagen. Er war damit einverstanden. Gegen Morgen wollten wir es versuchen. Ich sollte ihn nach zwei Stunden wecken. Das tat ich, aber aus unserem Vorhaben wurde nichts. An meiner Seite war seit Tagen ein Gefreiter. Er hiess König, seine Eltern hatten einen Blumenladen in der Kaiserallee (heute Bundesallee). Er sagte mir: «Ich überlebe das hier nicht. Wenn ich falle, nimm bitte diesen Brief, den ich in meiner Gesässtasche habe, und meine Uhr.»

Ich sagte: «Du spinnst!» Er sollte aber Recht behalten mit seinen Ahnungen.

Am Morgen des 2. Mai stand eine Gruppe Soldaten mit dem Gefreiten König auf dem Schulhof. Ich brüllte sie an, weswegen sie hier wie auf einem Präsentierteller herumständen, sie wollten wohl einen kalten Arsch bekommen, ob sie noch nie etwas von Granatwerfern gehört hätten. Noch hatte ich nicht zu Ende gesprochen, als das Geräusch von «Spucker»-Granaten zu hören war. Aber sie hörten nicht. Ich ging sofort in Deckung in den Keller, wo ich mich kurz zu einem Nickerchen hinlegte. Kaum war ich eingeschlafen, kam ein Melder und weckte mich, um mich zum Leutnant

zu holen. Wie wir nach oben gehen, sagt er so nebenbei: «Blumenkönig ist gefallen, Granatwerferüberfall.» «Siehste», sagte ich, «die Blödmänner wollten nicht hören.»

Auf dem Schulhofgelände lag schweres Granatwerferfeuer. Ich musste in den Feuerpausen über den Platz springen. Da sah ich im Laufen meinen Gefreiten König liegen. Mit glasigen Augen schaute er mich an. «Armer Hund», dachte ich.

Der Leutnant teilte mir mit, dass ich am Bahneinschnitt eine Gruppe übernehmen müsste. Dazu musste ich mich umsehen. Nebenbei fiel mir ein, dass ich ja meinem toten Kameraden König noch den Brief und die Uhr aus der Uniformhose holen müsste. Aber immer, wenn ich aus der Tür des Schulgebäudes herauswollte, zischten die Kugeln der russischen Scharfschützen unangenehm nahe vorbei. Abwarten, dachte ich, bis es dunkel wird. Als es dann so weit war, war die Leiche verschwunden, man hatte sie weggeräumt.

Am Abend des 2. Mai übernahm ich dann die Gruppe. Hinter mir im Schützenloch lagen zwei Soldaten hinter einem MG 42. Sie riefen immer wieder, ob ich das MG bedienen könnte, sie hätten keinerlei Ahnung.

Mein Schützenloch lag genau am Brückenpfeiler der Brücke über den Bahnhof Humboldthain, Frontrichtung Wiesenstrasse. Die Nacht war plötzlich ruhig, kein Schuss fiel mehr. Drüben standen die Häuser der Lichtburg in Flammen. Auch der Flakbunker schoss nicht mehr. Beissen-der Qualm und Gestank liess einen kaum atmen. Wir wussten nicht, dass Berlin bereits am 2. Mai kapituliert hatte. Um den Rest der Nacht nicht allein im Schützenloch verbringen zu müssen, kam noch ein Kamerad zu mir. Wir starrten beide in das Dunkel, langsam wurde es hell. Der 3. Mai brach an. Drüben beim Iwan wurde es unruhig. Ich schaute nach drüben. Auf den noch heilen Brückenpfeiler war eine 7,62-cm-Pak gerichtet, die sogenannte Ratsch-Bumm. Auf ihr eine weisse Fahne. Was hatte das nun zu bedeuten? Plötzlich schnarrte ein Propagandalautsprecher bei den Russen: «Deutsche Soldaten, ergebt euch, Berlin hat kapituliert, Hitler und Goebbels sind tot. Wir verlesen den Kapitulationsbefehl eures Kampfkommandanten Weidling.» Der Wortlaut folgte dann.

Wir dachten: Was soll das? Eine Finte? Ich stieg also tollkühn aus meinem Schützenloch und stellte mich aufrecht auf die Brücke. Kein Schuss fiel. Die Iwans winkten, ich sollte hinüberkommen. Na, denke ich, das ist doch nichts. Plötzlich kam ein etwa zehnjähriges Mädchen über die Brücke gelaufen. Sie hatte einen Zettel in der Hand, auf dem in Kinderhandschrift geschrieben stand, wir sollten uns ergeben. Sie sagte, die Nachricht käme von einem russischen Major.

Ich antwortete darauf, dass sie mal lieber zurückgehen solle und dem Major ausrichten solle, dass sich ein deutscher Soldat nicht ergibt. Nach etwa 20 Minuten erschien ein gefangengenommener deutscher Unteroffizier auf der Brücke, der mir sagte, dass ich Schluss machen solle, sie hätten ihn geschickt, mir das auszurichten. Ich fragte ihn daraufhin danach, wie es drüben aussehe. Er antwortete, dass die Russen hinter der Hochstrasse alles voller Stalinorgeln stehen hätten. «Wenn ihr nicht Schluss macht, zertrümmern die euch! Das lohnt sich doch nicht mehr!» Er ging dann wieder zurück, da er sein Ehrenwort gegeben hatte, zurückzukommen.

Plötzlich tauchte mein Leutnant auf und sagte, dass er allein rübergehen wolle, um sich zu erkundigen. Nach einer halben Stunde war er wieder zurück. Er berichtete, dass er zum Gefechtsstand müsse, die Russen hätten zwei Stunden bis zur Kapitulation eingeräumt.

Er hastete los und kam auch bald mit der Zusage für eine Kapitulation zurück. Mit dieser Nachricht marschierte er wieder über die Brücke und erschien nach 30 Minuten mit der Nachricht, dass ab 12 Uhr die Kapitulation zu erfolgen habe. Da sind aber plötzlich auch schon die Russen auf unserer Seite der Brücke. Der erste Iwan fällt mir um den Hals. «Du Kamerad. Wojna kapuut, Krieg aus, Krieg aus, du leben, ich leben, wir gesiegt.» Ich sagte zu ihm: «Mann, du hast ja jede Menge Orden, lass dich mal anschauen.» Plötzlich greift ein anderer Russe meinem Kameraden ans Koppel: «Du mitkommen!» Ich haue ihm mit der MPI auf die Finger, er flüchtet hinter die Eisentür auf der anderen Seite, seine beiden Genossen folgen ihm. Ich springe wieder in mein Schützenloch, nehme eine Stielhandgranate, die ich noch am Koppel habe, ziehe sie ab und lasse sie

vor die Eisentür rollen, aus der der Iwan kommen muss. Er kommt, und in diesem Moment explodiert die Handgranate, er fliegt hinter die Tür zurück. Es hatte ihm aber nichts getan, und er rannte über die Brücke zur anderen Seite in Richtung Wiesenstrasse.

Ich reisse meine MPi hoch und schiesse, in der Hast und Gott sei Dank kein Treffer. Nach zehn Minuten kommt derselbe Russe zurück, klopf mir auf die Schulter und sagt fröhlich: «Du nix gut schiessen, ich leben.» Das waren meine letzten Schüsse in diesem Krieg. Es war 12 Uhr am 3. Mai 1945.

Ich fühle mich elend und traurig, alles umsonst! Immer mehr Iwans kommen zu uns herüber. Wir haben alle noch unsere Waffen. Feldgrau und braun ist das Bild. Alles umarmt sich, es ist wie auf dem Jahrmarkt. Aber ich denke: «Lass dich nicht täuschen, sei auf der Hut!» Meine Kameraden fragen mich, was sie jetzt wohl machen sollen. Ich sage: «Abhauen!» «Wo denn hin?», kommt die Frage. «Du hast es gut, du bist Berliner.» Also, ich verabschiede mich und gehe los. Ich wollte doch nicht in Gefangenschaft. War ich naiv!

Ich marschierte einfach los, meine MPi umgehängt, durch die Grenzstrasse in Richtung Ackerstrasse. Den Stahlhelm hatte ich noch auf dem Kopf, dazu trug ich einen Kradmantel. Nach ca. 200 Metern kamen mir zwei Iwans entgegen und sahen mich so seelenruhig und zufrieden ihnen entgegenkommen, dazu noch bewaffnet. Vor Schreck haben die sich fast hingesetzt. Ich drehte mich schnell um und rannte zurück. «Stoi, Stoi!», tönte es hinter mir her. Plötzlich sah ich an der Strassenseite in einer Mauer ein Loch. Es war die Abgrenzungsmauer zur AEG. Ich durch das Loch. Im Hof traf ich noch auf Flaksoldaten, die ich fragte, was sie hier täten. «Wir warten auf unseren Einsatz», hiess es. Ich antwortete: «Haut bloss ab, es ist Schluss, endgültig Schluss!» Sie verschwanden wie der Blitz.

Ganz plötzlich war ich wieder allein. Ich schlich mich durch das Fabrikgelände und betrat ein Häuschen am grossen Schornstein. Hier legte ich meine MPi ab, nahm den Stahlhelm ab, den ich auf den Lauf hängte, Koppel und Brotbeutel ab. Meine Pistole 38 behielt ich, warf aber die Pistolentasche weg. Ein Reservemagazin steckte ich in die Tasche, holte eine Ledermütze unter meiner Feldbluse hervor und setzte sie auf. Dann schlich

ich weiter durch das Fabrikgelände und betrat einen Keller. Der war voller Leute. Ich sagte ihnen, dass der Krieg aus wäre und sie nach oben gehen könnten. Gleichzeitig bat ich um Zivilzeug. Ein Mann holte aus einem Spind einen Monteuranzug, den ich anzog. Den hatte ich noch nicht richtig an, als schon Iwans die Treppe runterstürmten. Ich setzte mich auf einer Bank auf meinen Kradmantel, die Pistole darunter. Gerade war es mir gelungen, den letzten Knopf des Monteuranzuges zu schliessen, damit man meine Uniform darunter nicht mehr erkennen konnte. Die russischen Soldaten suchten nach Wehrmichtsangehörigen. Als sie einen Nebenraum betraten, kroch ich fix unter ein Sofa, und Leute setzten sich darauf. Die Pistole hielt ich schussbereit in den Händen. Ich bat den Herrgott, dass er mich schützen möge. Die Iwans schauten nicht unters Sofa und verschwanden. Ich kroch dann hervor und bedankte mich bei meinen Helfern.

Die Leute verschwanden nun aus dem Keller. Ich war bald wieder allein. Es war furchtbar still und unheimlich. Plötzlich sah ich durch die geöffneten Türen auf dem Kellergang einen Schatten in einem weiter hinten liegenden Raum. Mit der Pistole in der Hand schlich ich hin und traf auf einen plündernden französischen Fremdarbeiter, der schon mehrere Anzüge über dem Arm trug. Ich liess mir einen davon geben, den ich noch über den Monteuranzug zog. Dann verschwand ich. Ich fand noch einen Eimer und ein paar Konservenbüchsen. Nun krabbelte ich über Trümmer und durch Löcher auf die Strasse. Alles voller Russen! Mensch, dachte ich, die Wehrmichtsuniform noch an, die Pistole in der Tasche! Aber mir war alles scheissegal.

In der Hussitenstrasse kam ich an einem Bäckerladen vorbei. Die Bäckersfrau stand draussen. Ich sprach sie leise an: «Ich bin Soldat. Kann ich mich bei Ihnen meiner Uniform entledigen?» Sofort zog sie mich in ihre Wohnung. In der Küche zog ich die Zivilsachen aus und stand in meiner Uniform dort, dabei, meine Einlagen im Soldbuch zu sortieren. Plötzlich kommt der Bäckermeister herein. «Sind Sie verrückt, hier in Uniform herumzustehen, die Russen sind auf dem Hof.» Er half mir aus der Uniform, die er in den Backofen schob. Die Pistole brachte er, in Zeitungspapier ge-

wickelt, in den Müllkasten. Ich zog mein Zivil wieder an. Mein Soldbuch liess ich bei der Bäckerfamilie, die ich bat, es zu meinen Eltern zu bringen, falls ich mich nicht innerhalb von acht Tagen wieder melden sollte.

Wieder machte ich mich mit meinem Eimer in der Hand auf den Weg in Richtung Ackerstrasse. Schon bald traf ich auf eine russische Stellung. Mir wurde mulmig. Ich ging einfach auf sie zu. Der erste Russe befahl: «Ruki verch! Hände hoch!» Dann tastete er mich ab und liess mich weiterlaufen. Bald wurde ich aber von einer anderen Gruppe zurückgeschickt. Ich beschloss, zu meiner Tante nach der Schönhauser Allee zu gehen. Auf dem Weg dahin kam ich wieder am Flakbunker Humboldthain vorbei. Dort sah ich in einer Nebenstrasse ehemalige Kameraden, darunter meinen Leutnant, als Kriegsgefangene bewacht stehen. Beschämt schlich ich mich schnell vorbei.

Ich dachte, arme Hunde, vor wenigen Stunden warst du noch eins mit ihnen, jetzt trennen uns Welten. Sie sind gefangen, du bist frei, schnell weg. Nein, Verrat war es nicht. Du hast getreu deinem Eid bis zur Waffenruhe gekämpft, jetzt ist sich jeder selbst der Nächste.

Am Gleimtunnel war es dann so weit. Kontrolle. Papiere wurden von zwei Russen verlangt. Ich hatte nichts. Verschwinden ging nicht mehr. Als ich an der Reihe war, hiess es: «Wo Dokument, wo Papier?» Ich zuckte mit den Schultern. «Du Soldat!» – «Nein, ich nicht Soldat.» Da schaute er auf mein Schuhwerk. Hatte ich doch noch die Knobelbecher unter den Zivilhosen. Er zog die Hosenbeine hoch und meinte, das seien Soldatenstiefel. Nun riss er mir die Kleidung auf. Ein Netzhemd der Wehrmacht mit dem Stempel WM und dem Adler wurde sichtbar. Scheisse, dachte ich. Er nahm seine MPi hoch. Ich musste die Hände über den Kopf nehmen, und er stiess mir die MPi in den Rücken. Ein zweiter Russe ging ebenfalls mit der MPi im Anschlag neben mir her. Ein beschissenes Gefühl. So liefen wir mitten auf dem Fahrdamm. Fast am Ende des Gleimtunnels kommt uns ein russischer Offizier entgegen. Er befragt die beiden Soldaten, dabei komme ich hinter ihnen zum Stehen. Ich dachte sofort: Jetzt oder nie. Ab ging die Post. Ich glaube, ich lief schneller als Nurmi. Jeden Moment erwartete ich eine MPi-Garbe im Rücken. Nichts geschah. Ich rannte um ei-

nen zerschossenen Wehrmachts-Lkw herum und verschwand dann um eine Strassenecke. Plötzlich war ich in der Schönhauser Allee, schaffte es bis zur Tante in der Kuglerstrasse 19. Meine Verwandten waren erstaunt und froh, mich lebend zu sehen.

Schnell gewaschen und rasiert, denn ich sah schlimm aus. Dann eine Nacht tief und fest geschlafen. Am 4. Mai machte ich mich auf den Weg nach Friedenau. Bis Danziger Strasse ging es gut. Dort waren wieder Russen. Sie schickten mich zur nahe gelegenen Kommandantur. In einem günstigen Augenblick verschwand ich in einem Haus. Wieder ging es über Höfe und durch Keller. Nach einer glücklich überstandenen Odyssee gelangte ich gegen 18.15 Uhr in der Rönnebergstrasse an, ich war zu Hause.

Als dann wieder die erste Post ging, unterzog ich mich der Pflicht, die Angehörigen von Kameraden zu benachrichtigen, deren Anschriften ich mir notiert hatte. Darunter war auch die Frau des Oberfeldwebels Irrle. Von ihr kam die einzige Antwort. Sie hatte inzwischen von ihrem Mann eine Nachricht aus Schneidemühl bekommen, wo seine Gefangenenkolonie durchmarschierte. Also waren alle meine Kameraden auf dem Weg nach Russland. Mir ist das erspart geblieben.

BENGT VON ZUR MÜHLEN

Zur Biografie des Generals der Artillerie Helmuth Weidling

Am 23. April 1945 erfuhr General Helmuth Weidling, dass Hitler den Befehl gegeben habe, ihn zu erschiessen. Er eilte nach Berlin, in den Bunker der Reichskanzlei. Am Vormittag des darauffolgenden Tages wurde Weidling, statt standrechtlich erschossen zu werden, zum Kommandanten des Verteidigungsbereiches Berlin ernannt. Was war geschehen?

General Weidling, der am 20. Juli 1944 in die Führerreserve des Oberkommandos des Heeres versetzt worden war, kommandierte seit dem 16. April 1945 das LVI. Panzerkorps. Ihm unterstanden fünf Divisionen. Seine Aufgabe: die Führung der Verteidigung im wichtigen Abschnitt beiderseits der Strasse Küstrin-Seelow, als die Grossoffensive der Sowjetarmee in Richtung Berlin unmittelbar bevorstand. Nur wenige Stunden blieben ihm, um sich mit den Örtlichkeiten vertraut zu machen, dann begann der Angriff der Sowjets. Drei Tage lang hielten die deutschen Truppen die Seelower Höhen gegen einen an Menschen und Material weit überlegenen Gegner, dann brachen nördlich und südlich des Verteidigungsstreifens von Weidlings Truppen die Armeen Shukows durch und zwangen ihn, seine Kräfte auf den Ostrand von Berlin zurückzunehmen. Der Kontakt zum Führerhauptquartier war verloren gegangen. Dort kursierte das Gerücht, Weidling habe seinen Gefechtsstand nach Döberitz (westl. Berlins) verlegt. Die Generäle Krebs und Burgdorf nahmen an, Weidling habe sich abgesetzt, um auf diese Weise zu vermeiden, in die Kämpfe um Berlin ver-

wickelt zu werden. Hitler ordnete daraufhin die Absetzung und standrechtliche Erschiessung Weidlings an.

Aufgebracht fuhr General Weidling mit einem seiner engsten Mitarbeiter, dem Major Siegfried Knappe, in die Reichskanzlei. Die einzig übrig gebliebenen Generäle Burgdorf und Krebs bereiteten ihm einen eisigen Empfang. Nachdem er die gegen ihn erhobenen Vorwürfe richtiggestellt hatte, wurde er zu Hitler befohlen.

Weidling berichtet darüber in seiner in sowjetrussischer Kriegsgefangenschaft entstandenen Niederschrift über den Endkampf in Berlin:

«Erneut ein langer Marsch durch einen unterirdischen Gang zum Führerbunker, der etwa zwei Stockwerke tief unter der Erde lag. Erneut eine Kontrolle nach der anderen. Bei einem der letzten Posten wurden mir Pistole und Koppel abgenommen. Durch die Küche gelangten wir in eine Art von Kasino, in dem viele SS-Führer zu Abend assen. Noch eine Treppe nach unten in das Vorzimmer des Führers. Dort warteten einige Männer, unter denen ich nur den Reichsaussenminister von Ribbentrop erkannte.

Krebs und Burgdorf führten mich rasch in das Zimmer des Führers, Hinter einem Tisch mit Landkarten sass der Führer des Deutschen Reiches. Bei meinem Eintritt wandte er den Kopf. Ich sah ein aufgedunsenes Gesicht mit den Augen eines Fieberkranken. Der Führer versuchte aufzustehen. Dabei bemerkte ich zu meinem Entsetzen, dass seine Hände und eines seiner Beine unaufhörlich zitterten. Mit grosser Mühe gelang es ihm, sich zu erheben. Mit verzerrtem Lächeln gab er mir die Hand und fragte mit kaum vernehmbarer Stimme, ob er mir schon früher begegnet wäre. Als ich ihm erwiderte, dass ich ein Jahr zuvor, am 13. April 1944, auf dem Obersalzberg aus seiner Hand das ‚Eichenlaub zum Ritterkreuz‘ empfangen hätte, sagte er: ‚Ich erinnere mich an den Namen, aber an das Gesicht kann ich mich nicht mehr entsinnen. ‘ Sein Gesicht glich einer lächelnden

Maske. Hierauf setzte sich der Führer wieder mit Mühe in seinen Sessel. Sogar beim Sitzen war sein linkes Bein in unaufhörlicher Bewegung, das Knie bewegte sich wie ein Uhrpendel, nur etwas schneller.

General Krebs schlug mir vor, über die Lage des LVI. Panzerkorps, über die Gruppierung des Gegners, über die Lage der eigenen Truppen um 17 Uhr sowie über meine Absichten in Verbindung mit dem Befehl der 9. Armee zu berichten. Ich ahnte, dass ein Gegenbefehl folgen werde, und wies vor allem auf die schon gegebenen Befehle, kämpfend nach Südosten zurückzugehen, hin, die nach drei bis vier Stunden ausgeführt werden würden. Nach meinem Vortrag schlug General Krebs dem Führer vor, auf keinen Fall die Bewegung nach Südosten zuzulassen, weil dies eine Lücke im Osten von Berlin öffnete, durch die die Russen durchzugehen wüssten. Der Führer nickte zustimmend mit dem Kopf und begann dann zu sprechen. In langen Sätzen legte er den Operationsplan zum Entsatz von Berlin dar. Dabei geriet er immer mehr vom Thema ab und ging zur Beurteilung des Kampfwertes der einzelnen Divisionen über.

Der Operationsplan sah kurz Folgendes vor: Von Südwesten greift die 12. Armee unter Führung von General Wenck an. Diese Armee sollte über Potsdam vorgehen. Von Südosten greift die 9. Armee unter Befehl von General Busse an. Im Zusammenwirken beider Armeen werden die russischen Kräfte südlich Berlin zerschlagen. Gleichzeitig gehen andere Verbände von Norden her vor, und zwar: aus dem Raume südlich Fürstenberg die ‚Gruppe Steiner‘ und aus dem Raume Nauen die 7. Panzer-Division. Die erste Aufgabe dieser Kräfte besteht darin, die Gruppierung der Roten Armee nördlich Berlin zu binden, um sie dann, wenn die Armeen Wenck und Busse frei sind, im gemeinsamen Angriff zu vernichten.

Mit immer grösser werdendem Erstaunen hörte ich die Grosssprecherien des Führers. Was konnte ich über die Lage im Grossen wissen, ich, mit meinem begrenzten Horizont eines Korpsbefehlshabers, der seit dem 15. April schwere Kämpfe führte und in den letzten Tagen sich selbst überlassen war! Nur eines war klar: Die Tage bis zur endgültigen Niederlage waren gezählt, wenn sich nicht irgendein Wunder ereignete. Wird dieses

Wunder in letzter Minute geschehen? Was wusste ich über die Anzahl der Divisionen, über die General Wenck in der 12. Armee verfügte? Was konnte der General der Waffen-SS Steiner in den Kampf werfen? War die Armee Wenck jene Reichsreserve, von der unlängst Dr. Goebbels gesprochen hatte? War dies alles Wirklichkeit, oder war es ein Traum?

Ehe ich recht zu mir kam, gab mir General Krebs den Befehl, die Verteidigung des Ost- und Südost-Abschnitts von Berlin mit den Kräften des LVI. Panzerkorps zu übernehmen. Zuerst sollte ich schnellstens Gegenbefehle geben, über alles andere aber werde er noch mit mir sprechen. Ich konnte gehen. Wieder versuchte der Führer, sich zu erheben, aber es gelang ihm nicht. Sitzend gab er mir die Hand. Ich verliess das Zimmer, tief erschüttert über den körperlichen Zustand des Führers. Ich war wie benebelt! Was ging hier vor? Gab es noch ein Oberkommando der Wehrmacht oder des Heeres? Frage auf Frage erhob sich, aber ich fand auf sie keine Antwort. Über mein persönliches Schicksal wurde nicht ein einziges Wort gesprochen.

Vom Adjutanten-Bunker aus rief ich meinen Chef des Stabes an und unterrichtete ihn in groben Zügen über die neue Aufgabe. Glücklicherweise hatte Oberst von Dufving schon alle Divisionen informiert und die Verbindungsoffiziere zur Hand. Die Möglichkeit, die ganze Bewegung um 180 Grad zu drehen, war gegeben.»

Am nächsten Morgen teilte General Krebs Weidling mit, dass Hitler ihn zum Kommandanten des Verteidigungsbereiches Berlin ernannt habe. Er erwiderte daraufhin: ‚Es wäre besser, wenn Sie befohlen hätten, mich zu erschiessen, dann ging dieser Kelch an mir vorüber.‘»

Zwei Wochen später, am 8. Mai 1945 – in Berlin-Karlshorst unterschrieb Generalfeldmarschall Keitel gerade die bedingungslose Kapitulation –, startete auf einem Feldflughafen bei Strausberg eine amerikanische Douglas-Maschine. Zielort: Moskau. An Bord: General Weidling und weitere zwölf Angehörige der Wehrmacht und SS. Neben dem Ranghöchsten Weidling, Generalleutnant Bernhard und drei weiteren Generälen der SS-General Rattenhuber, Chef der «Leibstandarte Adolf Hitler» und Kommandant der Reichskanzlei.

Auch die letzten beiden Generalstabsoffiziere Weidlings, Oberst Theodor von Dufving und Oberst Hans Refior, der Adjutant Hitlers, Otto Günsche, und ein Gefreiter, der das Pech hatte, wie der neue amerikanische Präsident Truman zu heissen, wurden nach Moskau geflogen und im berüchtigten «Schwarzen Raben», dem Gefängniswagen, in das Gefängnis Butyrka gebracht. Dort verbrachten sie 24 Stunden in einer Gemeinschaftszelle. Gesprochen wurde kaum. Das Salutschiesen und das Feuerwerk zur Siegesfeier, der Jubel der Moskauer, waren bis in die Zellen hinein zu hören. Einzeln wurden die Gefangenen zu Vernehmungen herausgerufen, einer Leibesvisitation unterzogen und dann in Einzelzellen gebracht.

50 Jahre später ist es möglich geworden, das Leben und das Schicksal des letzten Kampfkommandanten von Berlin zu rekonstruieren, dank der nunmehr zugänglichen Akten des Sonderarchivs des KGB und der Prozessakten im Archiv der Lubjanka.

In seinem Lebenslauf, in einer Zelle im Moskauer Gefängnis am 6. Juni 1946 entstanden, schrieb Weidling: «Am 2. November 1891 wurde ich als jüngstes Kind des Sanitätsrates Dr. med. Ludwig Weidling und seiner Ehefrau Klara, geb. Dippe, zu Halberstadt, Provinz Sachsen, geboren. Meine Kindheit verlebte ich im Elternhause, in meiner Heimatstadt besuchte ich das humanistische Gymnasium bis zum Abiturium, das ich am 28.2.1911 bestand. Drei Tage später trat ich als Fahnenjunker in die damalige Verkehrstruppe ein. Meine militärische Grundausbildung bis zum Fähnrich erhielt ich im Eisenbahn-Regiment Nr. 2. Nach der Beförderung zum Leutnant (20.8.1912) wurde meine Versetzung zum Luftschifferbataillon Nr. 1 verfügt. Im Ersten Weltkrieg rückte ich mit der Feldluftschifferabteilung Nr. 1 als Fesselballonbeobachter ins Feld. Dezember 1914 trat ich zur Lenkluftschifferabteilung über, zuerst als Navigationsoffizier auf dem Luftschiff ‚Sachsen‘, dann LZ 95 und LZ 97, im Juni 1916 als Kommandant des LZ 97.

Ich habe niemals einer politischen Partei angehört. Auch meine Frau, Margrit Weidling, geb. Winkelmann, mit der ich seit September 1924 verheiratet bin, ist parteilos, ebenso mein zwanzigjähriger Sohn (1925 geboren), der am 5.1.1945 zum Leutnant befördert wurde und zuletzt der Pan-

zerzerstörbrigade der Heeresgruppe Weichsel angehörte. Ausser diesem Sohn habe ich noch eine vierzehnjährige Tochter Gisela (geboren 1931 in Königsberg).

Von ausserhalb des militärischen Lebensgebietes hat die Land- und Forstwirtschaft mein besonderes Interesse erreicht. Ich habe stets meine Kenntnis auf diesem Gebiet durch Selbststudium erweitert und, soweit die Zeit erlaubte, damit meine Kenntnisse gefestigt.»

1938 zum Oberst befördert, wurde Weidling zu Beginn des Zweiten Weltkrieges Kommandeur des Artillerieregiments in der 20. Infanteriedivision, mit der er am Polenfeldzug teilnahm. Die nächsten Stationen seiner militärischen Laufbahn waren: 15. April 1940: Artilleriekommandeur bei der 9. Armee und Teilnahme am Westfeldzug, 1942 Kommandeur der 86. Infanteriedivision an der Ostfront und 1943 Kommandierender General des XXXXI. Panzerkorps. Die Erfolge der von ihm geführten Truppen im Mittelabschnitt der Ostfront, und hier besonders jene 1942 im Raume von Rshew, waren von ausserordentlicher Bedeutung für den Gesamtfrontverlauf. Auch in weiteren Einsätzen bewies der General umsichtige und wendige Führung sowie persönliche Tapferkeit und rettete oftmals mit seinem Korps die Front vor bösen Überraschungen. Eiserner Wille und Standfestigkeit bewirkten in seinem vorgelebten Beispiel Zuversicht und Tatkraft bei jedem seiner Soldaten und ermöglichten somit manch unerwarteten Kampferfolg.

Entsprechende Auszeichnungen waren die Folge. Nach den Eisernen Kreuzen II. und I. Klasse nach dem Polenfeldzug, folgten am 23.6.1942 das Deutsche Kreuz in Gold, am 15.1.1943 Ritterkreuz, am 28.4.1944 das Eichenlaub zum Ritterkreuz und am 28.11.1944 die 115. Schwerter zum Ritterkreuz.

In seinem Lebenslauf aus dem Gefängnis Lubjanka beschreibt er dazu seine erste Begegnung mit Hitler:

«Am 13. April 1944 sollte ich zum ersten Male in meinem Leben Gelegenheit erhalten, den Führer des Deutschen Reiches kennenzulernen.

Zwölf Offiziere, darunter fünf Generäle, waren auf den Berghof bei Berchtesgaden befohlen, um der Verleihung von Kriegsauszeichnungen aus der Hand Hitlers beizuwohnen.

Mir persönlich ist am 28.4.1944 das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen worden.

Von dem Chefadjutanten Hitlers, dem General der Infanterie Schmudt, wurden wir zwölf Offiziere in dem grossen Arbeitszimmer Hitlers in einer Reihe aufgestellt.

Schmudt instruierte uns eingehend, was wir zu sagen hatten, nämlich nur: Name, Dienstgrad und Dienststellung.

Wenn Hitler noch etwas wissen wollte, würde er uns fragen.»

In der von Weidling am 24. April 1945 angetretenen Funktion als Kampfkommandant von Berlin hatte es seit März 1945 einen schnellen Reigen von Ernennungen und Entlassungen gegeben. Auf Generalleutnant Reymann folgte am 22. April Oberst Kaether, bis zu diesem Zeitpunkt Abteilungsleiter im NS-Führungsstab des Heeres, der nun zum Generalleutnant befördert wurde.

Weidling kannte seine Vorgänger nicht. Er bestand darauf, den bisherigen Chef des Stabes, Oberst Hans Refior, mit zu übernehmen. Dieser sollte den Kontakt zu Goebbels, der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Berlin war, halten. Ausserdem verlangte Weidling, dass er die Befehlsgewalt über alle Truppen haben müsse.

Das Bild, das er sich bei seinen Besuchen bei den Kommandeuren der Verteidigungsabschnitte machen konnte, war verheerend. In seinem Bericht in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft schreibt er zum 25. April:

«Um 22.00 Uhr traf ich in der Reichskanzlei mit dem Bericht über die Lage ein. Der Führer sass wieder hinter seinem Tisch mit den Karten. Der verhältnismässig kleine Raum war voll von Menschen. Gegenüber dem Führer auf einer Bank an der Wand sass Dr. Goebbels. Zur Rechten vom Führer und hinter ihm standen die Generale Krebs und Burgdorf, der Reichsleiter Bormann, Staatssekretär Dr. Naumann, der Vertreter des Kreisleiters von Berlin Schach, Botschafter Hewel, die Adjutanten des Führers: Major Meier vom Heer, Sturmbannführer Günsche von der Waffen-SS, Oberst von Below von der Luftwaffe, ferner der Verbindungsoffizier der Kriegsmarine Konteradmiral Voss (dem Adjutanten des Führers von der Kriegsmarine bin ich in den letzten Tagen nicht begegnet). In den letz-

ten Tagen nahmen an den Besprechungen noch teil: der Führer der deutschen Jugend Axmann, der Betreuer der Verbände, die aus Angehörigen des Bundes der ‚Hitlerjugend‘ gebildet und in Berlin eingesetzt waren, und SS-Brigadeführer Mohnke, Kommandeur der SS-Kampfgruppe, dem die Verteidigung der Regierungsviertel oblag. Er war dem Führer unmittelbar unterstellt.

Alle Anwesenden hörten mit angespannter Aufmerksamkeit meinem Bericht über die Lage zu. Ich begann mit der Feindlage, wie sie uns in den letzten Tagen bekannt geworden war. Hierfür hatte ich schon vorher auf einen grossen Bogen eine Skizze mit den Stossrichtungen des Gegners anfertigen lassen. Ich stellte die Zahl der uns angreifenden Divisionen der Zahl, dem Zustand und der Ausrüstung der uns im Verteidigungsbereich zur Verfügung stehenden Divisionen gegenüber. An der Lagekarte wurde klar ersichtlich, dass der Ring um Berlin bald geschlossen sein würde. Die Lage der eigenen Truppen trug ich anhand eines Stadtplanes von Berlin vor. Trotz der erfolgreichen Abwehr der gegnerischen Angriffe an allen Abschnitten war unsere Frontlinie langsam aber sicher auf das Stadtzentrum zurückgedrängt worden. Als Beispiel führte ich Ostpreussen an, wo ich als Kommandeur des XXXXI. Pz. Korps etwa vor einem Monat mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die auf einem engen Raum versammelten Truppen eine Niederlage erlitten. Ergänzend berichtete ich über die Neuorganisation des Verteidigungsbereichs.

Nach mir sprach der Führer. In langen, sich wiederholenden Sätzen legte er die Gründe dar, die ihn dazu zwängen, in Berlin zu bleiben und entweder hier zu siegen oder unterzugehen. Alle seine Worte drückten so oder anders nur den einen Gedanken aus: Mit dem Fall von Berlin ist die Niederlage Deutschlands unzweifelhaft. Während der Rede des Führers warf Dr. Goebbels immerzu einzelne Worte und Sätze ein. Wiederholt nahm der Führer den von Goebbels gesagten Satz auf und entwickelte ihn weiter. Bormann und Dr. Naumann fühlten sich auch verpflichtet, dann irgendetwas zu sagen, wenn der Führer eine längere Pause machte.

Ich, ein einfacher Soldat, stand hier an dem Ort, von dem aus früher das Schicksal des deutschen Volkes gelenkt und an dem es bestimmt wor-

den war. Ich begann, einiges zu begreifen. Mir wurde immer klarer, weshalb wir das Ende Deutschlands erleben mussten. Niemand in diesem Raum wagte, seine eigene Meinung zu äussern. Alles, was aus dem Munde des Führers kam, wurde mit voller Zustimmung aufgenommen. Dieses war eine Kamarilla, wie sie Ihresgleichen nicht hatte. Oder befürchteten sie, aus diesem gesicherten und noch immer üppigen Leben herausgerissen zu werden, wenn sie ihre eigene Meinung vertreten würden?

Sollte ich, ein Unbekannter hier, in diesem Kreis ausrufen: ‚Mein Führer, das ist doch Wahnsinn! Eine solche grosse Stadt wie Berlin kann man nicht mit unseren Kräften und mit der vorhandenen geringen Menge an Munition verteidigen. Bedenken Sie, mein Führer, das unendliche Leid, das die Bevölkerung von Berlin in diesen Kämpfen wird ertragen müssen!‘

Ich war so erregt, dass ich mich nur mit Mühe beherrschte, diese Worte nicht herauszuschreien. Man musste aber einen anderen Weg finden. Zuerst erschien es mir erforderlich, General Krebs von der Hoffnungslosigkeit unseres Kampfes zu überzeugen, und das konnte nur allmählich geschehen.»

Weidling, der täglich zu den Lagebesprechungen in die Reichskanzlei ging, war von der Sinnlosigkeit der Verteidigung von Berlin überzeugt und schlug mehrmals vor, aus Berlin die Truppen abzuziehen und nach Westen auszubrechen.

Hitler – wie auch Goebbels und Bormann – wollten aber lieber untergehen, als Menschenleben zu retten.

Am Abend des 30. April erfuhr Weidling durch Oberst von Dufving, dass Hitler Selbstmord begangen hatte. Jetzt fühlte sich Weidling nicht mehr an seinen Eid gebunden. Die Verbindung zwischen den einzelnen Befehlsstellen im unkämpften Berlin war äusserst schwierig geworden. Dennoch versammelte Weidling am Abend des 1. Mai die Mitarbeiter des Stabes des LVI. Panzerkorps und des Verteidigungsbereiches von Berlin zu einer Besprechung im Bendlerblock, dem letzten Sitz des Oberkommandos des Heeres. Alle Anwesenden stimmten dem Vorschlag zu, dass Berlin kapitulieren solle, um die Verluste bei der Zivilbevölkerung und bei den Verteidigern zu beenden.

Am Abend nahm Weidling über Funk Kontakt zu Tschuikow auf und vereinbarte einen Termin für Verhandlungen. Die Kapitulation sah er zu dem Zeitpunkt allerdings nur als «Einstellung der Kampfhandlungen». Bereits am Abend zuvor hatten Krebs und Dufving im Auftrag von Goebbels – der inzwischen Selbstmord begangen hatte – Kapitulationsverhandlungen mit den Sowjets aufgenommen, die jedoch gescheitert waren.

Am 2. Mai überquerte der letzte Kampfkommandant von Berlin, Weidling, gemeinsam mit den letzten Angehörigen seines Stabes den Landwehrkanal und begab sich zum Befehlsstand des Generaloberst Tschuikow in einem Haus am Schulenburgring 2 in Tempelhof. Später kam General Sokolowski hinzu. Weidling unterschrieb die Kapitulationsurkunde, weigerte sich aber, den Befehl zur Kapitulation zu geben. Dies könne er aus der Gefangenschaft nicht, meinte er. Schliesslich willigte er ein, einen Aufruf zu verfassen, wobei er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Weidling verlas den Text seines Aufrufes selbst, er wurde aufgezeichnet und per Lautsprecherwagen in Berlin verkündet, anschliessend der General nach Strausberg gebracht.

Am nächsten Tag wurde Weidling zu einem Verhör nach Berlin gebracht. Vor russischen Kameras beschrieb er seine letzte Begegnung mit Hitler: «Ich habe in meinem Leben einmal dem Führer gegenübergestanden, am vier... nein am 13. April 1944. Und war dann erschüttert von seinem Aussehen nach einem Jahre. Was war der Mann geworden, eine körperliche Ruine. Er sass tief eingesunken in seinem Stuhl, die Hände gingen so über die Karte (macht vor, wie) und zeichnete mir mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme, oft stockend, was regional... Er war menschlich fertig.»

Am 6. Mai 1945 wurden die gefangenen Generäle und Oberst Hans Refior mit der Begründung nach Berlin gebracht, sie sollten die Toten des Führerbunkers, Adolf Hitler, Josef Goebbels mit Familie und die Generäle Krebs und Burgdorf identifizieren. Als sie aus dem Bunkerausgang in der Vossstrasse traten, wurden sie von Fotografen und Kameralenten fotografiert und gefilmt – diese Bilder wurden der Weltöffentlichkeit als diejenigen der Kapitulation der militärischen Führung in Berlin vorgeführt. Dann wurden die Wehrmachtsoffiziere in Jeeps gesetzt und am Schloss,

am Reichstag und am Brandenburger Tor vorbeigefahren. Schliesslich wurden sie in ein Haus in Strausberg zurückgebracht, von wo aus sie am 8. Mai nach Moskau geflogen wurden.

Da Weidling nie in einem Kriegsgefangenenlager war, galt er bis 1953 als vermisst. Er hatte keinen Kontakt zu seiner Familie und wusste auch nicht, dass sein 20-jähriger Sohn wahrscheinlich bei den Kämpfen an der Oder gefallen war. Im Laufe von zehn Jahren sass er in verschiedenen Gefängnissen, zunächst in der Butyrka bis Ende 1945, dann in der Lubjanka (28.12.1945 bis 2.4.1949), in Lefortowo (bis 4.4.1950), wieder in der Butyrka (bis 4.6.1952) und in der Lubjanka. Einzelheiten über die Verhöre der ersten Monate sind nicht bekannt. Bis zu seinem Prozess im Jahr 1952 sind wenige Bemerkungen in seinen Akten zu finden. So wurde Weidling am 28.11.1946 bestraft, als er auf die – gewaltsame – Aufforderung, seine Hände auf den Rücken zu legen, seinerseits zurückschlug und schrie. Am 30.7.1947 bat er um Einlagen für Schuhe und Streichhölzer sowie um Reparatur seiner Brille. Am 27.12.1948 richtete er einen ausführlichen Beschwerdebrief an den Kommandanten über die schlechte Ernährung und Behandlung. Als am 2.4.1949 seine Zelle durchsucht wurde, erlitt er einen Herzanfall.

1951 häuften sich im Rahmen der von Stalin gegenüber den deutschen Kriegsgefangenen angeordneten verschärften Repressionen die Verhöre. Weidling wurde nun Tag und Nacht verhört und erst jetzt formell ins Gefängnis eingewiesen, womit er die nie gehabtten «Privilegien» eines kriegsgefangenen Generals verlor. Am 27. Februar 1952 fand der Prozess gegen ihn statt. Weidling wurde gemäss dem Dekret vom 19.4.1943, das «Massnahmen zur Bestrafung deutsch-faschistischer Verbrecher» enthielt, «die sich der Folterung und Ermordung sowjetischer Zivilisten und Kriegsgefangener bzw. des Landesverrats schuldig gemacht haben», zu 25 Jahren Haft verurteilt.

Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 19.4.1943

(unterzeichnet vom Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR).

«Massnahmen zur Bestrafung deutsch-faschistischer Verbrecher und Kollaborateure aus der sowjetischen Bevölkerung, die sich der Folterung und Ermordung sowjetischer Zivilisten und Kriegsgefangener bzw. des Landesverrates schuldig gemacht haben.

Hiermit wird angeordnet, dass deutsche, italienische, rumänische, ungarische und finnische faschistische Gewaltverbrecher, die der Misshandlung und Ermordung sowjetischer Zivilisten und gefangener Rotarmisten schuldig befunden worden sind, mit dem Tod durch den Strang bestraft werden. Ebenso ist mit denjenigen Personen aus der sowjetischen Bevölkerung zu verfahren, die der Spionage und des Landesverrates überführt sind.

Die Militärgerichtsurteile bedürfen der Bestätigung des zuständigen Divisionskommandeurs und sind unverzüglich zu vollstrecken.

Die Vollstreckung der Urteile, d.h. die Hinrichtung, ist öffentlich durchzuführen, und die Leichen der Erhängten sind mehrere Tage am Galgen zu belassen, damit ein jeder sieht, welche Vergeltung demjenigen widerfährt, der Gewaltverbrechen an der Zivilbevölkerung begeht und sein Vaterland verrät.»

Als schriftliches Beweisstück wurde eine Bekanntmachung Weidlings in Toropjetz aus dem Jahre 1941 vorgelegt.

Bekanntmachung

1. Mit dem 1.9.1941 wird eine deutsche Ortskommandantur in Toropjetz errichtet.

Die Ortskommandantur befindet sich auf dem «Handelsplatz» (Torgowaja, Ploachtschad) im Hause der ehemaligen Staatsbank.

2. Zur Unterstützung der deutschen Ortskommandantur ist ein Stadtrat aus folgenden 3 Personen gebildet:
 - a) Iwan Wasailjewitz Besarebrennikow
 - b) Victor Sergejewitz Iwanow
 - c) Wassilij Roionowitz Federow
3. Die Bevölkerung hat sofort an ihre Arbeitsplätze und in ihre Wohnungen zurückzukehren.
Die deutsche Wehrmacht übernimmt den Schutz der Bevölkerung.
4. Wer plündert oder stiehlt, wird erschossen.
5. Von 20.00 bis 6.00 Uhr ist jeder Verkehr auf der Strasse für die Bevölkerung verboten.
6. Im Interesse der Stadt ist die Verdunkelung unverzüglich von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durchzuführen.

Toropjetz, den 1.9.1941

Der Ortskommandant
Weidling
-Oberst-

Am 29. Februar 1952 richtete Weidling ein Gnadengesuch an das Kriegskollegium des Obersten Gerichts der Sowjetunion:

«Ich erhebe Einspruch gemäss dem Artikel 400 der Strafgesetzordnung gegen das Urteil des Kriegstribunals vom 27. Februar 1952 aus folgenden Gründen: 1. Die formale Begründung entspricht nicht den Tatsachen. Es sind mir Verbrechen zur Last gelegt, die ich nicht begangen habe. 2. Die Höhe der Strafe steht nach meiner Ansicht in keinem Verhältnis zu den von mir verübten Vergehen.»

Das Gnadengesuch wurde als unbegründet abgelehnt, und Weidling gelangte in das Gefängnis von Wladimir, wo er mehrere verurteilte deutsche Generäle vorfand, ebenso den Sohn von Keitel und den Admiral Voss, den er schon in der Reichskanzlei als Verbindungsmann der Marine zu Hitler kennengelernt hatte.

Die Verpflegung in der Einzelzelle Nr. 45 war noch schlechter als in der Butyrka. Auf Antrag an die Gefängnisverwaltung durfte er seinen Ehering für 147 Rubel verkaufen, um Lebensmittel zu kaufen.

Am 19.1.1953 stellte er den Antrag, seine goldene Zahnplombe und eine Uhr verkaufen zu dürfen, um Lebensmittel, Tabak und ein russisches Wörterbuch kaufen zu können. Erst am 24. Juli 1953 wurde ihm genehmigt, an seine Frau und seine Kinder nach Neubrandenburg/ Mecklenburg schreiben zu dürfen, aber die Briefe kamen als unzustellbar zurück. 1954 erfuhr Weidling, dass seine Frau und seine Tochter inzwischen in Berlin-Charlottenburg, Fasanenstrasse 44, wohnten und dass sein Sohn vermisst war. Er erhielt nach Kontaktaufnahme zwei Pakete mit Socken, Handschuhen und Lebensmitteln, das letzte am 25.8.1955.

Der Gefängnisdirektor urteilte 1954 über den Häftling, dieser habe kein Interesse an der Politik und wolle in Ruhe sterben. Nach dem Adenauer-Besuch im Jahre 1955 besserte sich zwar die Behandlung des Gefangenen, jedoch nicht seine Gesundheit. Im September 1955 wurde er ins Krankenhaus des Gefängnisses verlegt, wo er am 17. November 1955 starb. Als Todesursache wurde Herzversagen festgestellt. Die Familie erfuhr erst 1956 von seinem Tod, aber nicht, dass er auf dem Gefängnisfriedhof in Wladimir begraben wurde.

Oberst Theodor von Dufving beschrieb Weidling später so:

«Weidling war ein tüchtiger Frontoffizier – ein ausgesprochener Trouper.

Er war auch von Hitler eingenommen. Es ist eine allgemein menschliche Erscheinung: Wenn man anerkannt wird und nur höchste Auszeichnung für seine Leistungen bekommt, dann beurteilt man denjenigen anders. Sein letzter Befehl galt der Sorge um seine Truppe: ‚Sorgen Sie dafür, dass die Truppe in Ordnung in Gefangenschaft geht – disziplinierte«

General H. O. Wöhlermann urteilt über seinen ehemaligen Vorgesetzten so:

«Er (Weidling), der immer nur an der Front gekämpft hat, wusste bis (zur Übernahme der Verteidigung von) Berlin nichts von den Hitler umgebenden verantwortungslosen und speichelleckenden Ratgebern, die ihm, der in seiner kernigen Weise gewohnt war, alles klar zu sehen und rückhaltlos die Wahrheit zu sagen, ebenso das seelische Rückgrat gebrochen haben wie der erzwungene tägliche Verkehr mit dem seiner Sinne

nicht mehr mächtigen Hitler und die nicht für möglich gehaltene Erkenntnis, dass zur Verteidigung einer Riesenstadt wie Berlin so gut wie nichts vorbereitet und geschehen war. Sein auf eigene Verantwortung und gegen den Befehl von Goebbels gefasster Kapitulationsentschluss sollte Weidling, der damit bei erster sich bietender Gelegenheit dem Blutbad ein Ende bereitete und weitere sinnlose Opfer und Zerstörungen vermied, von allen, besonders aber von den Berlinern und seinen ihm damals unterstellten Soldaten und Hilfskräften gedankt werden.»

Der russische Oberst und Militärhistoriker Wladislaw Iminow beurteilt Weidlings Verhalten in seiner letzten Funktion objektiv:

«General Weidling war ein Berufsmilitär, der aufgrund der Analyse der Kriegssituation es sehr gut verstand, dass der Widerstand sinnlos war, und vor allen Dingen hatte er den Mut, seinen Standpunkt Hitler gegenüber zu verteidigen. Das spricht dafür, dass Weidling ein mutiger Mensch war, der real die Situation einschätzen konnte. Durch seine Einstellung wurde nicht nur die Anzahl der Opfer in den Verteidigungsarmeen verringert, sondern, und das ist das Wichtigste, auch unter der Zivilbevölkerung.»



Sowjetsoldaten vor der Giebelskulptur «Germania im Sattel»



Die rote Fahne auf dem Reichstag



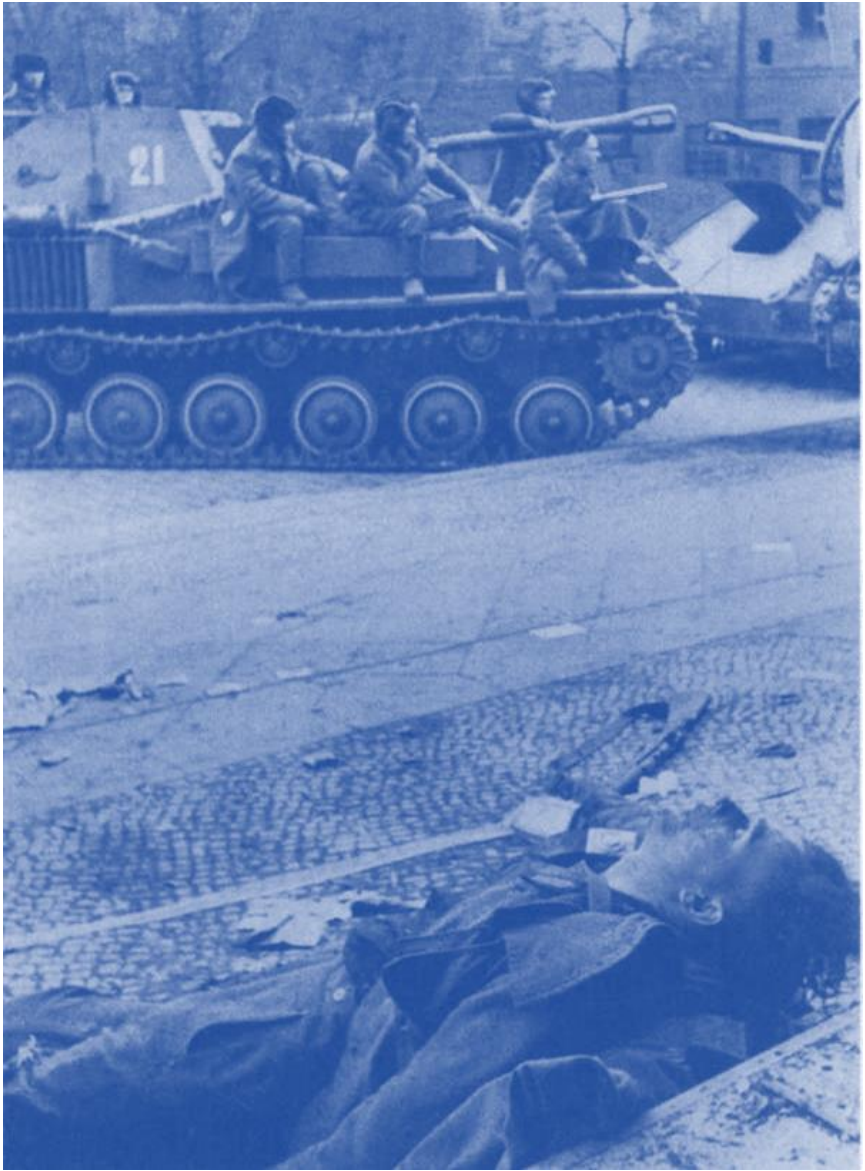
Sowjettruppen vor dem zerstörten Reichstagsgebäude



Gefallene in der Chausseestrasse



Der Sturm auf den Reichstag

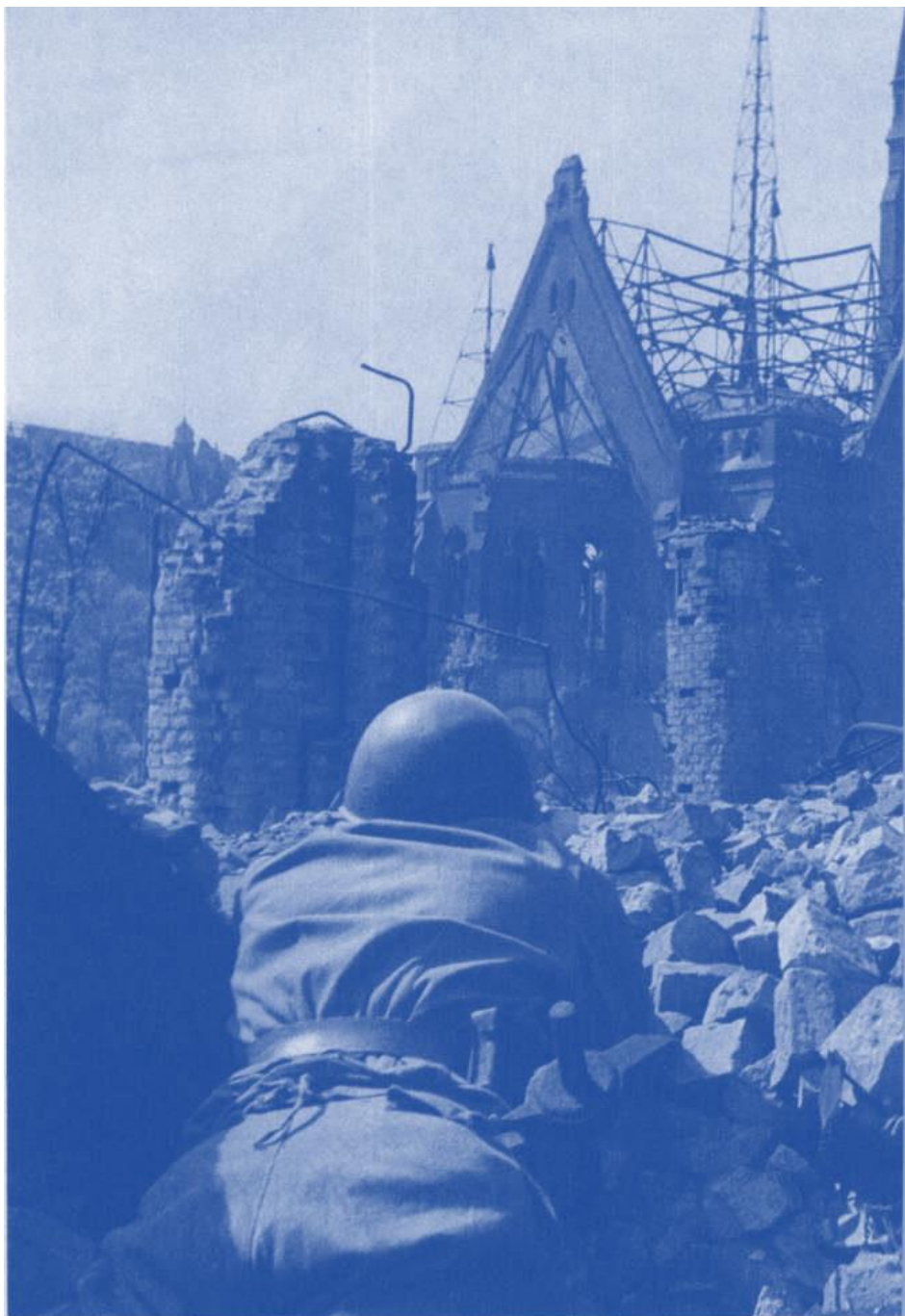


Eine mechanisierte sowjetische Einheit wartet auf den Einsatzbefehl



Rotarmisten dringen in einen U-Bahnhof in der Frankfurter Allee ein





Rotarmisten im Häuserkampf



Tagesmeldungen der Roten Armee vom April/Mai 1945

In den Tagesnachrichten Nr. 33 der Roten Armee vom 28.4.1945, S. 5, wird unter der Überschrift «*Die Opposition gegen Hitler wächst*» aus einem Bericht der 1. Ukrainischen Front vom 25.4.1945 zitiert:

«In den Vororten von Berlin ist über die Hälfte der Bevölkerung an Ort und Stelle geblieben. Die Einwohner sagen, dass sie nicht geflohen sind, weil sie nicht wissen, wohin. Alle sind der Meinung, dass wenn Berlin fällt, der Krieg zu Ende ist. (...) Die Bevölkerung der Berliner Vororte erzählt, dass im Unterschied zu früheren Jahren diesmal am 20. April, dem Geburtstag Hitlers, niemand die Fahne rausgehängt hat. Nur auf städtischen Gebäuden war sie zu sehen. In vielen Orten hat die Bevölkerung weisse Fahnen herausgehängt. Beim Durchmarsch der Roten Armee kamen die Einwohner gruppenweise auf die Strasse und beobachteten schweigend den Vormarsch derselben. Angst vor den Russen bemerkt man bei den Einwohnern nicht.»

(Quelle: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv, Bestand Zentrales Parteiarchiv, Nachlass Wilhelm Pieck, NL 36/590, Bl. 131)

Die Tagesnachrichten Nr. 37 vom 14.5.1945 enthalten einen Bericht der 1. Belorussischen Front vom 26.4.1945 «zur Stimmung der Bevölkerung in den von der Roten Armee besetzten Gebieten Deutschlands»:

«(...) Es ist bekannt geworden, dass Einwohner – in der Hauptsache Frauen – die Soldaten sehr oft überredet haben zu desertieren und ihnen

dabei Hilfe versprochen. (...) Der Unteroffizier Barnabar aus der 1. Flakdivision sagte aus: ‚Meine Tante, die im Zentrum Berlins wohnt, hat ihren Mann und noch einen Soldaten bei sich versteckt. Eine ihrer Freundinnen hat mich mit Zivilkleidung versorgt

Eine Einwohnerin Berlins, Grete Frister, die schon längere Zeit die Radiosendungen des Nationalkomitee Freies Deutschland abgehört hatte, organisierte eine Gruppe von Einwohnern und schlug ihnen vor, in die deutschen Stellungen zu gehen und die noch Widerstand leistenden deutschen Soldaten zur Einstellung der Kampfhandlungen aufzufordern. Die Gruppe kehrte nach kurzer Zeit mit 165 Soldaten zurück, die sich der Roten Armee gefangen gaben.

Je mehr sich die Rote Armee Berlin näherte, desto häufiger kommt es vor, dass einzelne Personen, ja sogar ganze Gruppen, der Roten Armee entgegengehen und sich als Kommunisten ausgeben. Manchmal zeigten sie sogar ein altes Mitgliedsbuch der KPD vor.»

(Quelle: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv, Bestand Zentrales Parteiarchiv, Nachlass Wilhelm Pieck, NL 36/590, Bl. 144)

Bericht der 1. Belorussischen Front *«Zur Lage in Berlin»* vom 30.4.1945 in den Tagesnachrichten Nr. 34 vom 4.4.1945:

«Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung der Berliner Bezirke Bahnsdorf, Friedrichshagen und Köpenick erblicken in der Ankunft der Roten Armee das lang ersehnte Ende der Schrecken des Krieges. Da die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln immer schlechter wurde, stellte sich sehr oft die Frage, wie die Versorgung geregelt würde. Es tauchen Fragen auf wie: ‚Wird die Bevölkerung Arbeit finden?‘, ‚Wann und wie wird die Verwaltung organisiert werden?‘, ‚Wird man uns auch nicht nach Sibirien verschicken?‘ etc. Sehr häufig kann man unter der weissen Fahne, die die Bewohner aus ihren Fenstern heraushängen, auch rote bemerken. An den Häuserwänden ist sehr oft neben den Aufrufen des Stadtkommandanten das Flugblatt ‚Stalin über Deutschland und die Deutschen‘ zu sehen. An die Bevölkerung sind schon 800 Exemplare der Zeitung ‚Freies Deutschland‘ verteilt worden. Die Einwohner reißen sich um diese Zeitung, und sehr oft kann man beobachten, wie sich einzelne Grup-

pen bilden, um die Zeitung zu lesen. Ein Einwohner aus Friedrichshagen sagte: ‚Es ist gut, dass die Rote Armee gekommen ist, jetzt wird der Krieg bald zu Ende sein.‘ Dort erzählt man sich auch folgenden Witz: Der Krieg wird zu Ende sein, wenn über dem Brandenburger Tor Säcke mit der Aufschrift ‚KdF‘ hängen. Diese drei Buchstaben, die die Abkürzung für ‚Kraft durch Freude‘ sind, werden jetzt im Volksmund mit ‚Knochen des Führers‘ ausgelegt.»

In einem Abschnitt «*Zur Lage in der Berliner Garnison*» des gleichen Berichtes heisst es in einer Einschätzung der 1. Ukrainischen Front zum 30.4.1945:

«Das deutsche Oberkommando stellte eiligst Kampfgruppen zusammen, in die jeder eingereiht wurde, der fähig war, ein Gewehr zu halten. In der Regel wurden diese Gruppen von SS-Leuten zusammengestellt, die auf der Suche nach Soldaten Razzien unternahmen und die Aufgegriffenen unter Bewachung zu den Sammelplätzen bringen liessen. Ein Einwohner aus Teltow, Wilhelm Hörnecke, erklärte: ‚Viele Berliner wollen nicht ihren Kopf riskieren und verstecken sich, um sich vor der Einberufung zu drücken. Sie hassen und fürchten die SS.‘ Manche erklären ganz offen, dass nur der Einmarsch der Russen sie vor der völligen Vernichtung retten könne.»

(Quelle: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv, Bestand Zentrales Parteiarchiv, Nachlass Wilhelm Pieck, NL 36/590, BL 137/138)

Sowjetische Augenzeugen der Kämpfe um Berlin

Wassilij S. Ustjugow, Generalleutnant a. D. der ehemaligen Sowjetarmee, über die letzten Apriltage und die ersten Maitage 1945

Ich, Wassilij Sergejewitsch Ustjugow, war 1945 Unterleutnant und kämpfte im Rahmen der 1. Belorussischen Front in der 150. Schützendivision der 3. Stossarmee. Ich war Zugführer des Panzerbekämpfungszugs der 1. Schützenbatterie des 674. Schützenregiments.

In den Morgenstunden des 21. April griffen wir Vororte von Berlin – Buch und Karow – an und bewegten uns dann am Nordrand der Stadt entlang in Richtung Westen. Am 25. April vereinigten wir uns mit der 1. Ukrainischen Front und schlossen die Umzingelung der deutschen Reichshauptstadt ab.

Unsere Offensive ging nun von Westen nach Osten. Wir haben das Gefängnis Alt-Moabit befreit und den Stadtteil Alt-Moabit erstürmt. Am 28. April standen wir vor der Moltkebrücke über die Spree. In der Nacht zum 29. April überquerten erste Soldaten unserer Einheit diese Brücke und kämpften dann den ganzen Tag im sogenannten «Himmler-Viertel». In den Morgenstunden des 30. April erreichten wir das Vorgelände des Reichstags und versuchten, dieses Gebäude zu erstürmen, wurden aber immer wieder zurückgeworfen.

Den ganzen Tag über zogen sich diese Kämpfe um den Reichstag hin, Angriff auf Angriff scheiterte. Erst gegen Abend gelang es uns, durch den Haupteingang hineinzudrängen.

In den Dämmerstunden des heraufziehenden Abends rollte ich meine 45-mm-Kanone vor den Eingang zum unterirdischen Lazarett der Deutschen in diesem Gebäude und deckte gleichzeitig den Ein- bzw. Ausgang des Reichstags ab, ringsum wurde ja noch gekämpft. Besonders schwere Kämpfe gab es auch am 1. Mai. In der Nacht zum 2. Mai haben die Faschisten die Ausweglosigkeit ihrer Situation eingesehen und Verhandlungen über die Kapitulationsbedingungen begonnen. Gegen 10 bis 11 Uhr am 2. Mai begannen sie, sich zu ergeben.

So habe ich das Kriegsende beim Reichstag erlebt.

(Quelle: Bericht vom Juli 1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Roman Konbrand, Major a. D. der ehemaligen Sowjetarmee, berichtet nach 50 Jahren über seinen Einsatz im Rahmen der Berliner Operation

Mit 19 Jahren kam ich mit der 16. Luftarmee als Unterleutnant irmerhalb der 1. Belorussischen Front in einem Luftregiment der 3. Garde-Luftsturmdivision zum Einsatz.

Am 24. Januar 1945, dem Tag, an dem unsere Division Warschau befreite, feierte ich meinen 20. Geburtstag. Danach wurde unser 71. Garde-Luftsturmregiment in Richtung Berlin eingesetzt. Bastler aus den technischen Truppenteilen hatten für den symbolischen Aufschluss der Zugänge nach Berlin riesengrosse Schlüssel gebastelt und sie an einen der besten Flieger unserer Einheit, Geschwaderkommandeur W. Bulawin, übergeben.

Am 21. April ist Bulawin zum ersten Mal während eines Kampfeinsatzes in Richtung der deutschen Reichshauptstadt geflogen und hat die «Schlüssel» über den vordersten Linien der 8. Garde-Armee abgeworfen, was als Signal für den letzten Ansturm auf Berlin galt.

Nach vielen Kampfeinsätzen auf die Stellungen der Verteidiger von Berlin erhielten wir am 1. Mai 1945 den Befehl zur Landung auf dem Flughafen Berlin-Tempelhof, wo wir kurz nach 5 Uhr morgens landeten. Zu dieser Zeit wurde im Stadtzentrum noch erbittert gekämpft. Der Flughafen Tempelhof beeindruckte uns durch seine Grösse, seine modernen technischen Einrichtungen. Er hatte zwei grosse Startbahnen, die vollkommen windunabhängig waren, besass umfangreiche Reparaturwerkstätten und Tankeinrichtungen. Vieles davon befand sich unter der Erde. Es gab auch ausgezeichnete Räumlichkeiten für Verpflegung, in denen sich unser Versorgungsdienst niederliess.

Am 2. Mai wurde Alarm ausgelöst und uns mitgeteilt, eine riesengrosse Kolonne der deutschen Wehrmacht befinde sich im Anmarsch auf Tempelhof, um den Flughafen wieder einzunehmen. Wie es sich aber dann herausstellte, handelte es sich um eine Kolonne deutscher Kriegsgefangener, die auf dem Flughafen für kurze Zeit untergebracht werden mussten. Irgendwann am Nachmittag wurde Entwarnung gegeben, und wir erfuhren, dass ganz Berlin von der Roten Armee eingenommen worden war.

Unter der «roten Flagge» gaben wir uns – eine Gruppe junger Offiziere – mit einem Beutewagen in Richtung Reichstag. Der Reichstag brannte noch. Trotzdem war er mit Soldaten und Offizieren regelrecht überfüllt. Alle wollten sich an diesem Symbol des Dritten Reiches überzeugen, dass der Faschismus wirklich zerschlagen war.

Am 8. Mai wurde uns mitgeteilt, dass die endgültige Kapitulation unterzeichnet war – das bedeutete für uns endlich den Frieden. Wie alle anderen feierten wir den Tag des Sieges in Berlin. In der Nacht haben die Artilleristen aus ihren Geschützen und unsere Bordschützen aus ihren Bord-MGs Salutsalven verschossen. Über der Stadt standen ein ständiges Blitzen und ein Höllenlärm aus Waffen aller Art. Die Einwohner dachten mit Schrecken, dass der Krieg weiterginge.

Schon in den ersten Tagen nach dem Fall Berlins habe ich seine Einwohner bewundert. Greise, Frauen und Kinder – ja alle, die sich bewegen konnten – räumten die Strassen auf und bemühten sich, einen Teil der Folgen von Bombenangriffen und der Kämpfe zu beseitigen.

Dieser Fleiss, Enthusiasmus und die Liebe zur gerade «besiegten» und schwer zerstörten Stadt, der Heimat, war einfach bewundernswert. In unserer freien Zeit durchfahren wir die Stadt und ihre Umgebung und sahen, wie sie sich Tag für Tag verwandelte, diese Stadt, die seinerzeit für die ganze Welt Symbol des Schreckens war, jetzt aber verwundet, aber lebend, weiter existierte.

(Quelle: Bericht vom Juli 1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Aus einem Interview mit der ehemaligen sowjetischen Majorin Nikulina, Anna Wladimirowa, die als erste Angehörige der Roten Armee eine rote Fahne auf dem Reichstag hisste, als Frau aber in den «Annalen der Geschichte» nicht erscheinen durfte

Die Majorin war zur Zeit der Russischen Revolution 1917 vierzehn Jahre alt; sie lebte mit ihren Eltern in Kiew.

Der Vater war mittelständischer Unternehmer.

Die Weissgardisten raubten nicht nur alles aus, sondern prügelten den Vater – als angeblichen Bolschewik! – tot, vergewaltigten Mutter und Tochter. Die Mutter starb an den Folgen der Vergewaltigung. Die Tochter wurde von Bolschewiken gepflegt und schloss sich ihnen dann während der Revolutionsjahre, aktiv mit der Waffe in der Hand kämpfend, an.

Nach dieser Zeit folgten eine Ausbildung zur Lokführerin sowie die Heirat. Der Ehe entsprossen zwei Kinder. Der Mann und der Sohn fielen im Zweiten Weltkrieg. Die Tochter ist Lehrerin, geschieden, und hat ein Kind.

Sie leben zu dritt in Moskau in der Studentenstrasse Nr. 7 in einer 3-Zimmerwohnung mit Telefon.

Die Majorin trägt heute noch ihre Einkaufstaschen nach oben, obwohl sie Wasser in den Beinen hat.

Sie nahm an den Kämpfen um Stalingrad als Kommissarin und Partisanenführerin teil.

Majorin Nikulina gehörte dann zu den ersten russischen Soldaten, die bei den Seelower Höhen kämpften und dann in Berlin einzogen.

Als die Stadtgrenze von Berlin erreicht war, erging an alle weiblichen Soldaten/Dienstgrade der Tagesbefehl, rote Fahnen zu besorgen bzw. herzustellen; mit dem ausdrücklichen Hinweis, ohne Emblem (Hammer und Sichel). Majorin a. D. Nikulina:

«Da ich gehört hatte, dass die Deutschen grundsätzlich die Federn für ihre Betten in rote Stoffbezüge füllen, gab ich Befehl – und schaute selbst danach – Federbetten zu beschaffen ... Und der Bezug war wirklich rot.

Ich gab Anweisung, die Bezüge aufzutrennen, die Federn in einen Bezug zu füllen und diesen den Leuten wiederzugeben. Aus dem Stoff der leeren Bezüge machten wir kleine und grosse Fahnen.

Eine grosse rote Fahne behielt ich für mich, die ich mir unter der Uniform um den Oberkörper wickelte.

Ich gehörte mit zu der Truppe, die auf das Regierungsviertel angesetzt war. Plötzlich standen wir vor dem Reichstag; hier wurde heftig gekämpft.

Meine Genossen und ich hatten vereinbart, zu versuchen, so schnell wie möglich auf das Dach des Gebäudes zu kommen, was mir auch gelang. Oben angekommen, bemerkte ich, dass ich keinen Stock für die Fahne hatte. Ich ging zurück, fand eine Latte, wickelte die Fahne von meinem Körper und band sie mit meinen Schuhbändern an der Latte fest. Ich stürmte zurück auf das Dach und befestigte die Fahne so, dass sie herunterhängen konnte.

Beim Zurückgehen, um Jacke und Waffe zu holen, musste ich weinen. Meine drei russischen Kameraden waren verschwunden.

Als ich dann das offizielle Foto von der Fahnenhissung auf den Reichstag sah, ging ich zu meinem Kommandeur, der mir sagte, das Foto sei auf Befehl Stalins angefertigt. Für mich gebe es *die Ehre, als Erste auf dem Reichstagsgebäude* gewesen zu sein. Als gute Bolschewikin habe ich das akzeptiert.

Die beteiligten Kameraden habe ich nie wiedergesehen.

Auch durfte ich nie über die damalige Aktion mit Anderen sprechen.»

(Nach einem Gedächtnisprotokoll von Herrn Udo Lauer, Fotojournalist, der die Majorin in Moskau interviewte).

Bemerkung:

Die Majorin Nikulina berichtete u.a. auch, dass sie in der Reichskanzlei das Gästebuch der Reichskanzlei und das persönliche Skizzenbuch Adolf Hitlers gesehen habe. Beide Quellen befinden sich heute in der «Trophäensammlung» des Sonderarchivs des KGB in Moskau, wo sie von Chronos-Film eingesehen werden konnten.

Leonard Buchow (geb. 9.2.1925), ehemaliger Panzersoldat der Roten Armee

An den Kämpfen um Berlin nahm ich als Angehöriger des 88. Walgin-Gardesonderpanzerregiments teil, das zur 1. Belorussischen Front gehörte. Das Regiment hatte sich bei den Kämpfen um die Stadt Walge (an der Grenze Lettlands und Estlands) ausgezeichnet.

(...) Nach dem Überwinden der Oder nördlich von Küstrin erreichte unser Regiment am 18. April Wriezen und marschierte weiter nach Werneuchen, in diesem Städtchen blieben wir zwei bis drei Tage und bewegten uns weiter Richtung Berlin. Mein letzter Brief an meine Mutter ist datiert mit dem 21. April: «Jetzt befinden wir uns in Vororten von Berlin. Bis Berlin sind noch sieben Kilometer. So ungefähr wie Perovo oder Ljublino von Moskau. Wir hoffen, dass wir morgen in Berlin sind.

Die Deutschen sind in einem panischen Rückzug und ergeben sich in Massen. Gruppen der Deutschen begeben sich in unser Hinterland ohne Bewachung. Man kann sich schwer vorstellen, dass diese Armee gegen uns 41/42 erfolgreich gekämpft hatte. Die Strassen sind verstopft mit dem deutschen Militärgerät, das liegengelassen ist, damit man besser fliehen kann. Vorgestern habe ich eine Gruppe SS-Männer gesehen, die auf eine Mine gelaufen sind, da war nur wenig, was von denen übrigblieb. Es waren Soldaten des Jahrgangs 1928 und nur der Unteroffizier war Jahrgang 1918. Die Zivilisten, die nicht nach Westen geflohen sind, empfangen uns

ziemlich freundlich; im Städtchen, in das wir heute einmarschiert sind, habe ich folgendes Bild gesehen: In einem kleinen Kolonialwarengeschäft stand der Besitzer selber am Verkaufsstand und beschenkte unsere Soldaten mit Süßigkeiten.»

Nach Berlin sind wir aus dem Nordosten am 22. April einmarschiert (in unserem Regiment wurde behauptet, wir waren die Ersten, das habe ich aber öfters auch von den anderen gehört). Wir waren in Pankow disloziert. Da passierte mir ein Zwischenfall. Ich sass auf meinem Panzer und sprach mit meinen Freunden (es war Nacht). An uns vorbei sauste ein Krad, darauf waren zwei Personen. Ich dachte, das waren unsere Soldaten. Plötzlich hielt das Krad an, und der Fahrer fragte mich auf Deutsch nach dem Weg. Zuerst war ich überrascht, dann aber zog ich meine Pistole und schrie: «Hände hoch!»

Die Stadt selbst hat mich, den Moskowiter, nicht beeindruckt. An den ersten Tagen konnte man auf den Strassen kaum Zivilisten sehen, alle hielten sich in Luftschutzkellern versteckt. Der Strom in der Stadt war abgeschaltet.

Am 24. und 25. April wurden wir umdisloziert über die Seestrasse mit dem Befehl, den feindlichen Widerstand am Spandauer Kanal zu brechen. Die Kämpfe haben den ganzen Tag gedauert, der Feind zog sich zurück und wurde weiter in die Stadt verfolgt. Wir bewegten uns Richtung Mül-lerstrasse, wo wir bis zum Ende der Kämpfe blieben.

In der Seestrasse sah ich zum ersten Mal die Berliner U-Bahn. Ein Vergleich mit der Moskauer Metro fiel nicht zu Gunsten der Ersteren aus. Erst später habe ich aber verstanden, dass die U-Bahn eben so sein muss, bescheiden und funktional, ohne überflüssigen Prunk. Dort, in der Seestrasse, begegneten uns Franzosen, die zur Zwangsarbeit in Deutschland waren. Sie versteckten sich in einem U-Bahn-Schacht, etwa 20 Personen, Frauen und Männer. Erfreut kamen sie mit uns ins Gespräch und erzählten in gebrochenem Deutsch über ihr Leben in Deutschland.

Dort, in der Nähe der Seestrasse, habe ich am 28. April meine erste Bekanntschaft mit Deutschen gemacht, die später in eine aufrichtige Freund-

schaft übergang. In der Amsterdamer Strasse habe ich ein Schild «Frisör-Salon Paul Schönfelder» gesehen. Ich dachte mir, es wäre nicht schlecht, mir die Haare schneiden zu lassen. Nach Einbruch der Dunkelheit klopfte ich an die Tür des Salons. Mir machte der Besitzer selbst auf, ein gütiger Mensch. Er bat mich hinein, und während der Zeit, als er meine Haare in Ordnung brachte, erzählte er mir über seine Familie und darüber, dass sie Schwierigkeiten hatten, weil unter den Ahnen seiner Frau Juden waren. Da ich in der Schule Deutsch gelernt hatte, klappte die Verständigung ganz gut. Später war ich öfters bei dieser netten Familie zu Besuch, bis zum 9. Mai und auch später, wenn ich dienstlich in Berlin zu tun hatte. Mein Haarschneiden habe ich mit Besatzungsgeld bezahlt, Herr Schönfelder hat dieses Geld zum ersten Mal gesehen. Wir bekamen unseren Sold schon einige Monate in diesem Geld ausbezahlt, hatten aber keine Möglichkeit, es auszugeben.

Unser Regiment bewegte sich weiter Richtung Zentrum.

Am 30. April waren wir an der Charité, es gab aber keine feindlichen Soldaten dort. Am nächsten Tag erfuhren wir, dass der Reichstag eingenommen war.

Am Morgen des 1. Mai bewegte sich unser Regiment über die Chaussee-Strasse in die Liesenstrasse. Wir wussten von den Kapitulationsverhandlungen der Berliner Garnison und hatten den Befehl, den Feind nicht anzugreifen, sondern darauf zu warten, dass er sich ergibt. Im Verlaufe des 1. Mai herrschte in der Liesenstrasse Ruhe.

In den Morgenstunden des 2. Mai kam ein Parlamentär, ein Hauptmann, zu uns, um die Kapitulationsbedingungen zu besprechen. Im Auftrag seiner Kommandeure bestand er auf der Genehmigung, die Waffen nicht abzugeben, weil die Nazi-Propaganda behauptete, alle deutschen Gefangenen würden sofort erschossen. Die Bedingungen wurden angenommen, und der Hauptmann sollte mit einem Panzer zurückgebracht werden. Da geschah etwas Überraschendes: Ein deutscher Soldat hatte eine Panzerfaust auf den Panzer gerichtet, er drehte durch und drückte ab. Der Hauptmann wurde zerfetzt.

Dort in der Liesenstrasse hatte ich noch ein Erlebnis: Ich sah unseren Regimentssanitäter Michail Petelmann im Gespräch mit einer Frau. Die

beiden unterhielten sich auf Jiddisch, die Frau war eine Überlebende Jüdin, sie wurde während der ganzen Zeit von den Einwohnern des Hauses auf dem Dachstuhl versteckt.

Am 2. Mai wurde ich nach dem Humboldthain verlegt.

In der ersten Woche nach dem Kriegsende hatten wir alle ein Gefühl der Freude und der uneingeschränkten Freiheit. Der Freude, dass wir am Leben waren, und der Freiheit, dass wir nicht mehr die Pflicht hatten, bis zum Sieg zu kämpfen. Und noch eins fühlten wir: Wir hofften, dass jetzt, nach dem Sieg, in unserer Heimat die Zeit der Entbehrungen vorbei wäre und dass es dort besser würde. Dass unsere Regierung versteht, die Sieger dürfen nicht schlechter leben als die Besiegten. Ich konnte es mir nicht vorstellen, dass sich nichts ändern wird und dass meine Regimentskameraden später verbittert sagten: Wir haben doch gehofft

Die erste Woche nach dem Sieg war sorglos. Das strenge Militärreglement war ausser Kraft gesetzt. Wir waren in einem Zustand der Euphorie. Die meisten meiner Regimentskameraden benahmen sich würdig. Getrunken wurde schon. Es wurden auch Trophäen mitgenommen, und es gab Liebesverhältnisse mit Berliner Frauen. Aber getrunken wurde nicht bis zum Zustand, dass der Verstand aussetzte, es wurde nicht geplündert und nicht vergewaltigt. Es kann sein, dass das nicht überall so war. Die Panzersoldaten waren ja eine Eliteeinheit. Es war sicher so, dass es zu Vergewaltigungen kam, man hat aber damit nicht geprahlt. Noch vor dem Überqueren der Oder wurde uns ein Befehl Shukows vorgelesen, in dem es hiess, mit Zivilisten müsse man human umgehen. Für Vergewaltigungen und Plünderungen stand die Erschiessung. Es ist mir bekannt, dass in anderen Regimentern diese Strafe Anwendung fand.

Dieses Thema - Vergewaltigungen - bewegt heute noch. Ich hatte immer Mitleid mit Frauen, die geschändet wurden: mit Russinnen, Polinnen, Jüdinnen und anderen. Diese unglücklichen Frauen hatten die Misshandlungen der Besatzer zu ertragen. Ihr Schmerz und ihre Scham machen es notwendig, dass man das nicht vergisst. Aber es wird nicht viel bringen, wenn man versucht, die Schuldigen an diesen Ereignissen der letzten Kriegstage zu finden. Das Einfachste wäre zu sagen: «Ihr habt den Krieg

gewollt!» Aber das wäre unehrlich. Die meisten deutschen Frauen hatten den Krieg nicht gewollt. Keine Frau will den Krieg, sie sind aber die Leidtragenden: Witwen, Mütter, die ihre Männer und Söhne verloren, Frauen, die dem Sieger überlassen wurden, die gezwungen waren, Erniedrigung und Nöte zu erleiden. Das war eine andere Zeit.

Der Sieg wurde gefeiert. Im Park wurden Tische aufgestellt, mit einem Eimer wurde Wein aus der Kellerei einer Weinfabrik geholt, die in der Nähe, in der Brunnenstrasse, lag. Diese Kellerei hatten wir schon drei Tage zuvor entdeckt, als wir eine Schlange Berliner mit Eimern sahen, in dem dunklen Keller begegneten sich russische Soldaten und Deutsche. Aus den Riesenfässern floss der Wein, die Menschen liefen knöchelhoch im Wein. Solche Beispiele der «friedlichen Zusammenarbeit» gab es öfters. Ich kann mich daran erinnern, wie vor einem geschlossenen Tabakgeschäft drei ältere Deutsche standen und auf einen russischen Soldaten einredeten: «Er Kapitalist, hat viel Zigaretten. Wir nix rauchen, du hast Machorka. Mach auf.»

Am 10. Mai 1945 hat meine Einheit Berlin verlassen.

Ich war damals 20.

*Der Kampf um Berlin
in Augenzeugenberichten*

Die nachfolgenden Augenzeugenberichte entstanden zu den unterschiedlichsten Zeitpunkten – während, kurz nach oder auch erst Jahre nach den Kämpfen um Berlin. Sie bieten in ihrer Vielfalt auch ein breites Spektrum aus verschiedenen sozialen Gruppen. Diese Berichte wurden sprachlich nur sehr behutsam bearbeitet.

Am 20. April 1945 begann der Beschuss von Berlin. Einen Tag später erreichten die Truppen Marschall Shukows den östlichen Stadtrand von Berlin. Die Lehrerin Liselotte Wolter, wohnhaft am Prenzlauer Berg, beschrieb Anfang 1946, wie sie zunächst nicht glauben konnte, dass die sowjetischen Truppen tatsächlich vor den Toren Berlins stehen. Verlässliche Nachrichten gab es nicht, und so kursierten die wildesten Gerüchte:

«War das nicht ein Einschlag ganz in der Nähe? Meine Mutter und meine Schwester, die bisher ruhig in der Küche gewirkt hatten, kommen zu uns: ‚Habt ihr das eben auch gehört? Das hat doch eingeschlagen! Ist denn Fliegeralarm?‘ Da klingeln auch schon unsere Hausgenossen wieder. ‚Kinder, was ist denn bloss los?‘ Doch als mein Mann ihnen sagt, dass scharf geschossen wird, sind sie alle entrüstet. ‚Unsinn! Es ist bestimmt nur Übungsschiessen!‘ Da! Wieder heult es so dicht über uns hinweg, dass wir alle unwillkürlich den Kopf einziehen. Mein Mann meint, es wäre besser, den Luftschutzbunker aufzusuchen. Schnell holen wir unser Gepäck zusammen. Mutti guckt noch einmal aus dem Fenster: ‚Kinder, wollen wir denn wirklich herunter gehen? Die Leute gehen doch alle ganz ruhig auf der Strasse, als wenn nichts wäre. Es ist wohl doch nur Übungsschiessen!‘ Da jault es wieder über uns hinweg, und Augenblicke später wieder dieses Krachen! Die Leute auf der Strasse gucken wie wir in den Himmel. Zu

sehen ist aber nichts. Mein Mann meint: «Vielleicht probieren sie wirklich einen Sprengstoff aus und schießen scharf in die Rieselfelder. Aber dann kann ich mir das Krachen nicht erklären. Wenn wirklich unsere Flak diesen Lärm allein inszeniert, dann muss es ja bald Ruhe geben, denn das Übungsschiessen ist von neun bis elf Uhr angesetzt worden. Es wird elf Uhr, halb zwölf Uhr, noch immer jault und kracht es. Da klingelt es Sturm bei uns. Aufgeregt steht eine unserer Hausgenossinnen vor uns: ‚Wo bleibt ihr denn nur? Wir sind schon lange alle unten. Berlin wird beschossen! In der Dunckerstrasse liegen schon die ersten Toten!‘ Auf diese Nachricht hin entschliessen sich meine Mutter und meine Schwester endlich, mit uns den Luftschutzraum aufzusuchen. Unten finden wir den öffentlichen Luftschutzraum vollgepfropft mit Menschen. Es ist ein stetes Kommen und Gehen. Mit neuen Menschen tauchen immer wieder andere Gerüchte auf. Aber keiner weiss wirklich, was los ist. Die neueste Sensationsmeldung heisst: «Amerikaner schießen mit Flugzeug-Raketenbomben auf Berlin als Vergeltung für die V-Waffe!‘ Am Alexanderplatz soll es schon viele Tote geben, wird erzählt. Dann wieder eine neue Sensation: «Russische Panzer sind bis Bernau vorgestossen und beschiessen Berlin!‘ Grosse Empörung im Keller. Ein Nazianhänger will gleich die Gestapo in Aktion treten lassen. An Raketen und Ferngeschütze glaubt man eher als an die Russen. Vom Übungsschiessen spricht jedenfalls keiner mehr. Jedem wird zumindest das eine klar: dass die Lage ernst ist.

Wir sitzen im Luftschutzkeller um den Radioapparat und warten auf den Wehrmachtsbericht, da der Nachrichtendienst den Berlinern in keiner Weise eine Aufklärung gebracht hatte. Im Keller wird heftig über die Lage debattiert. Immer wieder heisst es: «Es ist doch unmöglich, dass Gefahr für uns Berliner droht, ohne dass wir durchs Radio, Sirene oder irgendein anderes Mittel gewarnt werden. Auch ich selbst bin dieser Meinung, umso mehr, als ich dienstlich – natürlich streng geheim – unterrichtet war, dass bei einem fünf Minuten währenden Dauerton der Sirene feindliche Panzer oder Luftlandetruppen im Angriff auf die Reichshauptstadt seien und deswegen wichtige Akten zu vernichten seien. Es wird 15 und 16 Uhr, ohne dass der Wehrmachtsbericht durchgegeben wird.

(...) Nach 17 Uhr setzt wieder stärkerer Beschuss ein. Ein Trupp des ersten Aufgebots des Volkssturmes rückt aus. Ein Melder kommt in unseren Keller, spricht leise mit dem Kompaniechef, und beide verlassen hastig den Raum. Das Schiessen draussen nimmt an Heftigkeit zu. Inzwischen wird auch dem letzten Zweifler klar: Berlin liegt unter Beschuss! Nur, von welcher Seite er kommt, das weiss keiner! (...) Unser Volkssturmkompaniechef kehrt mit einer neuen, nicht amtlichen Hiobsbotschaft in den Keller zurück: ‚In Buchholz und in Weissensee sind Strassenkämpfe mit den Russen!‘ Lähmendes Entsetzen befällt minutenlang den Kreis. Jetzt wird den meisten die wirkliche Lage klar. ‚Wie ist denn so etwas möglich?‘, tönt es von blassen Lippen mit verängstigter Seele, ‚das kann ja gar nicht sein!‘ Ein anderer pflichtet sofort bei und findet, dass die Wehrmachtsberichte der letzten Tage keineswegs auf eine so bedrohliche Situation hingewiesen hätten. Und wieder und wieder formen andere Lippen die Worte: ‚Das ist unmöglich, das kann nicht sein.‘ Am unruhigsten sind unsere Pg-Leute. Sie verlassen den Keller, um, wie wir später erfahren, alles, was in ihrer Wohnung und an der Schule irgendwie Bezug auf die Partei hatte, zu entfernen. Im Verlaufe von einer halben Stunde haben sie sämtliche Schilder der NSDAP, NSV, NS-Frauenschaft usw. abgeschraubt und, nach ihrer eigenen Aussage, in Gullys versenkt. Mein Mann lächelt ironisch über den Eifer der Nazis und fragt, ob sie das für so wichtig halten. ‚Natürlich‘, kommt die Antwort, ‚unsere Ortsgruppe verbrennt ja draussen auf dem Hof auch alle Unterlagen!‘ Davon überzeugen wir uns durch Augenschein.»

(Quelle: Erinnerungsbericht von Liselotte Wolter aus dem Jahre 1946. Landesarchiv Berlin. Rep. 134/13, Nr. 178)

Marianne Gehl, damals als «Dienstverpflichtete» in einem Berliner Rüstungsbetrieb, berichtet über ihre letzten Tage vom 21. bis 26. April 1945 in der Reichshauptstadt:

«Sonnabend, den 21.4.1945

An diesem Tage ging ich zum letzten Mal zu meiner Arbeitsstelle, der Fa. Krone-Presswerke, Berlin, Frankfurter Allee Ecke Jungstrasse, einem Rüstungsbetrieb, zu welchem ich vom Arbeitsamt im Jahre 1943 dienstverpflichtet wurde. Und ich ging in der Tat, denn fahren war nicht mehr möglich, weil die von mir täglich genutzte Strecke der U-Bahn von Strausberger Platz bis Samariterstrasse zerbombt war.

Sonntag, den 22.4.1945

Am Abend gab es Fliegeralarm.

Unser Wohnhaus in der Krautstrasse stand inmitten eines Trümmerfeldes. Es gehörte zu den schätzungsweise fünf bis sechs Häusern, die zu diesem Zeitpunkt in dem Karree Krautstrasse/Brauner Weg (heute Singerstrasse)/Andreasplatz/Kleine Andreasstrasse überhaupt noch existierten. Wir hatten Angst, dort zu bleiben, schiefen deshalb seit Wochen nur noch in unseren Kleidern, um bei Vorwarnung keine Zeit zu verlieren und noch vor Beginn des Bombardements den Bunker am Alexanderplatz zu erreichen.

Als die Sirenen ertönten, befanden wir uns bereits auf dem Wege zum Alex, denn durch die Meldung im Radio ‚Feindliche Verbände in Richtung Hannover Braunschweig!‘, das war die Route Berlin, waren wir vorgewarnt.

Im Bunker angekommen, hatte ich das Gefühl, dass die sonst meist stumpf vor sich hinbrütende Menge sich anders als sonst verhielt. Es war eine Unruhe zu spüren, und statt der üblichen faulen Witze, einer besonderen Art von Galgenhumor, hörte ich plötzlich von einigen Leuten verfängliche Bemerkungen zur Situation.

Eine Frau sprach die damals oft zitierten Worte:

„Lieber trocken Brot, aber Frieden!“

Darauf ein Mann: „Es kann nicht mehr lange dauern, die Russen stehen vor Berlin.“ Eine Äußerung, die ihm den Kopf hätte kosten können. Ein anderer Mann sagte: „Wenn die Russen kommen, wird euch Hören und Sehen vergehen!“

Als wir nach dem Angriff alle wieder wohlbehalten zu Hause waren, meinte mein Vater, dass nach seiner Einschätzung dieses wohl der letzte Fliegerangriff auf Berlin gewesen sein dürfte – womit er wieder einmal Recht hatte.

Mein Vater hatte während des ganzen Krieges täglich die Nachrichten für Deutschland der BBC London gehört, was ja bei Todesstrafe verboten gewesen war und bei uns Familienmitgliedern ständig zusätzliche Ängste ausgelöst hatte. Dadurch war er über den Stand der Roten Armee informiert, die sich nun kurz vor Berlin befand.

Montag, den 23.4.1945

Als wir in der Frühe erwachten, hörten wir in der Ferne das Grummeln der Geschütze.

Mein Vater meinte, es sei ratsam, nicht mehr arbeiten zu gehen, so blieben meine Schwester und ich auch zu Hause.

Im Radio wurde von Herrn Propagandaminister Goebbels noch einmal verkündet, dass der Endsieg unmittelbar bevorstände, und es wurde eine letzte Sonderzuteilung von Fleisch, Nahrungsmitteln usw. bekanntgegeben. Die Frauen stürzten in Geschäfte und Markthalle, um alles schnell einzukaufen.

Meine Mutter ging zum Bäcker in der Blumen-/Ecke Krautstrasse und stellte sich in die Schlange der Wartenden nach Brot an.

Nach einiger Zeit kam sie ohne Brot, vor Schreck und Angst zitternd und mit einem zerfetzten Mantel nach Hause. Was war passiert? Russische Tiefflieger hatten in die wartende Menge geschossen. Es gab Tote und Verletzte, und meine Mutter hatte Glück, dass sie mit einem zerrissenen Mantel davongekommen war.

Am Nachmittag verbreitete sich die Nachricht, dass die Speicher in der Mühlenstrasse am Schlesischen Bahnhof (jetzt Hauptbahnhof) geöffnet seien und die Menschen sich dort bedienen könnten. Also beschlossen wir auch, dort hinzugehen, und machten uns mit Tüten und Beuteln auf den Weg, ohne uns davon beeindrucken zu lassen, dass die Mühlenstrasse beschossen wurde und dort bereits Tote lagen.

Den Abend verbrachten wir damit, die Lebensmittel gut zu verpacken und in unserer Sitzbank, welche eine hochklappbare Sitzfläche hatte, zu verstecken.

Nachts konnten wir nach langer Zeit einmal durchschlafen. Fliegeralarm gab es nicht!

Dienstag, den 24.4.1945

Aus heutiger Sicht kann ich es kaum fassen, dass auch dieser Tag nur 24 Stunden hatte. Die Ereignisse überschlugen sich!

Am Morgen war das Donnern der Geschütze nicht mehr zu überhören. In der Frühe waren zwei Trupps deutscher Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden, in unser Haus gekommen.

Wir begrüßten sie herzlich, und einige Frauen bewirteten sie mit Kaffee und Kuchen.

Nicht zu begreifen war, dass einige von ihnen jetzt immer noch behaupteten, der Endsieg stünde unmittelbar bevor.

Natürlich wagte niemand, zu widersprechen. Als sie dann aber Anstalten machten, sich in unserem Hause auf die Verteidigung einzurichten, breitete sich unter uns panisches Entsetzen aus.

Die älteren Frauen berieten, was zu tun sei, um sie davon abzuhalten, und wie man argumentieren könnte, ohne sich in die Gefahr zu bringen, als Vaterlandsverräter an den nächsten Baum geknüpft zu werden. Tatsächlich brachten sie den Mut auf, um Erbarmen für unser Haus zu bitten. Und sie hatten Erfolg – die Soldaten zogen weiter!

Die Frankfurter Allee (heute Karl-Marx-Allee) war wegen einiger Bombentrichter seit Tagen nicht mehr befahrbar, weshalb sich der Fahrzeug-

verkehr in verstärkter Masse durch die Singerstrasse direkt an unserem Haus – Ecke Krautstrasse – vorbeibewegte.

Aber seit Montag ging der gesamte Verkehr nur noch in einer Richtung: von Ost nach West!

Wieder einmal hatte ein ‚siegreicher Rückzug‘ begonnen!

Und dann wurde beobachtet, wie auch die verantwortlichen Ordnungshüter, nämlich die Polizisten des Polizeireviers am Andreasplatz, die Flucht nach Westen antraten.

Diese Nachricht verbreitete sich in Windeseile, und schlagartig begann die Plünderung der Geschäfte und der Stände in der Markthalle. Geschlossene Geschäfte wurden aufgebrochen, beim Fleischer, Lebensmittelhändler, im Buttergeschäft, bei Kaisers Kaffee wurde ausgeräumt, aus der Markthalle rollte man Fässer mit sauren Gurken und Heringen heraus, bei Leiser in der Andreasstrasse stiegen die Leute mit Rucksäcken ein und bedienten sich.

Jeder schleppte, was er tragen konnte.

Dieses fürchterliche Treiben wurde jäh unterbrochen durch den plötzlich einsetzenden Beschuss mit der sogenannten Stalinorgel! Alles stürzte in Häuser und Keller!

Die Häuser wankten, Ruinen fielen noch weiter in sich zusammen, Fensterkreuze und Türen fielen aus den Angeln!

Fast wäre ich, in der Küche am Herd stehend, vom zusammenbrechenden Fenster erschlagen worden!

Dann eine kurze Feuerpause.

Plötzlich stürzte ein SS-Offizier in unsere Wohnung.

Wir sahen mit Entsetzen, dass seine Uniform voller Blut war.

Er hatte soeben seinen Kameraden verloren und irgendwo unter den Trümmern in der Singerstrasse begraben.

Auf seine Bitte hin gaben wir ihm ein Glas Wasser, womit er sich jedoch nur den Mund spülte und dann das Wasser in unserer Stube auf die Erde spuckte. Das gefiel mir gar nicht. Aber zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, wie sich Soldaten an der Front benehmen, das erlebten wir wenige Stunden später, als die Russen da waren.

Der SS-Offizier sagte uns, dass er von der HKL (Hauptkampflinie) käme, und auf unsere Frage, wo denn dieselbe sich befände, sagte er:

„Am Küstriner Platz“ (heute der Franz-Mehring-Platz). Das hiess also, die HKL lag etwa einen Kilometer von unserem Standort entfernt.

Ich bekam einen mächtigen Schreck, als meinem Vater die Bemerkung entfuhr: „Nun kann es ja nicht mehr lange dauerns

Worauf der SS-Mann auch noch fragte: „Wieso?“

Mein Vater sagte: „Sie kämpfen jetzt in Berlin!“

Der Offizier sah kurz starr vor sich hin, drehte sich dann um und verliess fluchtartig unsere Wohnung.

Kurz darauf begann erneut der Beschuss.

Wir sassen alle im Luftschutzkeller und zitterten vor Angst.

Nach einer Ewigkeit, wie uns schien, Stille.

Eine unheimliche Stille!

Und dann, aus dem Kellerraum nebenan, drangen russische Laute an unser Ohr. Nur durch eine Wolldecke, die vor dem Mauerdurchbruch hing, waren wir getrennt von den Russen.

Dann, schwere Soldatenstiefel marschieren durch den Gang vom Treppenhaus auf unseren Luftschutzkeller zu.

Kurz darauf betraten russische Soldaten, d.h. Offiziere, unseren Luftschutzkeller, sagten einige Worte, die wir natürlich nicht verstanden – kann sein, es war ein Dolmetscher dabei, ich weiss es nicht mehr.

Und dann taten sie etwas, das unsere Angst zurückdrängte, zaghaft Vertrauen aufkeimen liess und bei uns grosse Freude auslöste: Sie schenkten uns zwei Taschenlampen, eine meiner Schwester, eine mir, die wir gleich vorne an der Tür sassen. Ein Glück für uns, denn unsere Kerzen gingen zur Neige, sodass wir befürchtet hatten, schon bald ganz im Dunkeln zu sitzen.

Und dann, nachdem die Offiziere gegangen waren, nach einigen Sekunden oder auch Minuten der Starre, begannen meine grauen Zellen wieder zu arbeiten, und mein erster Gedanke war: Der Krieg ist aus! Wir haben es überstanden!

Was uns noch bevorstand, ahnten wir nicht.

Nach einiger Zeit gingen die Menschen zaghaft auf die Strasse und auf unseren Hof, wo die Russen aus einer Gulaschkanone Suppe verteilten.

Einige gingen auch in ihre Wohnungen, woran niemand gehindert wurde. Auch ich betrat mit meinen Eltern unsere Wohnung.

Aber wie sah es dort aus!

Meine Mutter ging zuerst in die Küche, um nach den Lebensmitteln und vor allem nach dem Fleisch aus der letzten Sonderzuteilung zu sehen. Der Trog war leer! Auch die Fässer mit Gurken und Heringen, die im Kellerdurchgang deponiert waren, hatten sich in Luft aufgelöst. In unserem Wohnzimmer, welches gleichzeitig das Schlafzimmer der Eltern war, herrschte ein heilloses Durcheinander!

Wäsche und Kleider waren aus den Schränken und Regalen gezogen und auf dem Fussboden zertrampelt, dazwischen Zucker und Marmelade, Garnrollen, Wolle, Nadeln, Kissen und sonstige Utensilien.

Aber das Schlimmste war der wertvolle Inhalt des Schreibtischs meines Vaters, der aufgebrochen und ausgeräumt war!

Fotomaterial im Werte von mehreren Hundert Reichsmark, aufgerissen, zerstreut und zertrampelt!

Mein Vater, der sich während des Krieges mit Fotografieren, Vergrössern und vor allem Reproduzieren von Fotos – meist gefallener oder vermisser Soldaten – nebenbei etwas Geld verdient hatte, dafür Fotomaterial eingekauft und dieses eingelagert hatte, in der Hoffnung, nach dem Kriege eine Fotowerkstatt zu eröffnen, war fassungslos! Dieser Traum war ausgeträumt. Mit der Zukunft konnten wir uns jedoch nicht weiter beschäftigen angesichts der schrecklichen Gegenwart. An unserem Esstisch, auf der Sitzbank, in welcher wir den Abend zuvor unsere Lebensmittel und vor allem Zucker versteckt hatten, sassen die Russen und assen Brot und Wurst. Als ihnen offensichtlich bewusst wurde, dass uns die Wohnung gehörte, nötigten sie uns, am Tische mit Platz zu nehmen, was wir auch taten, denn eigentlich waren ja nicht sie, sondern wir die Gastgeber. Sie gaben uns von ihrem Brot und ihrer Wurst, und wir alle waren fröhlich und friedlich. Aber da alle Fenster und Wohnungstüren zerstört waren, konnten immer mehr Russen die Wohnung betreten. Es war ein Kommen und Gehen. Doch dann kamen einige, die auch Schnaps dabei hatten.

Plötzlich schlug die fröhliche Stimmung um und obwohl wir ja die Sprache nicht verstanden, bemerkten wir, dass Streit im Gange war.

Zum besseren Verständnis muss ich erwähnen, dass wir seinerzeit in einer Kellerwohnung wohnten, die durch einen Mauerdurchbruch in einer

Nische unseres Korridors mit dem Haus- und Luftschutzkeller verbunden war.

Die Wohnung bot also gegenüber dem Luftschutzkeller fast schon einen komfortablen Schutz vor den Kämpfen, die draussen noch im vollen Gange waren. Und da unser Haus das einzige noch intakte Haus an der Kreuzung war und sich ausserdem an unserer Ecke Singerstrasse eine alte Berliner Pumpe befand, die einzige Stelle, wo es Wasser gab, war es nicht verwunderlich, dass jedes Russenfahrzeug hier Halt machte, die Soldaten hier Wasser tankten und dabei schnell einen Hausbesuch abstatteten. Wir waren Anziehungspunkt, und es kamen immer mehr und mehr Russen in unsere Wohnung.

Meine Schwester und ich wollten deshalb wieder in den Luftschutzkeller zurück, doch bevor es dazu kam, bemerkte ich, dass einer der Russen den Absperrriegel der Tür zum Korridor zuschob.

Und jetzt richtete sich das Interesse – insbesondere zweier russischer Offiziere – auf mich und meine Schwester. Wir verstanden sofort, was sie von uns wollten, während unsere Eltern mit meiner kleinen Schwester noch arglos auf der Bettkante sassen.

Also war es doch richtig, was seit Wochen in den Zeitungen zu lesen war, dass die Rote Armee Frauen drangsalierte und vergewaltigte. Bislang hatten wir dies für Gräuelpropaganda gehalten – nun wurde uns klar, dass in diesem Falle Goebbels mal nicht gelogen hatte. Unmissverständlich wurden wir beide aufgefordert, uns mit ihnen ins Bett zu legen.

Aber der Streit unter den Russen ging weiter, was ich so deutete, dass nicht alle mit dem Vorgehen der beiden Offiziere einverstanden waren. Ich hatte nur den einen Gedanken, an die Tür zum Korridor zu gelangen und einen Fluchtversuch zu unternehmen. Angesichts der Horde von Soldaten, die mir gegenüberstand, war die Chance eher gering. Aber ich hatte plötzlich keine Furcht mehr.

Gott sei Dank hatte meine Schwester, die neben mir stand, meine Gedanken erraten und wich nicht von meiner Seite.

Zunächst spielten wir die Naiven, gingen an das Bett unserer kleinen Schwester, um ihr Spielzeug zu geben, dadurch bewegten wir uns in Richtung der Tür mit dem versperrten Riegel.

Als die beiden Offiziere dann plötzlich auf uns zukamen, gingen wir rückwärts und kamen direkt vor der Tür zum Stehen.

Und dann kam unsere Chance!

Der Streit der Russen wurde so laut, dass die beiden Offiziere sich kurz nach ihren Kameraden umsahen bzw. umdrehten!

In diesem Moment schob ich hinter meinem Rücken den Riegel zurück und lief mit meiner Schwester an der Hand durch den Korridor, den Mauerdurchbruch, den langen Kellergang, welcher von russischen Soldaten belegt war, die jedoch nur verständnislos und müde uns nachschauten, in den Luftschuttkeller.

Auch meine Mutter mit der kleinen Christa war hinter uns hergelaufen. Aber mein Vater fehlte!

Etwa fünf Minuten später kam mein Vater kreidebleich und vor Angst zitternd in den Luftschuttkeller.

Er überbrachte uns einen Befehl der Russen, sofort zurückzukommen, anderenfalls man ihn selbst erschiessen würde!

Ich kann es nicht mehr sagen, was in diesem Augenblick durch meinen Kopf ging. Ich wollte nicht, dass mein Vater erschossen wird, aber ich war mir auch ganz sicher, dass ich freiwillig dorthin nicht zurückgehen würde.

Ich war wie gelähmt und keines Gedankens fähig.

Dann dröhnten schwere Soldatenstiefel auf dem Steinfussboden des Kellerganges.

Jetzt holen sie uns!

Und dann geschah das Wunder!

Zwei Offiziere und ein Dolmetscher betraten den Raum.

Der eine Offizier sprach zu uns, und anschliessend übersetzte der Dolmetscher den Inhalt der Ansprache, den ich hier natürlich nur sinngemäss wiedergeben kann:

Der Kommandant wurde von dem ungeheuerlichen Vorfall in unserem Hause unterrichtet. Die dafür Verantwortlichen wurden aus dem Hause entfernt und werden zur Rechenschaft gezogen. Der Kommandant lässt uns ausrichten, dass wir unbesorgt sein können, es würde uns nichts geschehen.

Mittwoch, den 25.4.1945

Am Vormittag wurde der Befehl gegeben: ‚Alle Männer raus!‘ Auch mein Vater und mein 15-jähriger Bruder mussten mit. Meine Mutter lief noch hinterher, um ihnen Brot mitzugeben, aber sie waren schon fort.

Würden wir sie wiedersehen?

Später kam ein russischer Sergeant, der sich mit dem Namen ‚Pawel‘ vorstellte, in den Luftschutzkeller und brachte unserer Christa etwas Spielzeug aus unserer Wohnung. Wir erkannten in ihm einen der Russen, die bei den Geschehnissen des Vorabends mit dabei gewesen waren, und vermuteten, dass er zu denen gehörte, welche die Kommandantur benachrichtigt hatten.

Er sollte auch weiterhin unser Schutzengel bleiben!

Nun wollten die Russen nicht mehr, dass die Hausbewohner ihre Wohnungen betreten. Durch das ganze Haus zogen sie Kabel, und in unserer Küche bauten sie Nachrichtengeräte auf.

Eine der Frauen versuchte trotzdem, in ihre Wohnung zu gelangen, um etwas Wichtiges zu holen. Ein Russe hatte dies beobachtet, rannte wie ein Wahnsinniger hinter ihr her und wollte sie erschiessen. Wir haben alle um ihr Leben gebettelt, und in der Tat, er liess von ihr ab.

Dann erinnere ich mich auch, dass mehrmals polnische Zivilisten in unseren Keller kamen und uns mit Pistolen bedrohten. Meine Mutter, die etwas polnisch sprechen konnte, sprach mit ihnen, und irgendwie beruhigten sie sich dann.

Gegen Abend kamen wieder Russen in den Luftschutzkeller. Sie setzten sich zwischen uns Frauen und versuchten, uns zu umarmen und zu küssen. Alle hatten wir fürchterliche Angst und wehrten sie ab.

Eine alte Hausbewohnerin, die total verwirrt war, nichts mehr begriff und uns die ganze Zeit schon durch dumme Bemerkungen zusätzlich nervte, sagte dann auch noch: ‚So ein bisschen Liebe ist doch ganz schön.‘

Plötzlich erhoben sich die Russen und zeigten auf sechs bis sieben Frauen, die mitkommen sollten. Auch auf mich zeigten sie.

Die Frauen standen auf und gingen weinend, aber ohne Widerstand zu leisten, mit.

Es gingen immer ein Russe – eine Frau – ein Russe – eine Frau usw.

Ich widersetzte mich und lief im Luftschutzkeller umher, bis mich der letzte der Soldaten griff und durch die Tür schubste.

Durch meine Widersetzlichkeit hatte ich erreicht, dass die anderen schon nicht mehr im Kellergang waren, auch die Kellertreppe bereits passiert hatten und auf dem Weg in die Wohnungen waren. So war ich also mit dem letzten der Soldaten allein, der hinter mir durch den dunklen Kellergang marschierte.

Als ich an der Nische vorüberkam, die an den Mauerdurchbruch zu unserer Wohnung führte, schlüpfte ich kurz entschlossen da hindurch.

In der Tat, der Russe bemerkte das nicht.

Einige Sekunden hockte ich in einer Ecke unseres Korridors und lauschte. Wird er zurückkommen und mich suchen? Unmittelbar nach Passieren der Kellertreppe kam er ins Helle und musste mein Verschwinden bemerken. Was sollte ich tun?

Und mir schoss der Gedanke durch den Kopf: Vielleicht ist Pawel noch da!

Mit dem Mut der Verzweiflung klopfte ich an die Tür, die zu unserem Wohnzimmer führte, welches ich tags zuvor fluchtartig verlassen hatte, um jetzt dort Schutz zu suchen.

Auf mein Klopfen öffnet ein Russe. In dem unheimlichen Dunkel stehe ich allein vor einem Russen, der in der einen Hand das Gewehr, in der anderen eine brennende Kerze hält.

Und ich rufe in den Raum: ‚Pawel?‘

Und tatsächlich, aus dem Hintergrund des Zimmers tönt ein russisches ‚Da‘.

Ja, es war Pawel, der zur Tür kam, meine verzweifelte Darstellung verstand, sein Gewehr nahm und mit mir zusammen durch den Mauerdurchbruch in den Luftschutzraum marschierte.

Dort setzte er sich in unsere Mitte und bewachte uns.

Sein Blick richtete sich pausenlos auf ein grosses Loch im Mauerwerk des Luftschutzkellers. Das Mauerwerk war während des Beschusses eingestürzt, und einige Frauen hatten dann eine grosse Decke davorgehängt.

Dahinter war der Keller einer Kneipe. Das war ein weiterer Anziehungspunkt. Draussen die Berliner Pumpe, die sich genau vor dem Eingang der Kneipe befand.

Zuerst hielten sie an der Pumpe, dann interessierte man sich für den Kneipenkeller, und dann war man auch schon an dem Vorhang zu unserem Schutzraum, steckte den Kopf durch den Vorhang, und schon hörte man: ‚Frau, komm!‘

Sobald ein Russenkopf zu sehen war, blinkte Pawel mit seiner Taschenlampe, und mit einigen Worten verscheuchte er sie.

Nach zwei bis drei Stunden ertappte er sich beim Einschlafen. Er stand auf, hiess mich seinen Platz einnehmen, übergab mir die Taschenlampe und deutete mir an, dass ich ihn im Notfall holen sollte.

Ich weiss nicht, wie oft ich in dieser Nacht durch den Kellergang lief, den Sergeanten zu holen.

Jedes Mal nahm er geduldig sein Gewehr und ging mit mir.

Einmal hörte ich Stimmen in unserer ehemaligen Waschküche, die sich auf der anderen Seite des Kellerganges befand. Es waren Mädchenstimmen.

Der ganze Raum war voller junger Mädchen aus der Nachbarschaft, welche die Russen dort gesammelt hatten und nach und nach in die Wohnungen holten.

Wieder holte ich Pawel, der sofort zwei anderen Soldaten befahl, die Mädchen nach Hause zu schaffen.

Die ganze Nacht rannte ich, unseren Helfer zu holen.

Bis ich nicht mehr konnte und zusammenbrach!

Am nächsten Morgen erwachte ich in unserer Wohnung, im Bette meines Vaters liegend und bewacht von einer Hausbewohnerin.

In dem anderen Bett – die Betten standen nicht nebeneinander, sondern an der Wand entlang – lag ein schlafender Russe, und auf der Ofenbank sass Pawel.

Was sich zugetragen hatte und wie ich überhaupt dorthin gelangte, weiss ich nur vom Erzählen:

Wieder waren Russen durch den Mauerbruch gekommen, um Frauen zu holen. Die Frauen waren entsetzt, als sie merkten, dass ich schlief und alles Rufen bei mir nicht mehr ankam.

Alleine traute sich keine, den Weg zu gehen, so nahm mich die Hausbewohnerin Frau Neumann bei der Hand und zog mich, die Schlafende, durch den Kellergang, um den Sergeanten zu holen.

Als dieser sah, in welchem Zustand ich mich befand, befahl er der Frau Neumann, mich in das Bett, in welchem er vermutlich vorher gelegen hatte, zu packen und bei mir Wache zu halten.

So fand ich mich morgens wieder.

Es ist für mich unfassbar, dass diese Geschehnisse in meinem Gedächtnis nicht vorhanden sind.

Ich war wie scheinot.

Donnerstag, den 26.4.1945

Kurz nach dem Erwachen wurden wir von deutschen Tieffliegern beschossen.

Alles, was sich draussen auf der Strasse bewegte, sowohl die russischen Soldaten wie auch deutsche Zivilisten, die, da sie keine Unterkunft mehr hatten, umherirrten, versuchte nun, in unseren Keller zu kommen. Wir standen dicht an dicht – Freund und Feind nebeneinander.

In diesem Chaos hatte ich plötzlich die Eingebung, doch zurück in den Luftschutzkeller zu laufen, um mein Luftschutzgepäck zu holen. Was ich auch tat. Kurz nachdem ich damit wieder in der Wohnung ankam und der Beschuss aufgehört hatte, kamen Russen durch alle Räume, die uns mit vorgehaltenen Pistolen und dem Schrei: ‚Weg, weg!‘ aus dem Hause jagten.

Es ging alles so schnell, dass die meisten der Hausbewohner nicht einmal die paar Habseligkeiten, die sich im Luftschutzgepäck befanden, mitnehmen konnten.

Meine Mutter hatte nur Pantoffeln an und den von den Tieffliegern zerfetzten alten Mantel. Christa hatte nicht mal ihre Puppe dabei, und auch die alte Schulmappe, die kurz zuvor ein Sattler noch auf Hochglanz brachte, war zurückgeblieben.

Nach fast fünftägiger Dunkelheit im Luftschutzkeller standen wir nun im Freien im hellen Sonnenschein.

Plötzlich ein entsetzlicher Schrei! Die alte, verwirrte Hausbewohnerin war unter ein Russenauto gekommen!

Wir sahen uns nicht mehr um, sondern liefen, so schnell wir konnten, durch die Singerstrasse in Richtung Osten.

Über Schutt und Geröll bewegten sich die Menschenmassen mit ihren Kofferchen, Kartons und Kisten, die sie teils trugen, teils in Karren oder Kinderwagen transportierten. Alles war von einer dicken Staubschicht überzogen. Hier und da lagen in dem Staub Dinge, die man in der Hektik verloren hatte und die nun die nachfolgenden Menschen wieder aufnahmen. Zum Beispiel wir, die wir glücklich waren, zwei alte Wolldecken zu erspähen.

Am Andreasplatz machten sich Menschen an Pferdekadavern zu schaffen, daneben lagen Leichen.

Durch die Andreasstrasse pfiffen noch die Kugeln. Wir waren schon abgestumpft, und es störte uns nicht mehr.

Wir liefen mit den vielen Menschen rechts der Strasse in Richtung Osten, und auf der linken Strassenseite uns entgegen kamen die Lkws mit immer mehr Russen.

Erst so etwa Grünberger Strasse beruhigte sich die Szene.

Mein Vater hatte vor Beginn der Kampfhandlungen mit uns zwei Treffpunkte vereinbart, die wir ansteuern sollten, falls wir uns bei den Kämpfen verlieren.

Es war eine Adresse in Spandau und eine in Friedrichsfelde, wo wir jeweils Verwandte hatten.

Da in Richtung Alexanderplatz ja noch gekämpft wurde, blieb uns nur der Weg gen Osten.

Im langsamen Trott bewegten wir uns mit den Massen vom Bezirk Friedrichshain in den Bezirk Lichtenberg. Wir schwitzten, denn die Sonne schien warm vom Himmel, ausserdem hatten wir – wenn ich von meiner Familie spreche – mehrere Garnituren Unterwäsche und mehrere Kleider und unsere Wintermäntel an, um recht viele unserer Sachen zu retten.

So kamen wir nach Lichtenberg in die Weitlingstrasse, wo eine Nachbarin ihre Schwester zu wohnen hatte. Hier konnten wir etwas verschnaufen und überlegen, was zu tun sei. Fast alle Frauen aus der Krautstrasse

44 waren hier noch zusammen. Hier trennten wir uns. Wir sahen uns nie wieder.

Von dort war es für uns nicht mehr weit bis zur Solzstrasse, wo die Friedrichsfelder Verwandten wohnten, und so schickte meine Mutter mich mit meiner Schwester dorthin, um nach Vater und Bruder zu forschen.

Als wir über die Weitling- und Margaretenstrasse etwa die Höhe Krätkestrasse erreicht hatten, bemerkten wir, dass an der Ecke Solzstrasse, genau da, wo wir einbiegen mussten, russische Soldaten standen, denen wir natürlich nicht begegnen wollten.

Wir schlichen uns an der Häuserfront entlang in die Krätkestrasse, und obwohl diese Gegend kaum von Bomben beschädigt war, fanden wir dort eine Ruine, über die wir in den Innenhof dieses Häuserkomplexes gelangen konnten und somit in der Lage waren, das Haus in der Solzstrasse vom Hintereingang zu betreten.

Nie in meinem Leben werde ich dieses Glücksgefühl vergessen, das mir die Tränen in die Augen trieb, als ich mit meiner Schwester, auf dem Trümmerberg stehend, in diesen herrlichen, parkartigen und schon grünen Innenhof blickte.

Wir kamen aus der Hölle und sahen in das Paradies!

„Auferstanden aus Ruinen!“ So standen wir da, glücklich, überlebt zu haben.

Die Zukunft lag vor uns!

Endlich, nach mehrmaligem Klopfen – denn sie hatten sich verbarriakadiert – öffneten uns die Hausbewohner, und mit grosser Freude wurden wir begrüsst. Und die ersten Worte waren: „Papa und Fritz sind schon hier!“

Nachtrag

Bis Pfingsten durften wir alle in diesem Haus in der Wohnung eines geflüchteten Ehepaares wohnen.

Meine Eltern versuchten aber jeden Tag, wieder in unsere Wohnung zu gelangen.

Es ist fast nicht zu glauben, aber es geschehen immer wieder Wunder in dieser Welt. Am Küstriner Platz trafen sie Pawel!

Er stand plötzlich vor ihnen und machte durch Zeigen auf eine brennende Zigarette deutlich, dass alles brennt und sie nicht weitergehen sollten.

Einige Tage später wagten sie noch einmal den Weg, und siehe da, alles war Schutt und Asche!»

(Quelle: Schriftlicher Bericht von Frau Marianne Gehl vom 18.5.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Am 21. April wurde Hohenschönhausen besetzt. Anders als viele andere Berliner sah die Kommunistin Else Eisenkolb-Grossmann dem Nahen der sowjetischen Truppen nicht mit Bangen, sondern mit Hoffnung entgegen. Sie war bereits seit Tagen auf die Ankunft der Roten Armee vorbereitet. Ihr Mann, Harry Grossmann, wurde kurze Zeit nach der Besetzung von den Sowjets als Bürgermeister eingesetzt:

«Als ich meinen Mann endlich zu Hause hatte, vernahm ich einen sonderbaren Lärm. Harry, Soldat im Ersten Weltkrieg, sah mich an und lächelte: ‚Das ist die Front.‘ In diesem Augenblick fiel alles, was uns jahrelang bedrückt hatte, von uns ab. Zwar waren wir uns bewusst, dass wir jetzt in doppelter Gefahr schwebten, aber das war uns sonderbar gleichgültig. Noch heute muss ich lächeln, wenn ich an das Wort ‚Frontlärm‘ denke. (...)

Wenn in unserem engsten Wohngebiet kein Schuss gefallen ist, (...) dann ist das bis zu einem gewissen Grade auch mein und meines Mannes Verdienst: Da war erst einmal der Luftschutzbunker, uns schräg gegenüber, dort, wo jetzt die Garage auf dem Holzplatz steht. Dieser Bunker war vollgestopft mit Leuten, Zivilisten und Militärpersonen, Nazis und Nichtnazis, Bewaffneten und Unbewaffneten, Alten, Kranken und Kindern. Gemeinsam mit dem parteilosen Kohlenhändler Thomas gingen wir hinein. Es gab kein Durchkommen. Mich wundert, dass man uns nicht erschlagen

hat, als wir zu sprechen begannen. Wir sagten nämlich den Anwesenden in aller Deutlichkeit, in längstens einer Stunde dürfe kein Uniformierter, kein Bewaffneter mehr im Bunker sein. Wir sagten ihnen: ‚Begriff, die Russen werden den Bunker kontrollieren, und wenn auch nur ein einziger Schuss fällt oder sie eine Waffe finden, halten sie sich nicht mit langwierigen Untersuchungen auf – Front ist Front. Sie werden Handgranaten in den Bunker werfen und euch damit alle umbringen.‘ (...)

Frontsoldaten waren noch am leichtesten zu überzeugen, dass es für sie und uns alle besser wäre, wenn sie sich schleunigst in Zivilisten zurückverwandeln. Aber da gab es Uniformierte bei uns, die, ausser bei den grauenhaften Bombenangriffen, nie Pulver gerochen hatten; Schreibstuhbenhengste, ‚Goldfasane‘. Sie besaßen, wenn schon keine Karabiner, so doch Pistole oder einen Ehrendolch. Nun sollten sie das alles von sich tun. Liebe Leute, es war ein schweres Stück Arbeit, das uns bis zuletzt in Atem hielt! (...) Immer wieder mussten wir den gellenden Parolen von der ‚Wunderwaffe‘ entgegentreten, der Aufforderung zum ‚Kampf bis zur letzten Patrone‘. Hysterische Ausbrüche, Betrunkene machten uns das Leben schwer. Danach sanken die Betreffenden in Apathie zurück. (...)

An einem Abend standen oder hockten sie teilnahmslos im Luftschutzkeller. Ich sagte: ‚Legt euch doch hin. Ich bleibe hier vorn, kann sowieso nicht schlafen. Wenn etwas ist, wecke ich euch.‘ Ich sass im Vorkeller, neben mir eine Kerze, lehnte mich an die Bretter, mit denen eine Ecke für Löschsand abgeschrägt war, und las. Das Buch und die Stille rundum versetzten mich in einen erholsamen, harmonischen Zustand. Ein kaum wahrnehmbares Geräusch veranlasste mich, aufzublicken. Die im Halbdunkel liegende Kellertür wurde behutsam spaltbreit geöffnet, und es erschienen die Gesichter zweier Soldaten. Ich fragte erstaunt: ‚Wo kommt ihr denn noch her?‘ Seit Tagen hatten wir keine deutschen Soldaten mehr gesehen. Im gleichen Augenblick sprang die Tür weit auf, zwei Männer in fremden Uniformen richteten die Maschinenpistolen auf mich. ‚Russen?‘, fragte ich, freudig erstaunt, ‚Rotarmisten?‘ Mit zwei Schritten waren sie bei mir, redeten in gebrochenem Deutsch auf mich ein, wollten wissen, wo

die anderen Hausbewohner wären, ob sich hier Militär aufhalte, SS? Ich schüttelte lachend den Kopf: kein Militär, keine SS. ‚Männer hier?‘ – ‚Ja.‘ – ‚Dein Mann auch?‘ – ‚Ja.‘ – ‚Wo?‘ – ‚Sie schlafen.‘ – ‚Zeigen.‘ Ich führte sie in den Luftschutzkeller, weckte mehrere im Vorbeigehen, stellte mich zu Harry. Die beiden Rotarmisten, immer noch die MPI im Anschlag, fragten immerfort etwas, das wir nicht verstanden; es klang wie ‚Foschu‘. Verlegen zuckten wir die Achseln. Die bisher nahezu freundlich-überraschten Gesichter der beiden wurden finster, bis schliesslich jemand verstand: ‚Volkssturm‘. Nein, vom Volkssturm war keiner hier. Befriedigt zogen sie ab.»

(Quelle: Schriftliche «Erinnerungen an die letzten Wochen des Faschismus und die Tage der Befreiung 1945» von Else Eisenkolb-Grossmann vom Februar 1975, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv, Zentrales Parteiarhiv, Erinnerungsarchiv, EA 2080)

Vierorts wusste die Zivilbevölkerung nicht, wie sie sich den näher-rückenden Truppen gegenüber verhalten sollte. In der Gubitzstrasse im Prenzlauer Berg, ausserhalb des S-Bahn-Rings und damit auch ausserhalb des letzten Verteidigungsgürtels Berlins gelegen, wurden zunächst weisse Fahnen gehisst, wie der folgende Bericht von A. Lehmann zeigt:

«Am 20. April 1945 waren die Russen bis Weissensee vorgestossen. Man hörte Maschinengewehrfeuer und zuweilen auch das Heulen der Granaten. (...) Am nächsten Tage, dem 21.4. – es war ein Sonnabend –, konnten wir an den von den Russen abgeschossenen, weissen Leuchtkugeln den Frontverlauf erkennen. Sie waren keine 400, 500 Meter mehr von unserem Häuserblock entfernt. Uns gegenüber ist eine Kleingartensiedlung. Deutsche Landser zogen sich wegen Munitionsmangel zurück. Einer setzte sich mit einer Panzerfaust dicht bei unserem Haus in einem Bombentrichter fest. ‚Kamerad‘, rief ihm einer zu, ‚geh heim zu Muttem, du siehst doch, dass es zu Ende geht.‘ Er sah das ein und verschwand.

Auch einer Abteilung von VolkssturMLEuten, die vorsichtig an der Häuserfront der Gubitzstrasse entlangschlich, Gewehr im Anschlag und scharf das Gelände beobachtend, wurde, als sie sich anschickte, sich in den Häusern festzusetzen, zugerufen, sie sollten machen, dass sie wegkämen, ein Widerstand sei zwecklos und gefährde nur die Häuser. Wir atmeten auf, als sich der Trupp wieder in Bewegung setzte und an der nächsten Strassenecke verschwand.

Plötzlich rief jemand: ‚Dort weht eine weisse Flagge aus dem Hause Nr. 40, jetzt eine aus dem Hause Nr. 39 noch eine zweite, aus unserem Bodfenster Nr. 38 auch eine.‘ Wir beratschlagten und beschlossen, in die Wohnungen zu gehen, um auch weisse Fahnen herauszuhängen. Da kamen zwei riesige VolkssturMLEute vom Boden die Treppe herunter. Die Böden der einzelnen Häuser hingen nach dem Abbruch der Holzverschläge zusammen. ‚Euch werden wir das ankreiden‘, riefen sie. Jetzt, da es brenzlich wird, fällt ihr uns in den Rücken. Eure Häuser werden niedergelegt, verlasst euch drauf. ‘ Sie hatten die weissen Fahnen abgenommen und zerrissen. Kaum waren die beiden VolkssturMLEute verschwunden, als auch schon neue Fahnen sichtbar waren. Inzwischen rückte die russische Frontlinie langsam vor.

Ungefähr eine Stunde nach dem Auftritt mit den VolkssturMLEuten erhielten unsere Häuser Artilleriebeschuss. Der erste Treffer zerstörte eine Wohnung im 4. Stockwerk, ein zweiter ging gegen die dicke Hauswand, ohne erheblichen Schaden anzurichten. Eine weitere Granate vernichtete Teile des Treppenhauses des Nachbargrundstückes. Einige unvorsichtige Frauen wurden leicht verletzt. (...) Ich habe zehn Treffer festgestellt, die allerhand Schaden angerichtet haben. Wir waren in banger Sorge. Einige Hausbewohner schrien, man solle die weissen Fahnen einziehen, da sonst von den Häusern nichts übrigbleiben würde. Eine Fahne nach der anderen verschwand wieder. Der Artilleriebeschuss hörte nun tatsächlich auf.»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von A. Lehmann vom 29.12.1945, Landesarchiv Berlin, Rep. 134/13, Nr. 183)

Im April 1945 tat der spätere Staatssekretär Willi Diedrich Dienst beim Panzergrenadierersatzbataillon 98. Im Frühjahr 1944 schwer verwundet, kam er nun kurz vor Kriegsende zu einer Genesenenmarschkompanie, die eigentlich die 8. Panzerdivision in Böhmen verstärken sollte, aber in Berlin festgehalten wurde. So gehörte er zu den Soldaten, die im Osten Berlins zur Verteidigung eingesetzt wurden:

«Am 21. April nachmittags erhielt die Kompanie ihre Zuweisung zum östlichen Abschnitt des Verteidigungsbereichs Berlin. Selbst vom Stettiner Bahnhof aus hörten wir immer stärker das Artilleriefeuer von Norden und Osten und hatten nachts mit Grausen den Feuerschein der Abschüsse in ununterbrochener Folge ringsum am Horizont gesehen. Nun rückten wir ab. Die Bewaffnung war (nach meiner Erinnerung) inzwischen etwas besser geworden; jetzt hatten wohl die meisten in der Kompanie wenigstens ein Gewehr, und auch einige Panzerfäuste waren ausgegeben worden.

Wir zogen in zwei Schützenreihen rechts und links der Häuserfronten vom Stettiner Bahnhof über den Rosenthaler Platz bis hin zur Frankfurter Allee und dann auf dieser weiter ostwärts, ständig von sowjetischen Schlachtfliegern angegriffen. Mancher von uns kam an seinem Wohnhaus vorbei und sah wehmütig hinüber, manchem winkten Freunde oder Nachbarn zu, die unseren sonderbaren Zug von den Hauseingängen her betrachteten. Am Bahnhof Frankfurter Allee bogen wir nach links ab, um an dem Finanzamtsneubau in der Lichtenberger Normannenstrasse anzuhalten. Dort hatte der Kommandant des Verteidigungsabschnitts A, Oberstleutnant Bärenfänger, seinen Gefechtsstand bezogen. Unser Kompanieführer ging hinein, um sich weisungsgemäss zu melden. Nach einer Weile erschien er wieder und informierte Zugführer und Hauptfeldwebel, dass die Feindverbände mit ihren Panzerspitzen in Mahlsdorf stünden. Wir müssten ihnen sofort entgegenrücken und den Weg nach Berlin verlegen.

Wir setzten unseren Marsch befehlsgemäss in der inzwischen eingebrochenen Dunkelheit fort, immer in Schützenreihe und nun auch ‚gefechtsbereit‘, was immer das auch für unsere traurige Schar bedeuten konnte. Der Hauptfeldwebel und ich hielten die Spitze, in einigem Abstand folg-

ten auseinandergezogen die drei Züge der Marschkompanie. Uns allen war klar, dass direkt vor uns keine eigenen Kampfverbände mehr waren. Es gab aber – im Gegensatz zu anderen Abwehrschlachten, die wir ja alle mehr oder weniger reichlich erfahren hatten – auch keine zurückflutenden Trosse, Fahrzeugkolonnen oder Flüchtende, auch kein ziviler Flüchtling kam uns entgegen. Dagegen sahen wir ringsum vor uns wieder das starke Mündungsfeuer der Artillerie und der Raketenwerfer, ein schauriges und doch faszinierendes Bild! Wir wussten, was uns erwartete.»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Willi Diedrich vom 27.2.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Der damals 17-jährige Reinhard Appel wurde Anfang 1945 in der zur selben Zeit formierten Hitlerjugend-Division im Reichssportfeld und dann beim durch die Verschwörer des 20. Juli berühmt gewordenen Infanterieregiment «Graf 9» in Potsdam ausgebildet. Für den späteren Journalisten war der erste Kampfeinsatz zugleich auch der letzte. Das Ende des Krieges hatte er sich anders vorgestellt, wie er sich später erinnerte:

«Mitte Januar 1945, als die sowjetische Armee bereits auf das Reichsgebiet zumarschierte, sass ich in Berlin als Freiwilliger der Luftwaffe des Geburtsjahrgangs 1927 und wartete auf meine Einberufung. Ich war gerade von einer militärischen Segelfliegerausbildung der Klasse 1 aus Schlesien heimgekehrt. Als Kriegsoffiziersbewerber der Luftwaffe und Eleven im Segelflug hatte man uns offensichtlich für die Steuerung von Lastenseglern vorbereiten wollen.

In der Lehrerbildungsanstalt (LBA) Brandenburg/Havel, in die ich als Mitglied des Berliner Mozartchores von der evakuierten Berliner LBA versetzt worden war, um weiter an den Chorproben teilnehmen zu können, hatte man mich infolge der Einberufung zum Arbeitsdienst im Spätherbst 1944 als ‚Lehramtsanwärter‘ entlassen. Alle Klassenkameraden waren bereits einberufen worden. Mein Ausbildungszeitpunkt in Brandenburg existierte nicht mehr.

Es war eine merkwürdige Situation. Die Sowjets kamen Berlin näher, von ersten Freunden der Klasse hiess es, sie seien gefallen, verwundet oder vermisst, und ich sass untätig zu Hause.

Mein katholisches Elternhaus in der Diaspora von Berlin-Spandau war alles andere als hitlerfreundlich, denn der Diktator galt in unserer Familie als Antichrist, aber an Reichstreue, Vaterlandsliebe und antikommunistischer Einstellung wollten sich meine aus Oberschlesien stammenden Eltern von niemandem übertreffen lassen. Von diesem Geist war ich mitgeprägt. Ich war Messdiener in der Spandauer Marienkirche, verteilte illegal vielfältigste Hirtenbriefe vom Münsteraner Bischof, Graf v. Galen, gegen die Klosterschliessungen und die Euthanasie des Hitlerregimes und war Mitglied in einem nicht gemeldeten und deshalb unerlaubten Singkreis katholischer Mädchen und Jungen.

Dieser Singkreis wurde musikalisch und geistig von einer ausserordentlichen Frau beherrscht, Gitta Dubro, die später in Ost und West von sich reden machte. Ohne unser Wissen hatte sie Kontakt zur ‚Roten Kapelle‘, und sie wurde deshalb auch von der Gestapo beobachtet und vernommen. Gitta, die nach Kriegsende den kommunistischen Politiker und Journalisten Leo Bauer heiratete, brachte uns neben den katholischen Liedern auch etliche revolutionäre Gesänge bei, was uns, wäre das bekannt geworden, wahrscheinlich Kopf und Kragen gekostet hätte. Im Singkreis und in der Kirche lebte ich in einer anderen Welt, aber tagsüber war ich ein pflichteifriges HJ-Mitglied.

Aus meiner familiär mitbestimmten Lebenseinstellung wird auch erklärlich, dass ich Ende Januar 1945 – Nachbarn hatten damals meinen Vater gefragt: ‚Warum ist Reinhard noch kein Soldat?‘ – das Büro meines für Spandau zuständigen Jungbanns 198 in der Heerstrasse aufsuchte, meine Situation eines noch nicht einberufenen Freiwilligen der Luftwaffe schilderte und fragte, ob es für mich eine Verwendung gäbe. Es traf sich gut, dass ich mich meldete, sagte man mir, denn Reichsjugendführer Artur Axmann sei gerade dabei, eine Hitlerjugend-Division aufzustellen. Im Zuständigkeitsbereich unseres Jungbanns Charlottenburg/Spandau war die

nächste Ausbildungseinheit im Reichssportfeld unweit der Heerstrasse. Ich liess mich sofort verpflichten.

Nach meiner Erinnerung wurde ich Ende Januar 1945 in dieser Hitlerjugend-Division als sogenannter ‚Kriegseinsatzführer‘ aufgenommen, da ich auf der LBA bereits den Rang eines Gefolgschaftsführers innehatte. Wir wurden in der Reichssportakademie des Reichssportfeldes untergebracht und in HJ-Uniform von Wehrmachtsoffizieren und Unteroffizieren auf dem Gelände des Reichssportfeldes neben einer militärischen Grundausbildung vor allem im Gebrauch der Panzerfaust eingeübt.

Im Februar 1945 wurde immer deutlicher, dass die Hitlerjugend-Einheit mit zur Verteidigung Berlins vorgesehen war, denn die Rote Armee marschierte bereits auf die Oder zu. Was uns zunächst in dem noch immer nicht erschütterten Glauben an die Kampfkraft der deutschen Wehrmacht undenkbar erschien, rückte mit jedem Tag unaufhaltsam näher: Die ‚Bedrohung‘ unserer Heimat Berlin. Obschon der ‚totale Krieg‘ Millionen Opfer gefordert hatte und ein Ende nicht abzusehen war, hat mich weder jemand in meiner Familie noch in der Kirche noch in meiner Umgebung dahingehend belehrt, dass ein wünschenswertes Ende des Krieges und der Zusammenbruch des Hitlerregimes auch als Befreiung betrachtet werden könnten. Mit anderen Worten: Ich wollte mit aller Kraft mithelfen, eine Eroberung Berlins durch fremde Truppen zu verhindern. Ich muss also freimütig bekennen, dass ich mich in der Hitlerjugend-Division – ich kann mich an den Namen nicht mehr genau erinnern – keineswegs mit Widerwillen, sondern bereitwillig zur Verteidigung Berlins, meiner Heimat, ausbilden liess. (Wenn ich heute den sinnlosen Opfergang vieler HJ-Kameraden bedenke, läuft es mir kalt den Rücken herunter.) Meine Ausbildungszeit im Olympiastadion – gelegentlich konnte ich noch mit der Strassenbahn über die Heerstrasse zu meinen Eltern nach Spandau fahren – dauerte von Ende Januar 1945 bis zum 22. März.

Drei Begebenheiten sind mir aus dieser Zeit noch in besonderer Erinnerung:

Im Februar 1945 wurde unsere Einheit zu einer Abendveranstaltung in den grossen Saal der Sportakademie des Reichssportfeldes geführt, zu-

sammen mit einem Volkssturmbataillon, das ebenfalls im Reichssportfeld ausgebildet wurde. Chef der Volkssturmeinheit war Sportführer Karl Ritter von Hall, ein Funktionär des Nationalen und Internationalen Olympischen Komitees und ein ehemals erfolgreicher Sportsmann.

Das herausragende Ereignis dieses Abends war eine flammende Rede von Carl Diem. Der Sportwissenschaftler Diem hatte bei der Organisation der Olympischen Spiele 1936 auf dem Reichssportfeld, auf dem wir uns nun befanden, eine massgebliche Rolle gespielt. Er führte 1936 u.a. in Erinnerung an die Olympiade im antiken Griechenland den olympischen Fackellauf ein und hatte auch als Sportführer seit der Weimarer Zeit ein grosses Renommee. Für uns, gerade dem Pimpfenalter entwachsenen jungen Soldaten in HJ-Uniform, stellte Diem, den Ritter von Halt uns vorstellte, eine grosse Autorität dar. Carl Diem erinnerte in seiner voller Pathos vorgetragenen Rede angesichts der beginnenden Umklammerung Berlins sehr ausführlich an das tapfere Volk von Sparta. Unzweideutig appellierte er an uns, den Opfergang für das Vaterland auch im Bewusstsein möglicher Unterlegenheit, wie einst die Spartaner, nicht zu scheuen.

Ich hatte diesen Vorgang nach dem Krieg, überglücklich, ihn lebend überstanden zu haben, längst vergessen oder verdrängt, bis mich 1984 der Präsident des Olympischen Komitees, Willi Daume, bat, in meiner Eigenschaft als ZDF-Chefredakteur und damit auch für Sportsendungen zuständig, in einer Berliner Sportakademie über die Weiterentwicklung der Olympischen Spiele aus der Sicht des Fernsehens zu referieren. In diesem Zusammenhang stiess ich wieder auf den Namen Carl Diem, der auch im Nachkriegsdeutschland wieder eine herausragende Rolle spielte und mit vielen Ehrungen bedacht wurde.

Für meine persönlichen Empfindungen in der für mich damals noch nicht erkennbaren Schlussphase des Krieges mag folgende Begebenheit bezeichnend gewesen sein:

Auf die Frage unserer Wehrmachtsausbilder, ob wir mit den ebenfalls im Reichssportfeld untergebrachten ‚Blitzmädel‘ einen gemeinsamen Abend gestalten könnten, meldete ich mich spontan und bot an, Rainer

Maria Rilkes ‚Comet‘, die ‚Weise über Liebe und Tod‘, vorzutragen. Eine Spandauer Freundin hatte mir den Text des Insel-Buches handgeschrieben geschenkt, und ich hatte ihn aus Begeisterung für das sprachliche und inhaltliche Kunstwerk auswendig gelernt. Mit jugendlichem Pathos trug ich den ‚Comet‘ von Rilke mit seinen Todesahnungen im grossen Saal der Sportakademie des Reichssportfeldes vor und war dankbar für die Aufmerksamkeit, die ich erzielte.

Unvergesslich ist mir auch jener Morgen im März 1945, als unsere Einheit auf eine Anhöhe hinter dem Reichssportfeld in unmittelbarer Nähe der sogenannten Dietrich-Eckart-Bühne (heute Waldbühne) geführt wurde. Der Anlass dieser Sonderübung wurde alsbald klar. Wir wurden Zeuge der Erschiessung von sechs deutschen Soldaten, die wegen Fahnenflucht als Deserteure zum Tode verurteilt worden waren. Unter den Delinquenten waren drei junge Soldaten in unserem Alter. ‚Tod durch Erschiessen wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe‘ lauteten die Urteile, deren Vollstreckung uns einen ungeheuren Schock versetzte. Das war wohl auch beabsichtigt.

Uns wurde also deutlich, ja nicht auf die Idee zu kommen, in der Schlussphase des Krieges unsere ‚Pflicht‘ zu vergessen. Unsere Pflicht hatte Artur Axmann wohlfeil formuliert: ‚Es gibt nur Sieg oder Niederlage ... Hass gegenüber dem Feind ... unverrückbare Treue zu Adolf Hitler ...‘ Die Alternative hiess also: Im Gefecht umkommen oder am Laternenpfahl aufgehängt werden!

Mir wurde die Ausbildungszeit im Reichssportfeld angesichts der im Februar/März 1945 auf Berlin zumarschierenden sowjetischen Truppen zu lang. Ich wurde ungeduldig. Eine erste förmliche Einberufung zur Wehrmacht hatten meine Vorgesetzten der Hitlerjugend-Division mit dem Vermerk zurückgeschickt, dass ich bereits im militärischen Sinne einberufen sei und soldatisch ausgebildet werde. Meine zweite Einberufung war auf den 22. März 1945 nach Brandenburg/Havel ausgestellt, meinem letzten Aufenthaltsort in der Lehrerbildungsanstalt. Ich bestand darauf, dieser Einberufung zu folgen, weil man doch nicht Berlin erst in Berlin verteidigen sollte, war mein Argument. Meine Vorgesetzten schüttelten zwar den Kopf, liessen mich aber ziehen.

In der angegebenen Kaserne in Brandenburg war ausser einem zivilen Pförtner niemand mehr. Der Pförtner schickte mich nach Potsdam. Dort wurde ich am 22. März in das Grenadier-Ersatz- und Ausbildungs-Bataillon 9 von Oberleutnant und Kompaniechef Isenbeck als Grenadier aufgenommen.

Die ‚Ausbildung‘ im berühmten ‚1. R. Graf 9‘ in Potsdam war zu dieser Zeit im März/April 1945 eine Farce. Nach Tagen des Herumlungerns in Zivilkleidung kam eines Nachts plötzlich der Befehl zur Einkleidung und zum Waffenfassen. Die Kompanie war zuvor keine Stunde gemeinsam marschiert, geschweige denn war ein einziger Übungsschuss abgegeben worden. Manche hatten noch niemals ein Gewehr in der Hand gehabt. Am darauffolgenden Vormittag wurden wir mit ständigen Verzögerungen nach Fürstenwalde transportiert, wo wir bei Dunkelheit ankamen. In der Feme hörten wir Geschützdonner.

Oberleutnant Isenbeck muss dem zuständigen Frontkommandeur über die Einsatzqualität unserer Truppe, in der Schauspieler, Beamte und Kaufleute unterschiedlichen Alters versammelt waren, reinen Wein eingeschenkt haben, denn ehe die Nacht vorüber war, wurden wir wieder in die Züge beordert, und wir fuhren zurück nach Potsdam. Wenige Tage später kam es dann in Wünsdorf zu einem mehrstündigen Übungsschiessen mit scharfer Munition. Während das Bataillon vereidigt wurde, sass ich in der Schreibstube und musste das Telefon bewachen. Der Spiess meinte, ich sei doch ‚Lehramtsanwärter‘ und könnte mit dem Griffel umgehen.

Kurz nach Ostern, aber noch vor dem verheerenden Luftangriff Mitte April auf Potsdam, wurden wir in die Nähe von Müllrose kommandiert. Mehrere Tage waren wir mit dem Ausheben von Schützengräben beschäftigt. Eines Nachts wurde ich mit einem Unteroffizier und zwei Soldaten auf einen Spähtrupp in ein unübersichtliches Waldgebiet geschickt und gab nach einem verdächtigen Rascheln im Gebüsch den ersten und einzigen Schuss im Krieg ab.

Im Morgengrauen des 22. April lösten wir im vordersten Schützengraben eine SS-Einheit ab. Der SS-Mann, in dessen Erdloch ich kroch, verabschiedete sich mit einem mitleidigen Lächeln. Als die Sonne aufging, wur-

den wir derart mit Granaten aus Stalinorgeln eingedeckt, dass wir nur für Sekunden den Kopf zur Orientierung herausstrecken konnten. Nach dreistündigem konzentriertem Feuer wurden wir von einem Melder des Befehlsstandes in einen zurückliegenden Hohlweg befohlen. Ich kümmerte mich um einen verwundeten Kameraden. Ihn über eine von den Sowjets einzusehende Strasse zu bringen, war das grösste Problem. Viele Bittgebete sandte ich zum Himmel, um mit dem Leben davonzukommen. Das Unternehmen gelang, und wir konnten uns in einen Erdbunker retten, in dem sich bereits etwa 30 Soldaten aufhielten. Ein fronterfahrener, hochdekorierter Feldwebel mittleren Alters übernahm das Kommando. Als er uns mitteilte, dass ein Trupp Russen auf uns zukomme, rannte ich zum Ausgang, um meine Handgranate zu zünden und sie ‚dem Feind‘ entgegenschleudern; aber der Feldwebel packte mich am Arm, nahm mir die Handgranate aus der Hand und brüllte mich an, ob ich mir nicht darüber klar sei, dass derartige Mutproben in aussichtsloser Lage sinnlos seien und ich den ganzen Trupp gefährde, denn die Russen würden sofort den Bunker austrüchern.

Dann ging alles ganz schnell. Der Feldwebel befahl, ein weisses Taschentuch aus dem Bunker herauszuhalten und mit erhobenen Händen einzeln den Bunker zu verlassen. Die Sowjetsoldaten empfingen uns mit der Maschinenpistole im Anschlag und mit dem Ruf ‚Woina kapuut‘, sammelten unsere Waffen ein, nahmen uns die Armbanduhren weg und streiften sie sich an die Arme. Sie befahlen uns, in Kolonnen, die immer länger wurden, in das rückwärtige Gebiet Richtung Osten zu marschieren.

Das Kriegsende hatte ich mir anders vorgestellt. Zwar so oder so dramatisch, aber dass mir mit dem Erhalt des Lebens eine grosse Gnade widerfahren war und ein vernünftiger Frontsoldat mich daran gehindert hatte, den Helden im Sinne von Artur Axmann zu spielen, war mir in den ersten Stunden der Gefangenschaft auf dem Marsch von Müllrose nach Zielenzig nicht klar. Vielmehr schmerzte mich der Gedanke, vielleicht nicht genug getan zu haben, um den Feind auf dem Weg in meine Berliner Heimat aufzuhalten oder, besser noch, in die Flucht zu schlagen. Die Nazipropaganda hatte auch mich vergiftet.

Im Gefangenenlager Wandern bei Zielenzig, von dem aus wir täglich beim ersten Lichtstrahl in Güterwagen nach Küstrin und bei Sonnenuntergang wieder zurücktransportiert wurden, um die notwendigen Erdbewegungen für einen Brückenbau über die Oder zu leisten, war der 1. Mai 1945 für mich ein weiterer lebensrettender Tag. Am 29. April war am Schwarzen Brett des Tausende deutscher Gefangener umfassenden Lagers mitgeteilt worden, dass der 1. Mai der Arbeitertradition entsprechend arbeitsfrei sein werde.

Um den Tag feierlich einzurahmen, würden Sänger für einen Chor gesucht. Viele hundert Soldaten stellten sich vor der zum Vorsingen angegebene Baracke an. Ich sehe die Menschenschlange noch heute vor mir. Jeder hoffte, dass man bei der Musikliebe der Russen vielleicht eine Scheibe Brot mehr zugeteilt bekommen würde. In der angegebenen Baracke sass ein ehemaliger Dirigent des Berliner Lehrergesangsvereins, ebenfalls ein Lagerinsasse, und prüfte mit der Stimmgabel die gesanglichen Qualitäten der Anwärter.

Ich hatte mich auch gemeldet und auf meine Mitgliedschaft im Berliner Mozartchor hingewiesen. Dieser Hinweis stellte sich als sichere Eintrittskarte für den Chor heraus, denn der prüfende Dirigent kannte den Chorleiter des Mozartchors, Erich Steffen, und nahm mich mit etwa zwanzig anderen Gefangenen in den Chor auf, was sich tatsächlich als Glücksfall herausstellen sollte.

Der Chor bekam eine Sonderbaracke zugewiesen, und wir übten in der Nacht und am folgenden Tag mehrere Chöre und Volkslieder ein. Aber der Clou war der Vorschlag eines Hamburger Mitsängers, der sich als Kommunist bekannte, die sowjetische Nationalhymne ebenfalls einzuüben. In mir sträubte sich alles gegen diesen Vorschlag, aber die grosse Mehrheit war entschlossen, diese Geste gegenüber der Lagerleitung, auch im Interesse eines günstigeren Lagerklimas, zu realisieren.

Der Erfolg war dann bei der Feierstunde am 1. Mai durchschlagend. Die Russen waren begeistert. Einige Offiziere hatten sogar Tränen in den Augen und zückten die Taschentücher. Nach der Feierstunde entschied die Lagerleitung, dass der Chor als Dauereinrichtung bestehen bleiben müsse, also in die sogenannte Stammmannschaft des Lagers (Küche, Ordnungsdienst, Handwerker für die Lagerleitung) eingegliedert würde und

jede Woche einmal am Abend Chormusik zu bieten habe. Diese Anordnung war auch deshalb lebensentscheidend, weil das Lager Wandem/Zielenzig nach Fertigstellung der Brücke in Küstrin für Tausende von deutschen Kriegsgefangenen aus Berlin zum Durchgangslager wurde. Ein Güterzug nach dem anderen beförderte sie in die Sowjetunion. Nur wir blieben bis zuletzt am Ort. Ende August 1945 wurde dann die Stammmannschaft des Lagers mit einem schwach besetzten sowjetischen Begleitkommando in Richtung Frankfurt/Oder in Marsch gesetzt und war dann unterwegs, wie ich später hörte, in den inzwischen polnisch besetzten Gebieten z. T. schlimmen Angriffen ausgesetzt gewesen.

Ich hatte wieder Glück. Kurz vor dem terminierten Abmarsch der Stammmannschaft erkrankte ich an Hungertyphus und kam ins Lagerlazarett. Einen Tag bevor das Lazarett aufgelöst wurde, sorgte eine russische Ärztin dafür, dass ich mit einem Dokument der Roten Armee auf einem Militärlastwagen zur deutschen Seite von Frankfurt/Oder in ein Siechenkrankenhaus gebracht wurde.

Wieder schickte ich Bittgebete zum Himmel. Am 15. September 1945, wenige Tage vor der Silberhochzeit meiner Eltern, war ich wieder zu Hause in Berlin-Spandau. Meine Eltern und Geschwister hatten den Krieg heil überstanden. Und wenn man mich fragt, wie ich so schnell aus russischer Gefangenschaft heimkehren konnte, dann antworte ich gern: ‚Ich habe mich freigesungen.‘»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Reinhard Appel, Auszug aus einem unveröffentlichten Manuskript, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Auch im Südosten Berlins rückten die sowjetischen Truppen vor. Tagerlang hockte Gabriele Vallentin mit vielen anderen im Bunker zwischen Adlershof und Köpenick. 1955 schrieb sie sich die Qualen der letzten Tage und Nächte von der Seele:

«Zweiter Tag im Bunker. 22. April 1945. In der Nacht schrecken wir alle aus unserem Dämmerchlummer durch einen entsetzlichen Donnerschlag auf.

Ins Transformatorenhaus hat eine Bombe eingeschlagen und die Maschinen vollkommen untauglich gemacht. Das heisst, wir haben nicht nur kein Licht, sondern auch kein Wasser und keine frische Luft mehr. In den Toilettenräumen werden Tonnen mit Trinkwasser aufgestellt. Lächerlich wenig für so viele Menschen, und man muss einen Posten aufstellen, der kontrolliert, dass das Wasser nicht verunreinigt und verschwendet wird. Trinkwasser für Erwachsene gibt es offiziell nicht mehr. Die Männer holen aus der Nachbarschaft in ruhigen Minuten Wasser in allen möglichen Gefässen für ihre Familien. Die Kinder können nicht mehr gewaschen werden. Wir feuchten Tücher an und fahren damit den Kindern über Gesicht und Hände und dann über unsere eigenen, damit wir um Gottes willen keinen Tropfen für uns selber verschwenden. Denn wer weiss, ob wir überhaupt noch einmal Wasser holen können. Am schlimmsten ist, dass wir keine Windeln mehr waschen können. Nasse Windeln hängen wir unter die Matratzen der Kinder auf die Latten der Bänke, ohne sie ausspülen zu können. Sie hängen da auch noch nicht einmal frei, weil ja unter den Bänken das ganze Gepäck eingepfercht ist. Im oberen Stockwerk befindet sich eine Handmaschine für die Ventilation. Sie wird von drei Männern bedient. Es reicht aber nicht aus, um alle Kabinen mit Frischluft zu versorgen, und so leiden unsere Kinder sehr unter Frischluftmangel. Wir halten uns nach Möglichkeit in den Gängen auf, damit sich die Luft in den Kabinen nicht so schnell verbraucht. Doch auch die Gänge sind schon überfüllt, da inzwischen auch das ganze Arbeitslager von Adlershof in den Bunker gekommen ist. Die Nahrungsversorgung ist im Moment noch die geringste Sorge. Für die Säuglinge gibt es in der Bunkerküche Flaschenmilch aus der Reserve, welche man sogar aufwärmen kann. Die Erwachsenen lassen alle paar Stunden eine Brotkruste wie ein Sahnebonbon im Mund zergehen.

Unterdessen wird es draussen immer ernster. Die Männer können nicht mehr schnell nach Hause laufen. Sie kriechen auf der Erde, um in der nächsten Nachbarschaft Eier aus den Nestern zu holen. Einer ist sogar mutig und melkt seine Ziege ganz schnell. Es donnert und faucht draussen von schweren Geschützen, und der Bunker schwankt in seiner massiven Schwerfälligkeit hin und her wie ein tanzender Elefant. Ab und zu kommt

eine ‚nette‘ Dame von der Frauenschaft und flötet uns süsslich vor, dass es gar nicht so schlimm sei, wie es sich anhöre. Unser Führer wisse genau, warum er die Feinde so nah heranlasse. ‚Ihr wisst doch, die fünfte Kolonne und die Geheimwaffe. Es ist noch gar nicht so weit! Wir siegen! ‘, ruft sie patriotisch aus und geht mit erhobener Hand und dem Führergruss aus der Kabine. – Natürlich siegen wir – und jeder denkt sich seinen Teil dazu.

Mit fällt dabei Frau Seiffert ein, die ich am 26. Februar weinend vor meinem Gartentor fand, weil ihre Wohnung in derselben Strasse total ausgebrannt war. Ich nahm sie bei mir auf, trotzdem mein Häuschen schwer beschädigt war, und teilte mit ihr das einzige winzige Zimmerchen, welches noch so einigermassen bewohnbar war. Sie muss einige Kabinen weiter sitzen, und ich weiss genau, warum sie sich nicht sehen lässt. Sie hat kein schlechtes Gewissen, dazu ist sie selber zu schlecht. Doch sie bibbert nun vor Angst, denn ich machte sie noch vor ein paar Tagen auf die politische Lage aufmerksam. Sie hat mir dieses schon ohnehin schwere Leben zur Hölle gemacht. In meiner Abwesenheit stöberte sie in meinen Papieren herum und stellte dabei fest, dass ich jüdischer Abstammung bin. Sie schrie hysterisch durch die Gärten, dass ich als Jüdin gar kein Anrecht auf das Häuschen hätte, und drohte mir dauernd mit Denunzierung. Sie hat mich bestohlen, von der Vase bis zu den wenigen Lebensmitteln meines Sohnes. Wie oft stellte sie meine Möbel auf die Strasse! Und ich durfte nichts dazu sagen. Ich musste schweigen, denn sie wartete ja nur auf eine unvorsichtige Bemerkung von mir, um in den Besitz des Häuschens zu gelangen. (...) Sie war so abscheulich, dass sie mir mal ins Gesicht schrie: ‚Ich weiss ja, wodurch Ihre Schwester zu Tode gekommen ist! Das müsste man mit Ihnen und dem Balg auch so machen! ‘ Meine Schwester war die Besitzerin des Häuschens. Sie ist am 27. Oktober 1944 wegen Vorbereitung zum Hochverrat in Plötzensee hingerichtet worden.

Dritter Tag im Bunker. 23. April 1945. Es ist die Nacht zwischen dem 23. und dem 24. April. Die Bunkertore sind jetzt fest geschlossen. Keiner darf mehr heraus- oder hereingehen. Deutlich hört man nun den Nahkampf und unterscheidet den Angriff der Russen und die Antworten der Deutschen, bis sich das Geschiesse auf beiden Seiten verschmilzt zu einem

andauernden Getöse und Geberste. Es wird unruhig im Bunker, die Männer versuchen, die weisse Fahne auf dem Dach zu hissen, welche der Bunkerwart mit seinen Leuten immer wieder herunterreisst, um die Hakenkreuzfahne auf ihren alten Platz zu befördern. Da – ein furchtbarer Krach! Der Bunker zittert und schaukelt. Ein grosskalibriges Geschoss der Russen hat das Dach des Bunkers schwer beschädigt. Die obere Etage muss geräumt werden. Es schien einfach unmöglich! Die Menschen, welche in den Gängen wenigstens noch wie die Heringe nebeneinander liegen konnten, mussten jetzt stehen. Mit der Räumung des oberen Stockwerkes fiel auch die Bedienung des Ventilators aus. Und unsere armen Kinder wimmerten leise und fingen an zu röcheln. Sie waren alle wund, und wir konnten sie nicht mehr trockenlegen. Wir hatten keine Windeln mehr. Die lagen schmutzig in den Ecken der Toiletten, weil die Luft in den Kabinen ohnehin schon unerträglich war. Wir tauchten die Zipfel der Taschentücher oder sonstige Fetzen ins Wasser und steckten sie den Kindern in den Mund. Gierig sogten sie daran. – Unterdessen hatte man in der Toilette eine Sterbende aufgebahrt. An ihrem Kopfende brannten zwei Kerzen, die aus Luftmangel nur glimmten. Im ganzen Bunker gab es nur zwei Sanitätsräume. Der eine blieb als Geburtszimmer reserviert, da einige Frauen unter uns schwanger waren. Hin und wieder fanden sich ein paar beherzte Männer, die nach oben stiegen, um unter freiem Himmel den Ventilator zu bedienen. Aber unten bei uns war kaum ein Unterschied zu spüren.

Wir hatten uns vom ersten Schrecken noch nicht ganz erholt, als ein Befehl durchkam, der Bunker solle geräumt werden, da die Russen ein Waffenversteck in ihm vermuteten und er gesprengt werden solle. Da die Kampfhandlungen sich schon in unseren Örtlichkeiten abwickelten und die Geschosse ohne Unterlass um den Bunker pfiffen, war uns allen klar, was das bedeutete! Wer da lebend oder heil durchkam, musste schon ein überirdisches Wesen sein.

Wir stopften unsere Kinder mit den Matratzen wieder in die Kinderwagen und packten unser ganzes Hab und Gut oben drauf oder in die Rucksäcke. Da kam der Befehl: ohne Kinderwagen, mit Gepäck, so wenig wie möglich. So hoben wir unsere Kinder wieder heraus und packten unsere

Rucksäcke um. Das war kein einfaches Problem, denn schliesslich war ja alles, was wir zum Bunker geschleppt hatten, lebensnotwendig. Unsere Kinder legten wir in Decken, welche wir uns gegenseitig auf dem Rücken festbanden, sodass die Kleinen wie in einer Hängematte lagen. Michaels damals allzu leichtes Gewicht kam mir dabei zugute. Er war eineinhalb Jahre alt und wog knapp sechseinhalb Kilo. Vorn das Kind und hinten der Rucksack, so warteten wir auf den Todesmarsch, als plötzlich der Befehl wieder abgeblasen wurde. Wir sanken so, wie wir waren, erst einmal auf die Bänke und starrten uns gegenseitig apathisch an. Aber bald kam wieder Bewegung in uns, und man spürte eine gehobene Stimmung in unserer Kabine. Doch die gute Stimmung hielt nicht lange an. Es wurden misstrauische Bemerkungen laut. Wer gab den Befehl? Wenn die Russen den ersten und die Deutschen den zweiten gaben, so musste man doch jeden Moment damit rechnen, in die Luft zu fliegen. Nun hatten wir keine ruhige Minute mehr.

Irgendein Überschlauer gab durch, man solle alles, was mit einem Hakenkreuz bezeichnet sei, vernichten. Und so fing ein wüstes Geschubse und Gedränge zu den Toiletten an. Alles, was nur ein Hakenkreuz hatte, wurde wahllos ins Klo oder in das wenige Trinkwasser versenkt: Abzeichen aller Art, Papiere, wichtige Dokumente (auf jedem Staatspapier war ja so ein Hakenkreuz), darunter Wohlfahrtsbescheinigungen und Arbeitsbücher. Das sollten die später noch sehr bereuen!

Nun wurden die ersten Verwundeten hereingebracht. Die grosse Vorhalle musste nun auch noch geräumt werden und wurde in ein Lazarett verwandelt. Auch eine Kabine wurde als Operationszimmer eingerichtet. Die Vorhalle füllte sich mit Schwer- und Leichtverwundeten. Ärzte und Schwestern eilten geschäftig zwischen den vielen Bahren hin und her. Da lagen sie nun nebeneinander, Russen und Deutsche, die sich noch vor wenigen Minuten verbittert gegenübergestanden hatten. Die leichtverwundeten Deutschen und Russen tauschten gegenseitig Zigaretten aus. Die Luft wurde unerträglich. Es stank aus den überfüllten Toiletten nach Urin, Kot, Schweiss, Blut und Zigarettenrauch.

Vierte und letzte Nacht im Bunker. 24. April 1945. Der ganzen Situation nach zu urteilen, konnte es sich nur noch um Stunden handeln. Köpenick und Adlershof waren schon eingenommen. Es wurde hauptsächlich noch um die Durchgangsstrasse direkt an unserem Bunker heiss gekämpft. Wir waren alle darauf gefasst, von unseren Behausungen nichts mehr vorzufinden. Plötzlich vermissten wir unseren Bunkerwart. Es hiess, er sei in einen der letzten Panzer eingestiegen und über alle Berge. Das sah ihm ähnlich! Nachdem es ihm nicht gelungen war, seine geliebte Hakenkreuzfahne flattern zu lassen, ergriff er die Fahnenflucht und liess seine Frau zurück.

Unsere Nerven waren so überspannt, dass wir physisch vollkommen unempfindlich waren. Wir spürten weder Hunger noch Durst, ebenfalls nicht, dass man kaum mehr atmen konnte; wenigstens mir erging es so. Und der Abend kam, und die vierte Nacht brach heran, und draussen tobte noch die Welt! Doch mitten in der Nacht wurden die Bunkertore geöffnet, und man vernahm laute, energische Rufe in russischer Sprache. Russische Offiziere kamen von Kabine zu Kabine und leuchteten mit ihren Blendlaternen jeden Einzelnen ab. Bei ihnen befand sich eine deutsche Dolmetscherin, die vorher sagte: ‚Bleibt ruhig liegen, die Russen tun euch nichts.‘ Doch auf Befehl der Offiziere mussten wir alle aufstehen und sämtliches Gepäck unter den Bänken hervorziehen. Wahrscheinlich vermuteten sie Gewehre dahinter. Nachdem sie sich aber überzeugt hatten, dass sich hier nur vollkommen erschöpfte Mütter und kranke Kinder aufhielten, wünschten sie uns durch die Dolmetscherin eine gute Nacht, wir sollten ruhig weiterschlafen. Wie gut, dass wir in dieser Nacht nicht ahnten, in wie vielen Wochen wir erst wieder ruhig würden schlafen können! Jetzt wurden alle im Bunker lebhaft. Wie in einem Bienenstock hörte es sich an, und es sah aus wie in einem Ameisenhaufen. Es summte von lauten und leisen Stimmen und wimmelte von heruntergekommenen Gestalten, die einstmals gepflegte Menschen gewesen waren.

Am nächsten Morgen endlich – nach dem Abtransport der Verwundeten – wurden gegen zehn Uhr die Tore auch für die Bevölkerung geöffnet. Alle hasteten nach draussen an die frische Luft. Wir waren erst einmal geblendet von dem hellen Tageslicht. Auf dem zerschossenen Dach hing ne-

ben der weissen Fahne auch die Rotkreuzfahne. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Von dem klarblauen Himmel schien die Sonne strahlend und warm auf die Erde hernieder. Auf diese Erde, die zur Hölle wurde! Grauer Nebel sollte sie umhüllen, damit der Mensch all das Entsetzliche nicht gleich sehen müsste. Tote über Tote lagen umher, die meisten Russen. Alle mit abgehärmten Gesichtern, die zu sagen schienen: ‚Lasst mich hier liegen! Ruhe will ich haben – nichts als Ruhe!‘ Zwischen ihnen lagen Pferdekadaver, zerschossene und umgekippte Wagen aller Art. Alle Zäune waren von den Panzern niedergerissen worden, die Gärten verwüstet. Es schien, als ob die Panzer mitten durch die kleinen Häuschen durchgefahren wären, denn von vielen standen nur noch die Seitenwände.»

(Quelle: Gabriele Vallentin: «Die Einnahme von Berlin durch die Rote Armee vor zehn Jahren, wie ich sie selbst erlebt habe», schriftlicher Erinnerungsbericht von 1955, Landesarchiv Berlin, Rep. 240, Acc. 2421)

Aus der Innenstadt, in der noch heftig gekämpft wurde, strömten Flüchtlinge in die bereits besetzten Aussenbezirke. Für die damals 25-jährige Gisela Giese, die in Karolinenhof im Bezirk Köpenick wohnte, waren die Kriegshandlungen am 24. April zu Ende:

«In den Mittagsstunden des 23. April sah ich plötzlich, wie die Bismarckwarte in sich zusammenfiel. Nun warteten wir darauf, dass auch der Müggelturm gesprengt würde, doch nichts geschah. Der Geschützdonner kam jedoch immer näher. Am Spätnachmittag hörten wir vom gegenüberliegenden Ufer (der Dahme) ein lautes Stimmengewirr und sahen Sträucher sich hin und her bewegen. Das erinnerte mich an eine Stelle aus dem Buch von Felix Dahn ‚Der Kampf um Rom‘. Darin heisst es: ‚Es sah aus, als finge der Wald zu laufen an.‘ So war auch hier das Bild, denn durch das Fernglas erkannten wir, dass die russischen Soldaten an ihren Stahlhelmen Kiefernzweige befestigt hatten. (...) Für uns war klar, dass sie in der Nacht übersetzen würden, um unseren Ortsteil zu durchsuchen. Dies geschah dann auch. (...) Zwei Tage lang kamen so die Soldaten Tag und Nacht in unsere

Häuser. Dann war es plötzlich still. Die Truppen hatten weiter nach der Innenstadt von Berlin ziehen müssen, und so waren wir vorerst wieder von ihnen befreit.

In einem Ruderklub, der in der Rohrwall-Allee 11 war und als Reservelazarett gedient hatte, konnte ein Krankenhaus eingerichtet werden. Damit war aber nur das erste Problem gelöst. Immer neue Menschen strömten in unseren Ort. Das Adlergestell führt ja als gerade Strasse vom früheren Schlesischen Bahnhof bis zu uns heraus. Hier sagte zum ersten Mal, seit die Flüchtlinge diese Strasse betreten hatten, niemand mehr ‚Weiter, weiter!‘. Doch wie kamen sie bei uns an! Überstürzt hatten sie die Keller, in denen sie schon seit Tagen kampierten, verlassen. Oft war das Einzige, was sie bei sich hatten, ihre Handtasche, und manche hatten noch nicht einmal diese. (...) Zuerst brachten wir sie, nachdem wir ihnen eine dünne Kartoffelsuppe gegeben hatten, ins Bett. Nachts versuchten wir dann die nächsten Massnahmen zu organisieren, denn am anderen Morgen strömten neue Flüchtlinge in unseren Ort. Abgeschnitten von der Aussenwelt, wurde ein kleiner Verwaltungsapparat mit einem Bürgermeister an der Spitze gegründet. Unsere Karolinenhofer wurden zu Sach- und Geldspenden sowie zur Verfügungstellung von Quartieren aufgerufen. Erfreut konnten wir feststellen, dass wir abends immer alle gesunden Ankömmlinge untergebracht hatten, die Kranken blieben im Krankenhaus.»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Gisela Giese vom 8.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Während die sowjetischen Truppen in Richtung Stadtzentrum vordrangen, wurden von deutscher Seite alle verfügbaren Männer für die Verteidigung herangezogen. Nicht alle befolgten den Befehl Goebbels' vom 23. April, mit «Fanatismus und Phantasie, mit allen Mitteln der Fälschung, der List und Hinterlist» zu kämpfen, wie der 18-jährige Robert Milter, Soldat eines Volkssturmbataillons, seinen sowjetischen Vernehmern am 30. April 1945 berichtete:

«Am 20.4. erschien bei uns in der Brotfabrik ein Vertreter des Oberkommandos mit dem Befehl der sofortigen Mobilisierung aller Wehrfähigen. Im Ganzen wurden bei uns 87 Mann ausgesucht. Niemandem wurde erlaubt, sich von seinen Angehörigen zu verabschieden. Man verfrachtete uns in Lastwagen und brachte uns in den Park am Teltow-Kanal. Bis gegen Abend hatten sich ca. 300 Mann angesammelt, darunter ca. zwanzig 14-jährige Jungens und fünfzig Männer über 60 Jahre. Am nächsten Tag verteilte man an uns Gewehre und teilte uns mit, dass unser Volkssturmbataillon die Bezeichnung ‚Verteidiger Berlins‘ erhalten habe und dass Dr. Goebbels als Befehlshaber der Truppen der Hauptstadt befohlen habe, eher zu sterben, als die Russen nach Berlin zu lassen. Danach liessen viele den Kopf hängen, und mein Kamerad Willi Meier verschwand nachts. (...) Am 24. April zeigten sich russische Panzer, dahinter die Infanterie. Die Russen eröffneten starkes Feuer. Da wir keinen einzigen Befehl von unseren Kommandeuren erhielten, schossen wir nicht und gaben uns sofort gefangen.»

(Quelle: Aussage des Kriegsgefangenen Robert Milter vom 30.4.1945, enthalten in Tagesnachrichten der Roten Armee vom 4. Mai 1945, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv, Zentrales Parteiarchiv, Nachlass Wilhelm Pieck, NL 36/590)

Der damals 35-jährige Werkzeugmacher Walter Zerreich, gebürtiger Berliner, arbeitete während des Krieges in einer Fabrik bei Landsberg an der Warthe und war den ganzen Krieg über «uk», also unabkömmlich, gestellt und daher nie Soldat gewesen. Als im Osten die Front näherrollte, kehrte er auf abenteuerlichen Wegen nach Berlin und in seine Neuköllner Wohnung zurück. In den letzten Kriegstagen sollte er nun doch noch zum Volkssturm eingezogen werden. Er schildert, wie er dem zu entgehen versuchte:

«Ich wohnte Nogatstrasse 7. Nummer 6 und 8 wohnten zwei ‚Goldfasane‘. Die kommen in der Nacht in den Luftschutzkeller rein und sagen: ‚Die UK-Stellung ist aufgehoben, jetzt werden Sie Soldat, Sie haben sich sofort in

der Frühe zu melden beim Sturm. ' Ich musste vorher beim Volkssturm eine Uniform fassen. Jetzt lagen da alles spendierte Goldfasanenuniformen, die sollten wir nun anziehen, die habe ich aber nicht angezogen. Ich habe gesagt: ‚Ich finde nichts. ‘ Ich musste aber etwas aussuchen. Da lagen dann so französische Beuteuniformen, da habe ich mir eine ausgesucht, hat auch gut gepasst, war unauffällig, olivfarbig und war nur eine Granate drauf, und oben am Kragen war ein Winkel. Und dazu kriegte ich noch 'ne Binde, vom Volkssturm, und die habe ich dann bloss so übergestreift, bin nach Hause gegangen. Auf dem Nachhausewege kamen mir schon Kettenhunde entgegen und haben gedacht, ich bin aus einem französischen Gefangenenlager ausgerissen, und haben mich gefilzt. Also hab ich mir gesagt, mit dieser Uniform ist nichts, die ziehe ich nie wieder an. Die hab ich genommen und habe sie bei uns hinterm Haus üben Zaun geschmissen, in eine Baugrube. Weg war sie, die Uniform. Und jetzt hatte ich nur die Binde, und die sollte angenäht sein. Das habe ich nun nicht gemacht, sondern habe die nur angesteckt mit zwei Sicherheitsnadeln, so dass man sie jederzeit wegmachen konnte.

Und jetzt bin ich in die Schule gegangen, wo ich mich melden sollte. Vorher sollten noch alle Volkssturmlaute ihre Lebensmittelkarten umtauschen auf Reisemarken. Und jetzt habe ich das auch nicht gemacht, und wollte sagen, das Lebensmittelkartenamt wäre schon zu. Also hätte ich wieder einen Tag rausgeschlagen. Aber es war schon zu spät. Ich war da nun drinne in so einem Klassenzimmer, das war vollgerammelt mit Zivilisten. Da war der Stab drinne. Nun sassen wir da zwei, drei Stunden und wussten nicht, was gespielt wird. Hörten aber immer Geschützdonner und Flieger, und Bomben wurden geschmissen. Auf einmal hiess es ‚Mitkommen‘, und ich musste mit, und noch zwei andere, in den Keller. Im Keller machten sie einen Kasten auf, ich musste mir zwei Panzerfäuste nehmen, ein anderer MG-Munition und der Nächste Munition. Dann kam ein Wehrmachtsoldat mit MPI, der sollte uns einweisen. Wir mussten vorgehen, und der hinter uns. Und ich sagte noch: ‚Wat soll ick denn mit de Panzerfäuste, ick weess ja nich, wie die funktionierens Da sagte der zu mir wörtlich: ‚Dazu haben Sie lange genug Zeit gehabt. Dann lassen Sie sich abknallen wie die Hasen. Vor!‘ Also musste ich vor, und hinter uns kam

der Wehrmachtsonkel mit der MPi. Jetzt war da ein Maschinengewehmest, da musste der die Maschinengewehrmunition abliefern. Und wie es so ist, war es ein französisches MG und die Munition war italienisch. Es hat nicht geklappt. Es ging ja alles drunter und drüber.

Ich mit meinen Panzerfäusten musste nun vor. Und zwar war das Pücklerstrasse in Richtung Köpenicker Strasse. Hinter mir, in so 30 Meter Abstand, kam der Wehrmachtsoldat und sagte: ‚Vor, bis vorne ran, und denn rüber. Drüben ist 'ne Kompanie Schutzpolizisten, und da gehen Sie rein.‘ Es war ein Fabrikgelände. Ich war bis vorne ran an die Ecke Pücklerstrasse, Köpenicker Strasse, da sah ich schon rechter Hand weit hinten russische Soldaten mit ihren Pelerinen, die rannten nach mir und schossen. Man hörte das Pfeifen der Geschosse! Und der Soldat stand hinter mir, und ich musste rüber. Da gab es bloss eins, entweder knallt er mich übern Haufen oder ich komme durch. Unter jeden Arm eine Panzerfaust geklemmt, in geduckter Stellung, seh ich den Eingang drüben, renne ich los wie'n Hund übern Damm, der nicht weiss, das ihn die Autos überfahren können, so rannte ich rüber, und keine Kugel hat getroffen. So kam ich drüben an, und da sagt der Kommandant: ‚Die Panzer kommen über die Brommybrücke rüber, Sie müssen jetzt vor, die kommen, Panzerbekämpfungsmittel vor.‘ Ich sagte: ‚Ick hab die eben jekriegt, ick soll die hierher bringen, ick weess jar nich, wat los ist.‘ Es kam zu keiner Diskussion, wir standen etwas vorm Tor, da kriegte er einen Bauchschuss, fiel um, und dadurch war ein kleiner Tumult. Ich stand da gleich am Tor. Da hat ein anderer gesagt, ‚Vor!‘, und ich sagte: ‚Ick weess doch nich‘, und da war zufällig noch ein Wehrmachtsoldat, und da musste der dann eine Panzerfaust nehmen, und eine war noch bei mir. Da hat er sich dann hinter so 'nen Sandhaufen geschmissen, und da hab ich dann gesehen, wie der Sand spritzte, da hatten ihn die Russen schon unter Feuer genommen. Mensch, denke ich, Mensch, was ist hier los. Hinter mir stand noch einer, der guckte gar nicht hin, schoss immer mit seiner Pistole, hatte den Kopf unter seinem Stahlhelm so eingezogen, guckte nach unten und schoss immer. Da sag ich zu ihm: ‚Es kommt zum Nahkampf, hier müssen Handgranaten her, die haben wir drüben.‘ – Man glaubt gar nicht, wie mein Kopf, mein Gehirn

- geschaltet hat. Wie kommt man weg?! Ich musste riskieren, noch mal die Strasse zu überqueren. Wenn man noch flitzen kann, denkt man noch. Ich renne rüber, da stand noch ein Haus. Da machte ich die Tür auf und rannte rein. Die Leute drin sagten zu mir: ‚Mach doch hier keen Quatsch und baller da rum, wir sind zufrieden, dass unser Haus noch steht, und ihr ballert hier rum!‘ – ‚Mensch‘, sagte ich, ‚ick will doch flitzen, ich komm aber nich' mehr raus, da kommt der von der Wehrmacht schon wieder, der hat det ja beobachtet, der hat det jesehn, dat ick geflitzt bin, der legt mir um.‘ Einer sagte dann zu mir: ‚Komm aus dem Hausflur.‘ Nahm mich mit in den Keller, Luftschutzkeller. Da waren die Häuser untereinander verbunden mit Durchbrüchen. Da ist der mit mir durchgegangen, dann über verschiedene Hinterhöfe und wieder unten durch Durchbrüche, sodass ich auf einmal in einer ganz anderen Gegend war. Die Volkssturm-Binde habe ich dann abgemacht. Die war ja nicht angenäht.

Jetzt wollte ich zurück zu mir nach Hause. Ich wusste nicht, ob schon Brücken kaputt waren, ich musste Richtung Kottbusser Damm, Hermannstrasse. Ich bin immer gerannt, gerannt, gerannt. Und dann kam ich zu Hause an, meine Frau wusste ja nun gar nichts. Wenn ich da draussen umgekommen wäre, wüsste keiner, wo ich gewesen bin. ‚Nun‘, hab ich gesagt, ‚nun kommen die Russen.‘» (Quelle: Interview mit Walter Zerreich am 20.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Auch im Westen Berlins hatte man sich inzwischen auf den Endkampf eingestellt. Im Landesarchiv findet sich ein Bericht von Fritz Bausch aus dem Jahr 1977. Bänsch, der am 20. April 1945 Berlin erreicht, um in der Stadt unterzutauchen, beschreibt die Auflösung jeglicher Ordnung:

«Ich wollte Berlin-Zehlendorf erreichen, um bei meiner Schwester untertauchen zu können. Dort angekommen, schlugen mir die Wogen des Untergangs schon sichtbar entgegen. Bleiben konnte ich aber auch hier nicht, weil es die Lebensmittellage nicht zuliess.

Ich konnte doch meiner Schwester mit ihrer fünfjährigen Tochter nicht die letzten Lebensmittel wegessen. Mein Weg führte zum SS-Hauptamt Berlin-Zehlendorf, Unter den Eichen. Die gähnende Leere des gesamten Gebäudes fiel mir sofort auf. Im zweiten Stock hörte ich Lärm. Ich klopfte an die Tür des vermutlichen Zimmers und öffnete sie. Im Zimmer befanden sich ungefähr zwanzig SS-Angehörige aller höheren Dienstgrade. Alle betrunken. Betrunkene SS-Führer sind mir mit ihren Auswirkungen auf den einfachen Mann gut bekannt.

Ich baute das beim Militär übliche Männchen und wollte mein Anliegen vorbringen. Der Ruf ‚Was willst du denn noch hier? Mach, dass du rauskommst!‘ entthob mich jeglicher Frage. Trotzdem versuchte doch noch einer der Alkoholisierten, mich anzuhören. Er schickte mich nach Zimmer 217, Aufgang 2. An die angegebene Tür klopfte ich in üblicher Form. Das Zimmer war leer. Auf dem Schreibtisch lagen Formulare und Stempel in allen Ausführungen herum. Im Unterbewusstsein, der Zweck war mir noch nicht klar, griff ich mir ein Blatt mit Kopfdruck SS-Hauptamt, siegelte es mit dem Dienstsiegel ab und setzte rechts unten den Aufdruck SS-Hauptsturmführer. Ohne gestört zu werden, verschwand ich. Ruhiger geworden, kam mir die Idee für den Verwendungszweck für meine Beute. Ich setzte mich an eine geborgte Schreibmaschine und schrieb:

‚Der SS-Rottenführer Fritz Bausch wurde am 20. April 1945 mit 5 Mann in Richtung Berlin vom Reservelazarett Luckenwalde in Bewegung gesetzt. Er hat in Berlin-Zehlendorf Berlinerstrasse mit angegebenen 5 Mann Quartier bezogen. Der letzte Verpflegungstag der 6 Mann war der 20. April 1945. Wir bitten um die rückläufige sowie um die fortlaufende Ausgabe der Lebensmittelkarten^

Die angeforderten Lebensmittelkarten erhielt ich von der Kartenstelle sofort und setzte sie in Lebensmittel um. Für einen Fleischeinkauf reichte die Zeit nicht mehr. Immerhin war ich mit meiner Schwester kurzfristig mit Lebensmitteln versorgt. (...)»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Fritz Bausch aus dem Jahr 1977, Landesarchiv Berlin, Rep. 240 Acc. 2651 Nr. 6)

Die damals 49-jährige Schriftstellerin Hertha von Gebhardt, eine gebürtige Leipzigerin, die in der Nähe des Breitenbachplatzes wohnte, führte während der letzten Tage des Krieges in Berlin Tagebuch. Nach dem Krieg engagierte sie sich im Berliner Kulturleben und vor allem im Berliner Frauenbund. Ihr Tagebuch gibt Aufschluss über die gesamten letzten Tage des Krieges in Berlin:

«20. April 1945: Die Erregung wächst. Zwar ist äusserlich im Stadtbild wenig Veränderung zu spüren. Jeder ist nach aussen hin still und gefasst. Aber die fremdesten Menschen haben plötzlich das Bedürfnis, einander anzusprechen. Äussern sich auf einmal ganz unverhohlen. (...) Nachmittags in der Konditorei Walter eine Tasse Kaffee getrunken. Es lohnt sich nicht, bloss für Kaffee Feuer zu machen. Herr W. in SA-Uniform mit vielen Orden auf der Heldenbrust. Hält grosse Reden, wie immer. Man fragt sich, woher die Leute die Unverfrorenheit oder die Dummheit nehmen, Berlin noch verteidigen zu wollen! Sich davon noch etwas zu versprechen! Eine ausgepowerte, ausgebrannte Stadt, so ziemlich die letzte, die übrig ist. Wahnsinn, himmelschreiendes Verbrechen – oder beides?

In traurigen Herden sammelt sich der Volkssturm. Er ist heute aufgerufen. Zettel haften an der U-Bahn: ‚Nachzügler melden sich da und da ...‘ Abends. Wieder Feuer gemacht. Es beisst die Augen, kostet viel Holz, das wir aus den Trümmern sammeln. Ewig auf den Knien liegend, muss man ständig darauf achten, dass es nicht ausgeht. Neuer Schock: Kein Wasser mehr. Wir haben schnell von dem immer bereitstehenden Wasser in unseren grossen Töpfen abgekocht, was möglich war. Kaffee in Flaschen vorbereitet, der kalt getrunken werden kann. Spirituskocher mit letzter Neige Spiritus gefüllt. Petroleumlampe dito. Kerzen sind parat. Alle Koffer für den Keller ebenfalls. Silber eingepackt. Schnell in der ‚Gartenstadt‘ noch Mittag gegessen, es gab einen Teller Nudelsuppe. Auf dem Feuer statt Mittagessen lieber einen ‚Kuchen‘ gebacken, im Draluma-Topf. Brotersatz für die kommende Kellerzeit. Man hat ja nur die laufende Brotzuteilung. Ausserdem besitzen wir drei Pakete Knäckebrötchen, seit vorigem August aufgespart für diesen Moment. So lange, ach, länger hat man ihn kommen se-

hen. Zwar sagten wir immer: ‚für die Revolution‘ – es ist anders gekommen. Noch alles ist in diesem Kriege anders gekommen als wir voraussahen, einzig nicht das Endresultat – das freilich ist furchtbarer, als es irgendeiner voraussah. (...)

21. April 1945: Die Fliegergeschwader von gestern waren die Russen. Es gab nahebei Einschläge, wir stürzten wie nicht gescheit in den Keller, wo jetzt bereits ständig das ganze Gepäck steht. (...) Drahtfunk-Bekanntgabe: Auf jedem Dach sind Späher aufzustellen, die bei Motorengeräusch die Hausgemeinschaft alarmieren. Da könnten sie ewig alarmieren, denn es braust und braust unausgesetzt. Man hört jetzt auch Geschützdonner in der Ferne. Es ist allmählich ausgesprochen ungemütlich, sich oben ins Bett zu legen, selbst wenn man fast ganz angezogen bleibt. Denn was, wenn man, so todmüde wie wir sind, die Sirene oder die ‚Späher‘ nicht hört? (Übrigens verzichteten wir auf die Späher.) Auch kommt ein Grad der Mattigkeit, wo einem alles egal ist. Wir könnten ja die Nächte ruhig schon im Keller verbringen, aber man sehnt sich nach Alleinsein. Wir zwanzig sind verteilt auf drei Räume, den grossen, die Gasschleuse und den Seitenkeller. Im grossen Raum sind wir zu zwölf. Ich kann nicht schlafen, alles schwatzt, flüstert durchdringend, schnarcht um mich her, Kinder weinen oder fangen vor Übermüdung an zu toben. Erwachsene zanken sich. Traurigste Erfahrung dieser Tage: Es gab eine brüderliche Gemeinschaft in Schicksalstagen, nämlich nach den ersten Bombenangriffen im November 1943. Da war ganz Berlin eine einzige Familie. Das Neue holte neue Möglichkeiten, ein ganz neues Ethos hervor. Jetzt ist die Gefahr zur gewohnten Lebensform geworden, und jeder ist wieder der Alte: egoistisch, kleinlich, zänkisch, noch im Angesicht des Todes den Nachbarn mit hysterischen Ausbrüchen überfallend. Wie wird der Friede uns finden?

(...) Telefon geht nicht. (...) Ab heute jeder Gas- und Stromverbrauch ausser für Rundfunk verboten. Es macht wenig aus, es gab auch so kaum mehr Strom. (...) Ich habe sauber gemacht und hatte Spass daran. Lächerlicher Trieb oder nicht so lächerlich? Bis zur letzten Sekunde will man es nett haben. Es soll unsere liebe kleine Wohnung kaputtgehen und kein Schweinestall. Eben frische Handtücher herausgehängt, die schmutzigen

eingeweicht. Vielleicht kann ich noch einmal waschen. Das herrliche Frühlingswetter hat leider umgeschlagen, es regnet, da ist schlecht Feuermachen auf dem Balkon. Wo sind wir hingekommen: eins der grössten und zivilisiertesten Völker der Erde – und nun dieses Räuberleben!

Abends im Keller. Der Artilleriebeschuss wird stärker. Man hört, dass bereits der Tiergarten vom Beschuss erreicht ist. Alex, Friedrichstrassenbahnhof sollen schwer getroffen sein. Zum ersten Mal hier in der Gegend Tiefflieger mit Maschinengewehrgeknatter. Kein Strom im Keller, man erfährt nichts. Mittags um 3 hat Goebbels gesprochen, er wird in den wenigsten Stadtteilen zu hören gewesen sein.

22. April 1945: Nachts auf der Strasse grosser Lärm: VolkssturMLEUTE, flüchtige, wurden geholt. (...) Verwundete, von der Front kommend, schleppen sich vorbei, müssen nach Spandau zur Sammelstelle, kommen nicht weiter. Kaum Zugverkehr mehr. Die S-Bahn, soweit sie fährt, fährt mit Dampf wie in alten Zeiten. Am Alex und Rosenthaler Platz sollen viele Tote sein. 4 Uhr. Laut 2-Uhr-Nachrichten bereits Kämpfe in Weissensee. Während hier der Vormittag unheimlich ruhig war, geht jetzt gewaltiges Knallen los. (...)»

(Quelle: Tagebuch von Hertha von Gebhardt, Abschrift im Landesarchiv Berlin. Zeitschichtliche Sammlung, Nr. 10678)

Ingrid Braunsdorf beschreibt das Geschehen der letzten Kampftage in Berlin aus der Sicht einer Achtjährigen:

«Ich habe mit meiner Mutter in der Wilhelmstrasse 143 gewohnt. Es war ein sehr vornehmes Haus mit Dienstboteneingang. Im Haus waren ein Schokoladenladen, ein Seifengeschäft und ein Lebensmittelladen. Es waren auch zwei Ärzte in diesem Haus und die Nordstemversicherung. Im Hinterhaus war eine Pension. In diesem Haus waren meine Grosseltern als Hausmeister mit eigener Wohnung im Parterre tätig.

Als die Bombardierung sich verstärkte, wurde nur noch im Keller gelebt. Wie sicher überall gab es teilweise weder Wasser noch Strom, auch waren oftmals viele Fremde mit im Keller. Der Einzige, der die Verbin-

dung zur Aussenwelt hielt, war mein Grossvater. Dann wurden wir weiter zusammengepfertcht, weil verwundete Soldaten in unseren Keller kamen. Dann wurde zu meinem Entsetzen meine Mutter mit Russ eingeschmiert und musste sich uralte Sachen anziehen. Man sprach von Vergewaltigung der Frauen durch die Russen, ich als Achtjährige hatte bisher so etwas nie gehört. Meine Mutter lag nun ständig in einem improvisierten Bett, ich spielte am Fussende.

Plötzlich hiess es, die Russen sind schon am Belle-Alliance-Platz. Dann ging alles relativ schnell. Plötzlich waren ‚sie‘ da. Die Russen rissen allen Anwesenden die Uhren vom Handgelenk, wer noch Ringe trug, war auch sie bald los. Mein Grossvater wurde mitgenommen, weil im gegenüberliegenden Haus ein deutscher Soldat mit einer Panzerfaust geschossen hatte.

Er musste nun jeweils als Erster in die zu durchsuchenden Wohnungen hineingehen. Der Soldat wurde auch gefunden und sofort erschossen.

Mein Grossvater weinte deswegen und sagte immer: ‚Er war doch noch ein halbes Kind.‘ Nun sollte auch das Haus mit Mann und Maus in die Luft gesprengt werden. Es gab aber im Keller eine gewisse Frau Auerländer, die etwas Polnisch sprach. Sie versuchte zu verhandeln, man solle doch wenigstens Frauen und Kinder gehen lassen. Drei Tage waren wir dann noch im Keller, ehe wir das Haus verlassen konnten. Zwischendrin wurden immer wieder Frauen geholt. Wenn sie zurückkamen, weinten sie entsetzlich. Meine Grossmutter sass immer vor meiner Mutter, und wenn meine Mutter zum Mitgehen aufgefordert wurde, sagte sie den Spruch: ‚Frau hat Typhus.‘ Dadurch blieb meine Mutter verschont. Nach drei Tagen wurden wir über den Dienstbotenausgang aus dem Keller gejagt. Ich erkannte unsere Strasse nicht wieder. Quer über die Strasse standen Möbelwagen der Firma Schmeling. An vielen Strassenbäumen hingen die Leichen aufgehängter Soldaten, dazu überall Tote auf Strassen und Bürgers-teig. Von den Russen wurden wir hin und her getrieben. Plötzlich waren wir wieder in einem Keller, weil zu diesem Zeitpunkt Wehrmachtsoldaten die Russen wieder beschossen. Dann wurden gefangene deutsche Soldaten in eine Reihe gestellt.

Diese mussten vor den Russen als Kugelfang hergehen. Ich begriff das alles nicht. Wir kamen dann – mehr kriechend als laufend – bis zum Halle-schen Tor, wurden aber wieder zurückgetrieben. Keiner begriff dieses ständige Hin und Her. Wir waren dann Tage nur auf der Strasse. Es wurde immer wieder geschossen. Auf dem Belle-Alliance-Platz war ein grosser Brunnen aus Granit, in dem wir eine Nacht zubrachten.

Dann sickerte die Nachricht durch, dass jetzt alles vorbei wäre: Die Reichskanzlei ist erobert. Mutter sagte, jetzt ist der Krieg aus, und wir kommen alle nach Russland.

Unter der Hochbahn lagen viele Tote und Verletzte, und wir versuchten, dort auch einen sicheren Platz zu finden. Immer noch wurde geschossen. Vom russischen Militär wurde auch keine Rücksicht genommen. Wenn ein Panzer vorbeirollte, so fuhr er einfach über die Menschen, egal ob sie noch lebten oder tot waren.

Wir wurden dann in Richtung Treptow getrieben und dabei von den vorbeikommenden russischen Soldaten als Nazis beschimpft. In der Nähe der Sternwarte lag ein totes Pferd auf der Strasse, aus dem ein Mann etwas herauszuschneiden versuchte. Ein vorbeikommender Russe erschoss ihn deswegen.

Ich habe noch viele Erinnerungen an Einzelheiten dieses Geschehens, aber es fällt mir sehr schwer, dies so aufzuschreiben.

Ich habe es einfach verdrängt, dennoch hat es mein Leben sehr geprägt.»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Frau Ingrid Braunsdorf vom 31.5.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Ludwig von Hammerstein – ein deutscher Offizier im Untergrund:

Der Ordonnanzoffizier Ludwig von Hammerstein war an den Vorbereitungen des Attentats auf Adolf Hitler beteiligt. Am 20. Juli 1944 bewachte er im Hauptquartier der Wehrmacht im Berliner Bendlerblock den General Kotzfleisch. Nach dem Scheitern des Attentats gelang es ihm, zu fliehen. Er tauchte bei Hertha Kerb, einer Bekannten von Freunden, in deren

Wohnung in der Oranienstrasse 36 in Kreuzberg unter. Dort, im vierten Stock eines Hauses, verlebte er mit einigen Unterbrechungen die neun Monate, die er – gesucht als Verschwörer und Deserteur – im Untergrund verbringen musste. Angst, so sagt er, habe er damals nicht gehabt. Er sei jung gewesen, Soldat, er hätte im Felde fallen oder zu Hause von Bomben erschlagen werden können. Das Leben war nicht sicher, und deswegen sei er von Ängsten nicht geplagt worden. Er hoffte auf ein baldiges Ende des Krieges. Am 24. Dezember 1944 trug er in sein Tagebuch ein:

«Unsere grossen Hoffnungen auf ein Kriegsende im Oktober oder November haben sich nicht erfüllt. Auch die bestorientierten Fachleute bei uns haben sich darin getäuscht. Es lag wohl mehr an einer gewissen Überschätzung der Schnelligkeit unserer Gegner als an einer falschen Einschätzung unserer eigenen Lage. April/Mai 1945 wird es aber hoffentlich bestimmt so weit sein. Wenn es nicht doch eher zum Zusammenbruch kommt.»

Doch mit seiner pessimistischen Variante sollte von Hammerstein Recht behalten. Er erinnert sich:

«Ich bin hier geblieben bis zur Eroberung Berlins durch die Russen am 26. April. Da haben wir hier noch gut Mittag gegessen. Und dann am Nachmittag standen die Russen hier am Eingang, die ganzen Zivilisten freuten sich, dass der Krieg nun endlich zu Ende war, denn am Tag vorher hatten wir noch Granaten und Bomben auf den Kopf bekommen.

Ende April, als die Russen hier waren, zog ein russischer Oberst in die Wohnung hinter der Drogerie. Wir alle mussten vorne in der Drogerie im Laden übernachten. Der Oberst meinte, ich sei sicherlich Soldat, und stellte mich auf den Hof. Ich wartete, was nun weiter passieren würde. Dann aber hat die Schwester von Hertha Kerb, Else Kerb, auf den Oberst eingeredet. Er verstand etwas Deutsch. Sie sagte, ich sei kein Soldat, sondern hätte gegen die Nazis gekämpft und dürfte nicht gefangengenommen werden. Der Oberst liess sich erweichen und schickte mich zum Ortskommandanten. Der konnte sogar Deutsch. Ich habe gesagt, wer ich wirklich sei, und dass ich mich am 20. Juli beteiligt hätte. Er wusste davon und hat mir dann in meinen Führerschein – das war das einzige Papier, das ich noch auf mei-

nen richtigen Namen hatte – etwas auf Russisch geschrieben, und das hat mir immer geholfen. Wenn ich ihn vorzeigte, nickten die russischen Kontrolleure, und ich durfte weitergehen.»

(Quelle: Interview mit von Hammerstein vom Mai 1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Trotz der nahenden Kämpfe gingen manche Bewohner des Berliner Südwestens noch ihren Gewohnheiten nach. Die damals 26-jährige Apothekerin Johanna Stäge pendelte zwischen Dahlem, wo sie arbeitete, und Steglitz, wo sie wohnte. Sie gehörte einem kirchlichen Kreis um den späteren Bischof von Berlin-Brandenburg, Otto Dibelius, an:

«Es stand für uns fest, wir wollten uns an dem Sonntag noch bei Dibelius in der Wohnung treffen, mit einer ganz kleinen Gruppe aus der Studentengemeinde. Da wollte er noch eine Zusammenkunft halten, und wir kamen zu Fuss gelaufen aus allen Teilen von Berlin. Nur noch ein paar konnten sich durchboxen, denn im Osten hörte man schon die Russen schießen. Und so weit weg lagen wir nun auch nicht... Wir waren nachmittags zu vier bestellt. Wir sind hier von Steglitz Südende quer durchgelaufen, zum Teil durch Parks, bis wir zum Bahnhof Lichterfelde West kamen, da wohnte Dibelius. Als wir auf dem Fussweg waren, war schon Tieffliegerbeschuss. Wir hätten mehrmals beinahe was abgekriegt. Glücklicherweise gab es grosse Strassenbäume. Und dann kamen wir zu Dibelius. Der sagte: ‚Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen. Ich habe Sie zwar erwartet, aber ich fürchte, die meisten können gar nicht mehr durchkommen. Ausserdem: Ich werde mich im Blick auf das, was kommen wird, heute Nachmittag mit einigen Herren vom Konsistorium besprechens Er erwarte jetzt die Herren, mit denen wir unbedingt planen müssen, wie wir es nach dem Zusammenbruch weiter halten werden. Da sind wir dann von Dibelius weg, haben uns nochmal voneinander verabschiedet und sind in unterschiedliche Richtungen gelaufen. Ich bin dann unter den Eichen gelaufen, da kamen plötzlich diese Züge von deutschen Soldaten an, geordnet zwar,

nicht in Panik. Aber man merkte – die müssen ... Es gab das Gerede von der Armee Wenck und dass die da hin sollen. Darum kreisten auch die Gespräche im Luftschutzkeller. Berlin sollte von Südwesten her befreit werden.

Am Montag hatte ich mich noch einmal durchgeschlagen, um noch einmal zur Apotheke zu gehen. Bin also frühmorgens nach Dahlem gelaufen, kam dann da an, mein Chef steht schon drin, guckt mich gross an, sagt: ‚Aber nichts wie kehrt! Sie gehen sofort wieder zurück! Wie können Sie denn jetzt noch herkommen. Wissen Sie denn gar nicht, was los ist, hier können jeden Augenblick die Russen kommen! ‘

(Quelle: Interview mit Johanna Stäge am 16.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

In seinem «Berliner Tagebuch für meine Frau und meine Kinder» beschreibt der damals in Steglitz wohnende Herbert Böhme die Bemühungen, das sich verstärkende Chaos dazu auszunutzen, um politische Gefangene des 20. Juli frei zu bekommen:

«(...) Sonntag, 22.4.45. ‚Bauer ist gestern Abend aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen worden. ‘ Nach diesem Anruf braust Heuss am Morgen mit dem Wagen bald zu ihm hin und dann weiter mit ihm zu Ministerialrat Dr. Eggensperger, um mit dessen Unterstützung Graf Bernstorff, früher Botschaftsrat in London, und andere Mitverschworene vom 20. Juli und Leidensgefährten von Bauer noch rechtzeitig frei zu bekommen.

(...) Das Justizministerium, in dem Eggensperger die Verwaltung der Strafanstalten unter sich hat, ist bereits ‚kopflös‘, nachdem der Minister Thierack mit seinem Staatssekretär Klemm, den ich aus meinen Schönefelder Kinderjahren kenne, Hals über Kopf – mit viel Benzin, Schnaps und Lebensmitteln versehen – in mehreren Wagen nach Norddeutschland davongefahren ist. Einige der nicht mitgenommenen SS-Justizbeamten waren verärgert, von ihrem Chef so leicht geopfert worden zu sein. Der mit

der Führung der Geschäfte in Berlin beauftragte dienstälteste Ministerialdirigent, der als unpolitischer Mann im Ministerium für das Patentrecht zuständig war, hat danach als starker Raucher zunächst einmal in der Kantine des Ministeriums die noch vorhandenen Rauchwarenbestände ‚aufnehmen‘ lassen und sich dann mit seinen noch in Berlin verbliebenen Kollegen, darunter Eggensperger, beraten, wie und wem sie nunmehr und aufgrund welcher Eide Gehorsam schuldig seien. Auflösungserscheinungen überall, obgleich Hitler angeblich noch in Berlin sein soll. Freund Hintze bemüht sich weiter um Schutzbriefe für uns, die er von seinen kommunistischen Verbindungsleuten bisher noch nicht erhalten konnte.

Am Nachmittag heftige Schlachtfliegertätigkeit mit Beschuss des sich vor allem in Richtung Potsdam bewegenden Verkehrs ‚Unter den Eichen‘. Ich bringe sämtliche Doppelfenster nach dem Keller. Das Telefon ist nicht mehr in Ordnung; wir können nur noch angerufen werden. Vor dem Abendessen ruft Anneliese, freudig bewegt, von Blankenfelde an, das am Morgen, ohne gross umkämpft worden zu sein, von den Russen besetzt worden ist. Sie und Peter seien wohlauf, und auch das Haus unbeschädigt. Der Ortsgruppenleiter hat sich erschossen. Später kommen Heises, mit denen wir, über die Nachricht über die Front hinweg alle erfreut, noch ein Glas Sekt trinken. Heuss erzählt dazu ausführlich und gut und plastisch wie immer über seine Tageserlebnisse. Er konnte heute im Hause des Staatsrats von Schilling von der Preussischen Staatsbank, einem mit Bauer zusammen befreiten Häftling aus der Lehrter Strasse, über das Rote Kreuz seinen Eltern ein Telegramm zukommen lassen.

Montag, 23.4.45. (...) Anruf von Eggensperger: Die Achse sei gesperrt, sodass er nicht mehr nach der Wilhelmstrasse kommen könne. Könne darum die noch Inhaftierten in der Lehrterstrasse und in Moabit, für die sich ausserdem der Generalstaatsanwalt noch interessiere, nicht befreien. Fräulein Hoffmann, die Sekretärin von Menzel, ruft aus dem Büro der Gemeinschaft Schuhe aus der Potsdamerstrasse an: Die SS besetze das Haus und richte sich zu dessen Verteidigung ein. Frau Lange, Mitarbeiterin von Vogt und Frau meines ehemaligen Chefs in der Reichsstelle, ruft aus ihrer

Wohnung in Dahlem an, wo wie bei uns, trotz heftigem Beschuss in der Umgebung und zunehmenden Tieffliegerangriffen, noch alles in Ordnung ist. Nach Tisch erkundigt sich Meichardt nach neuesten Meldungen. Grube, Mitarbeiter von Brockmeyer in der Gemeinschaft Schuhe, teilt aus dem Geschäftszimmer einer Volkssturmkompanie, zu der er seit einigen Tagen eingezogen ist, mit, dass die doppelten Uk-Stellungen aufgehoben werden sollen, was jedoch nirgends bestätigt wird.

Ich säge nach Tisch mit Anna im Keller Holz, als Heuss auf wenige Minuten mit einem jungen Polen ankommt, den er gestern aus dem Militäruntersuchungsgefängnis Tegel zusammen mit Kurt Schmidt befreit hat. Anna ist über diese Hilfe nicht böse und lässt mich mit ihm, der sehr misstrauisch ist, allein. Auf meine direkte Frage, ob er aus Tegel kommt, was ich aufgrund seines polnischen Typs und seiner Militärhosen und Stiefel annehme, verneint er dies und erzählt eine lange und mir unglaubliche Geschichte, wie er als polnischer Student vor den Russen geflohen sei. Nun werde ich auch misstrauisch. Das beiderseitige Misstrauen verschwindet, als Heuss für einige Minuten auftaucht und uns bekannt und vertraut und einander vertrauenswürdig macht. Danach bestätigt sich meine Vermutung: Boguslaw Sikora, 24 Jahre alt, hat als Zwangsdeutscher, er stammt aus dem von Deutschen, Polen und Tschechen umstrittenen Olsagebiet bei Teschen, wo sein Vater als früherer K. u. K.-Offizier und ehemals Professor an einer tschechischen Lehrerbildungsanstalt ein Sägewerk hat, ins deutsche Heer gepresst, dort für die polnische Exilregierung in London Spionage getrieben. Nach Entdeckung des Spionagenetzes ist er zunächst in Wien und später in Tegel in Untersuchungshaft gekommen. Von dort wurde er gestern nach zwei Jahren Haft mit allen anderen Mithäftlingen nach Spandau zur Verteidigung Berlins in Marsch gesetzt und dabei unterwegs von Schmidt und später von Hintze aus mit Heuss' Auto in das Haus von Elsas gebracht, in dessen Keller er sich heute Morgen zusammen mit seinem ebenfalls befreiten Kameraden beobachtet und verraten fühlte. Daraufhin hat ihn Heuss zu uns gebracht, wo er, bis die Russen kommen, bleiben soll. Da er auch fließend Russisch spricht, für

die nächsten Tage eine begrüßenswerte ‚Erwerbung‘. Dabei bleibt es aber heute nicht. Ein erneuter Anruf von Eggenesperger bestimmt Heuss, der Schmidt mitnimmt, schnellstens nach Moabit zu fahren, damit, ehe die Panzersperren geschlossen werden, die dort inhaftierten Frauen noch befreit werden können. Mit ihnen Frau Elsas und Marianne ... (...)

Heuss ist am Ende dieses für alle aufregenden und für ihn anstrengenden Tages mächtig abgespannt, erzählt uns aber doch noch die Geschichte der Befreiung: Eggenesperger hatte den nicht nur nach Rauchwaren, sondern ebenso nach Brot lechzenden Ministerialdirigenten unter dem Vorwand, Letzteres dort vorzufinden, mit nach Moabit nehmen können. Dort angekommen, hatte er den Leiter der Strafanstalt, einen Oberregierungsrat, der am Vormittag eine Meldung vom Reichsverteidigungskommissar erhalten hatte, die politischen Häftlinge nicht zu entlassen, sondern gegebenenfalls den Russen auszuliefern, der aber auch schon viel Angst vor den Russen und doch noch mehr vor seinem Chef hatte, bewegen können, mit dem unten im Auto sitzenden Ministervertreter wegen der Entlassung der Untersuchungshäftlinge zu sprechen. Bei diesem war inzwischen das Verlangen, aus dem gefährdeten Stadtgebiet (zu gelangen), bevor die Panzersperren geschlossen wurden, doch stärker geworden als das nach Brot, und so hatte er auf Drängen Eggenespergers dem Leiter der Strafanstalt schliesslich die Erlaubnis erteilt, die Frauen aus dem Untersuchungsgefängnis zu entlassen, und war danach ohne Brot mit Eggenesperger nach Charlottenburg gefahren, wo er es schliesslich doch noch erhalten konnte. Inzwischen waren ihm aber ob der Erlaubnis, die er ohne nochmalige Rücksprache mit dem Generalstaatsanwalt erteilt hatte, neue Bedenken gekommen, und er hatte Eggenesperger beauftragt, die bereits erteilte Erlaubnis zur Haftentlassung rückgängig zu machen, was dieser, wenn es telefonisch möglich sei, auch versprochen hatte. Bevor Eggenesperger diese Möglichkeit aber geprüft hatte, hatte er Heuss angerufen, damit dieser auf jeden Fall noch vor Aufhebung der Erlaubnis Mutter und Tochter Elsas abholen konnte. Kaum hatte der Leiter der Strafanstalt vom Ministerver-

treter die Erlaubnis erhalten, war zu seiner Verwunderung Heuss schon vorgefahren und hatte um Auslieferung der beiden Frauen gebeten. Zur Erklärung gab er an, er habe davon soeben aus dem Justizministerium Kenntnis erhalten. (...)»

(Quelle: «Geschichte und Geschichten zwischen Krieg und Frieden. Ein Berliner Tagebuch für meine Frau und meine Kinder» von Herbert Böhme, Landesarchiv Berlin, Rep. 240, Acc. 2536)

Am 9. April 1945 war Gerda Steinke 19 Jahre alt geworden. Sie arbeitete als Sekretärin bei der Deutschen Lufthansa im sogenannten Flughafen-Neubau (heute am Platz der Luftbrücke). Sie berichtet:

«Am 22.4.45 liess mich meine Mutter nicht mehr aus dem Haus. Der Krieg stand jetzt direkt vor der Tür; das dumpfe Grollen der Kanonen drang schon an unser Ohr. Wir lebten nur noch im Luftschutzkeller, wo mir beim Beugen übers Kerzenlicht beinahe die Haare total abgebrannt wären. Es roch entsetzlich! Jemand kam mit der Nachricht, dass auf den nahen Bahngleisen (wir wohnten in der Emser Strasse 13/14 in Neukölln, nahe dem S-Bahnhof) Güterzüge mit Lebensmitteln stünden und alles hinrennen, um sich zu versorgen. Ich war nicht gerade sehr mutig, aber da wir – meine Mutter, meine Schwester und ein ein Jahr altes Baby; die Männer waren irgendwo an der Front – nicht mehr viel zu essen hatten, liess ich mich von der allgemeinen Hysterie mitreissen und rannte zum Bahngleis hinüber. Da plötzlich: Tiefflieger! Tack, tack, tack, tack wurden wir beschossen, rechts und links des langen Zuges schlugen die Kugeln ein. Blitzschnell rollte ich mich unter einen Wagen, hörte die Schreie Verletzter, Schüsse, Einschläge und verging fast vor Angst. Ganz in meiner Nähe sah ich eine junge Frau Umfallen, getroffen von einer Kugel, mit den Händen mehrere Rollen Toilettenpapier krampfhaft umschliessend! Nein, nein, nein – so wollte ich nicht sterben. Mein junges Leben, das doch gerade erst beginnen sollte, wollte ich soo ... nicht verlieren!

Jetzt war mir alles egal – ich hob einen kleinen Karton neben mir mit Fliegerrationen, die aus Schoka-Kola und kleinen Malzsirupbeuteln bestanden, auf und rannte – wie vom Teufel gejagt – zurück in unseren Hauskeller. Diese kleinen Malzbeutel sollten noch ihre besondere Bedeutung bekommen.

Am 24.4. war es plötzlich seltsam ruhig draussen. Die letzten Versprengten hatten sich noch durch die leeren Strassen geschlichen und waren irgendwohin verschwunden. Von deutschen Soldaten war bei uns weit und breit nichts zu sehen. Man hörte an diesem Tag kaum Schüsse. In der Nacht zum 25.4. hörten wir im Luftschutzkeller, wo sich unser ganzes Leben nur noch abspielte, ununterbrochen Flugzeuge über uns hinwegdonnern. Was war das? Wir konnten es uns nicht erklären. Niemand wusste es zu deuten, denn geschossen wurde nicht. Man hörte auch keine Bombeneinschläge. Bis heute weiss ich nicht, was das war. Ich erinnere mich nur, dass wir damals die unsinnige Hoffnung hatten, die Amerikaner würden uns vor den Russen erreichen und befreien.

Es kam der 25.4. Draussen auf den Strassen herrschte eine unheimliche Stille; hin und wieder wagte man sich hinauf und hinaus, um frische Luft zu schnappen, aber immer nur im Schutze der Haustüröffnung. Ab und zu fiel ein Schuss! Wir Hausbewohner sassen dicht gedrängt in gespannter Erwartung im Keller, als uns am Nachmittag das Rumpelgeräusch eines anrollenden Panzers den Atem stocken liess. Keiner wagte sich zu rühren oder zu husten! Das Geräusch des Panzers verzog sich langsam, bis es überhaupt nicht mehr zu hören war. Wieder gespenstische Stille – hie und da ein Schuss in der Ferne –, und dann erschreckte mich das erste russische Wort, das ich von draussen hörte: ‚Stoj!‘ Danach ein Schuss! Ruhe!

Einer unserer wenigen noch verbliebenen männlichen Hausbewohner fasste Mut, griff nach einer vorbereiteten weissen Fahne und ging hinauf vors Haus, um Gewissheit einzuholen. Die sowjetische Armee war da. In unserer Gegend stiess sie auf keinerlei Widerstand. Lähmende Angst bestimmte von da an meine Wahrnehmungen. Nie vergesse ich den Anblick des ersten Sowjetsoldaten, wie er, ein Mongole, die schmale Luftschutztür zu unserem Keller voll ausfüllte, das MG im Anschlag.

Dann ging es los! Die ersten Sowjetsoldaten gingen nur reihum, liessen uns Arme und Hände vorstrecken und nahmen uns Ringe, Armbänder, Uhren usw. ab. Ein Soldat schlug meine kleine, zitternde Hand verächtlich beiseite und zischte: ‚Kind!‘

Auf dem Platz unserem Haus gegenüber befand sich die Feuerwache. Hier wurden Stalinorgeln aufgebaut, die ihre heulenden Raketen über unser Haus hinweg laufend zur Stadtmitte hin abschossen, ein schreckliches, unvergessliches Getöse! Jene Nacht verschief ich unter Bergen von Kissen, unter denen meine Mutter mich versteckt und das Baby, meine kleine Nichte, oben drauf gelegt hatte. So bekam ich nicht mit, was alles geschah, Frauen, die herausgeholt wurden, Männer festgehalten usw.

Am nächsten Tag, dem 26.4., gingen wir erstmals wieder nach oben in unsere Wohnungen und auf die Strasse. Die Wohnungen waren teilweise stark verwüstet, die Türen eingetreten; in der Feuerwache gegenüber hatte sich die sowjetische Armee mit einem Fuhrpark eingerichtet.

Die ersten Schreckensmeldungen aus unserer Strasse über Selbstmorde, Erschiessungen usw. machten die Runde. Über den Strassen hing der widerliche Benzingestank der sowjetischen Fahrzeuge, weibliche sowjetische Kommandeure liessen mit drohenden Gebärden Peitschen über das Strassenpflaster knallen.

Wenn ich auch die Ereignisse der folgenden Nacht zum 27.4. nie vergessen werde, so möchte ich mich darüber hier doch nicht weiter schriftlich mit Einzelheiten äussern. Nur so viel – meine Mutter, meine Schwester, das Baby und ich verbrachten diese schreckliche Nacht im obersten Stockwerk hoch über einer durch Granaten zerstörten Etage in sicherem Versteck, teilweise sogar auf einem Balkon, jederzeit bereit, hinunterzuspringen. In diesen Augenblicken hatte ich teilweise schon mit meinem Leben abgeschlossen, denn unsere Ohren konnten wir nicht verschliessen.

Und hier kamen die schon erwähnten kleinen Malzbeutel zum Tragen, denn die stopften wir in der Dunkelheit stets unserem Baby zum Lutschen in den Mund, wenn es schreien wollte und uns damit verraten hätte. Als es hell wurde, sahen wir erst die ‚verschmierte‘ Bescherung. Aber sie hatte uns vor Schlimmerem bewahrt.

In unserem Haus konnten wir nicht länger in sicherer Wohnung bleiben, alles stand offen, in den Garagen hinter dem Haus und – wie gesagt – in der Feuerwache gegenüber hatten die Sowjetsoldaten ihre Zelte aufgeschlagen. Noch so eine Nacht wäre über unsere Kräfte gegangen. So packten wir das Nötigste zusammen, suchten und fanden sicheren Unterschlupf bei guten Freunden einige Strassen entfernt. Dort gab es zwar auch unruhige Nächte, aber die Häuser waren verschlossen, gesichert und von Männern beschützt. Nach einigen Tagen konnten wir dann in der ersten Maiwoche wieder in unser Zuhause zurück. Die Sowjetsoldaten waren ab- und weitergezogen.

Vergessen werde ich diese letzten Tage des Krieges nie, und ich hoffe von ganzem Herzen, dass meinen Kindern und Enkelkindern solche Erlebnisse erspart bleiben.»

(Quelle: Schriftlicher Bericht von Frau Gerda Steinke vom 24.5.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Manche Gefangenen wurden beim Näherrücken der sowjetischen Truppen freigelassen. Eugen Herman-Friede musste wegen seiner jüdischen Herkunft Anfang 1943 untertauchen, war in den Widerstand gegangen und im Dezember 1944 verhaftet worden. Am 18. April 1945 wurde er aus dem Gefängnis am Alexanderplatz in das ehemalige jüdische Altersheim in der Grossen Hamburger Strasse verlegt:

«Es ist der 23. April – mein 19. Geburtstag –, als ein SS-Mann das Schloss öffnet und ruft: ‚Herman, mitkommen!‘ Das Wasser steht stellenweise knöcheltief auf dem engen Gang und spritzt mir ins Gesicht, wenn mein Vordermann mit seinen Stiefeln hineinklatscht. Es geht die schmalen, niedrigen Treppen hinauf bis zur Toreinfahrt. Dort erwartet mich ein SS-Offizier in eleganter Uniform, wie aus dem Ei gepellt, mit blank geputzten Schaftstiefeln. Er trägt einen gelben Aktendeckel unter dem Arm. Der Posten, der mich hergebracht hat, knallt die Knobelbecher zusammen, streckt den Arm hoch zum ‚deutschen Gruss‘, macht kehrt und verschwindet hinter einer Tür.

Der SS-Offizier und ich sind allein in der hohen Toreinfahrt. Er blättert in aller Ruhe in der Akte, liest einige Stellen scheinbar sehr sorgfältig, schlägt dann den Pappdeckel zu, sieht mich an und fragt: ‚Herman?‘ Ich nicke. ‚Vorname?‘ ‚Eugen.‘ – ‚Israel.‘ Das Wort kommt wie ein Peitschenschlag. Ich nicke schnell und zustimmend. Er ist einen Kopf grösser als ich und sieht mich von oben bis unten an, blasiert und hochnäsigt. Er geht einige Schritte zu dem grossen Holzportal und schliesst eine kleine Tür, die dort eingelassen ist, auf. Dann kommt er zurück, nimmt mich bei der Schulter, dreht mich in Richtung der offenen Tür und gibt mir einen gewaltigen Schlag auf den Rücken. Ich stolpere über die Holzschwelle, behalte aber das Gleichgewicht und komme auf der Strasse zum Stehen. Die Holztür ist schon wieder ins Schloss gefallen, als ich nach rechts, dann nach links in die menschenleere Grosse Hamburger Strasse blicke.

Ich bin frei. Für Freudensprünge ist keine Zeit, auch nicht zum Nachdenken, gerade nur zum Tief-Luft-Holen. Ich muss zusehen, wie ich irgendwo unterschlüpfen kann, bis die Russen ganz Berlin besetzt haben. Meine Lage ist sehr heikel. Ich trage keine Uniform, habe keinen Ausweis, keine Entlassungspapiere, sondern mache einen verwahrlosten, heruntergekommenen Eindruck.

Der Himmel ringsum ist rot. In der Nähe grollt und donnert es, hin und wieder knattern Maschinengewehrsalven, brummen Flugzeuge, schlagen Granaten ein. Es riecht nach Brand, die Luft lässt die Augen tränen, kratzt im Hals. Rauchsäulen steigen hinter den Häusern auf. Ich stecke die Hände in die Taschen meiner zerrissenen, abgeschabten, verlausten Joppe, laufe bis zur nächsten Strasse und schiele um die Ecke. Ich laufe weiter bis zur Königstrasse, überall riesige Trümmerhaufen, Häuser, deren Mauern noch stehen, aber ohne Fensterscheiben, ohne Dächer. Ich halte an, verschnaufe in einem Hausflur und überlege.

Mir fällt Onkel Willi ein, der in der Reichsbank arbeitet. Vielleicht kann ich ihn dort finden. Die Bank ist nicht weit, in der Nähe vom Schlossplatz. Ich lasse mir keine Zeit, eile im Dauerlauf weiter. Von Weitem sehe ich die breite Einfahrt zu der unterirdischen Garage an der Seite des lang gezogenen Gebäudes. Viele Menschen, meist Frauen, Kinder und alte Leute,

drängen sich in der Einfahrt zu den Eingängen der Luftschutzräume. Ohne anzuhalten, renne ich weiter, in die Menge hinein, zwänge mich durch die Masse, stosse, schiebe mich vorwärts, bin Sekunden später untergetaucht, verschwunden, arbeite mich rücksichtslos weiter durch. In einer Halle treffe ich auf einen Mann, der so aussieht, als könne er zum Haus gehören. Ich frage ihn nach meinem Onkel. ‚Immer geradeaus, die sechste oder siebte Tür auf der rechten Seite. Name steht draussen dran.‘ So ein Glück. Tatsächlich, da steht doch gross und deutlich Willi Bremeyer. Ich drücke die Klinke und trete ein.

Heute ist mein 19. Geburtstag, der Tag, an dem ich freigekommen bin, ein Geburtstag im wahrsten Sinne des Wortes und eine Entlassung, wie sie unglaublicher kaum sein kann, geht es mir durch den Kopf, bevor ich Onkel Willi und Tante Grete inmitten zahlreicher Kisten und Kartons, zwischen Truhen und Paketen sitzend, vorfinde. Wie Ölgötzen mit offenem Mund und ungläubigem Blick in den weit aufgerissenen Augen blicken sie mich an. Ich muss ihnen wie ein Gespenst, wie ein Spuk, vorkommen. Sie können kein Wort herausbringen.

Auf einer der herumstehenden Kisten lasse ich mich nieder und frage sie lachend: ‚Ja, da staunt ihr, was?‘ Ich ziehe meine Joppe aus und lasse sie auf den Boden fallen. ‚Ich bin voller Läuse und Flöhe, bleibt mir besser vom Leib. Wenn Onkel Willi mir erst mal sein Rasierzeug geben würde und Wasser. Na, nun kommt mal wieder zu euch.‘ Onkel Willi erhebt sich von seinem Stuhl, sagt kein Wort, geht kopfschüttelnd nach draussen, kommt mit einer Emailleschüssel voll Wasser zurück und nimmt Rasierzeug aus einem Schrank. Hinter einem hohen Holzkasten ziehe ich mich aus, seife mich ein und rasiere alle Haare ab, um als Erstes die Filzläuse loszuwerden. Dabei erzähle ich den beiden, wie ich am Vormittag aus dem Kerker herausgeschmissen wurde. Meine übrigen Kleidungsstücke werfe ich auf die Joppe und knülle sie zu einem Bündel zusammen. Onkel Willi gibt mir Sachen von sich zum Anziehen. Mein Zeug nimmt er mit spitzen Fingern und schmeisst es im Flur in eine Mülltonne.

‚Nein so was, dass du wieder da bist.‘ Tante Grete kann sich kaum beruhigen. Sie fällt mir um den Hals, bricht in Tränen aus und sagt unter an-

haltendem Weinen: ‚Und dein lieber Papa ist tot.‘ Sie erzählt dann stotternd, dass sie im Februar ein Schreiben der Polizei am Alexanderplatz erhalten habe. Mein Vater sei Mitte Dezember 1944, also schon einige Tage nach unserer Verhaftung, verstorben, Ursache unbekannt. Sie seien mit dem ganzen Kram, den sie mitbringen konnten, in den letzten Wochen hierhergezogen. Sie fühlten sich, halb unter der Erde, in diesem ehemaligen Aufenthaltsraum für Kraftfahrer doch sicherer als in ihrer Wohnung in der Maxstrasse.

Draussen knallt und kracht es. Ich komme nicht zum Nachdenken, habe keine Zeit zur Trauer. Ich muss mich noch immer versteckt halten und verlasse diese Bleibe nicht.»

(Quelle: Eugen Herman-Friede: «Für Freudensprünge keine Zeit. Erinnerungen an Illegalität und Aufbegehren 1942-48.» Veröffentlicht vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Band 2 der Reihe «Dokumente, Texte, Materialien», 2. Auflage, Berlin: Metropol-Verlag 1992, S. 146-151)

Überall kursierten indessen Gerüchte. Niemand hatte mehr verlässliche Nachrichten. Hertha von Gebhardt (s. o.) schrieb in ihr Wilmersdorfer Tagebuch:

«23. April 1945, Montag. Aufregende Nacht. Keine Bomben mehr, nur näherrückendes Artilleriefeuer. Der Soldatensender meldet rasches Vordringen der Russen im Ostteil der Stadt, Kämpfe zwischen Arbeiterschaft und SS. Herr E. brachte dasselbe aus der Stadt mit. Alle Männer blieben auf, stellten Wachen auf, erwarteten ‚rote‘ Überfälle. Ich fand das Ganze reichlich albern. Warum sollten ausgerechnet jetzt ‚rote‘ Plünderungen stattfinden? Es passierte natürlich auch gar nichts. (...)

Nachmittags. Gerüchte, Gerüchte. Wir haben das Gefühl, dass vieles planmässig verbreitet wird. Waffenstillstand bevorstehend, Friede mit Amerika und England, gemeinsamer Schlag gegen Russland. Das glauben die Leute nun ... Alles jagt von Laden zu Laden, von Schlange zu Schlange. (...) Allerhand Militär kommt in die Gegend. Verdächtiges entsteht in den

Strassen, im Laubenland. Panzersperren? Flakgeschütze, die aufgebaut werden? Ecke Geisenheimer / Rüdeshheimer Strasse scheint ein Kommando zu liegen. Höchst wenig erfreulich dies alles.

24. April 1945. Dienstag. Durch die Strassen ziehen Trupps von 14- bis 16-jährigen Bürschchen, die zur Schlachtbank geführt werden. Die erwachsenen VolkssturMLEUTE werden rechtzeitig die Waffen wegwerfen, soweit sie welche haben – aber diese in der HJ erzogenen Kinder? Frau F. traf auf dem Bahnhof Willenbergplatz einen solchen Transport überanstrengter Kinder, die sich vor Müdigkeit einfach auf den Bahnsteig legten. Der sie führende Leutnant befahl: ‚Gegenseitig aufpassen, dass keiner einschläft.‘ Alle schon eingekleidet, teilweise in am Boden schleppenden Uniformmänteln, mit Gewehren, fast grösser als sie selber. (...)

Drahtfunkbekanntgabe gestern: Der Führer ist in Berlin und hat den Oberbefehl übernommen. Das fehlte uns noch. Niemand, der es nicht mitgemacht hat, wird uns glauben, wie geregelt das Leben trotz allem noch weitergeht. Die Brotwagen kommen heran, Bolle klingelt durch die Strassen, die Leute stehen vor den Türen und schwatzen. Man weiss, die Katastrophe kommt, aber noch ist sie ja nicht da. Im Augenblick, wo der Beschuss aufhört, scheint alles vergessen.

Gespräch mit dem 12-jährigen Harald M., frisch aus dem KLV-Lager zurück. Erschütternd, wie so ein Junge langsam begreift, was geschieht, dass die ‚unbesiegbaren‘ Deutschen geschlagen sind, dass das ‚Unmögliche‘ im Gang ist, dass die Russen tatsächlich kommen! (...) Eben wieder heftiges Bombardement, aber da nun alles ohne Alarm vor sich geht, laufen die Menschen in totaler Gleichgültigkeit auf der Strasse herum. Die Kinder spielen draussen, schreien noch nicht einmal, wenn es ohrenbetäubend kracht, und finden alles hochinteressant.

Entsetzliche Depression allerwärts: Die Amerikaner scheinen nicht zu kommen. Unbegreiflich. Krach. Bumm. Krach. Wir verbrachten eine hübsche, etwas stillere Stunde bei Frau E. in der Parterrewohnung, machten uns dort auf der Heizplatte eine Tasse Bohnenkaffee, und sie spielte schöne Platten. (...)

25. April 1945. Mittwoch. Allmählich lernt man die einzelnen Knalle unterscheiden. Bomben, Flak, leichte und schwere Artillerie. Gestern Abend war es recht furchtbar, wir lagen nach Aussage der Sachverständigen unter Streu- oder Störungsfeuer. Viele Einschläge ringsum. Frau W. kam aufgelöst von der Kaiserallee zurück, hatte dort fünf Passanten mit aufgerissenen Leibern liegen sehen. Kein Mensch hatte sie beiseite geschafft. Frauen mit Einholtaschen - es musste ja alles erst im letzten Moment aufgerufen werden, und für das bisschen Essen kommen die Leute jetzt ums Leben. Vor einem Lädchen neben Ströcker, wo es eine Kerze pro Haushalt gab, sind um dieser Kerze willen zehn Menschen zermalmt worden. Ströcker sehr schwer beschädigt. Schwere Artillerie jetzt hier ganz nahe. Gerüchte: Steglitz Bahnhof schon besetzt. Heute kann es uns erreichen. Die Artillerie, die von hier schiesst, bestreicht einen Umkreis von zehn Kilometern.

Gerüchte, Gerüchte. Wir leben davon wie von leicht fauliger Nahrung. Wir haben keine andere mehr. Die Befürchtungen, die uns umtreiben und die sich immer in neuer Form aufdrängen, sind quälender als der Zustand, der ist. Kann man allen Hausgenossen trauen? Hat jemand doch noch Waffen? Bekommen wir die angekündigte Panzerfaust und das Geschütz ins Haus? Dann gnade uns Gott! Geheime Beratungen. Mit Soldaten oder Hausgenossen, die hier schiessen wollen, muss abgerechnet werden. Wir sind sämtlich Kinder des Todes, wenn das Haus verteidigt wird. Kann man es riskieren, jetzt schon weisse Fahnen zu hissen? Allgemeine Ansicht: zu früh. Weitere grosse Gefahr. Die U-Bahnhöfe sollen sämtlich gesprengt werden. Wenn das bei uns geschieht, ohne dass man uns warnt, sind wir allesamt hin. Warnt man uns, so bedeutet es Ausweisung aus dem Keller, und wohin dann? Also abermaliges Umpacken der letzten Habe: Vom Nötigsten das Allernötigste in kleinere Koffer, die man tragen kann. Neues Gerücht: Die Russen in Steglitz sehr freundlich gegen Zivilbevölkerung. Nur aus den Häusern, die militärisch gebraucht werden, muss die Kellergemeinschaft weg, und zwar mit erhobenen Händen. (...)

26. April 1945. Donnerstag. (...) Mittags. Zum ersten Mal mache ich schlapp. Ich kann vor Schwäche nicht mehr stehen. Den andern wird es

ähnlich gehen. Wir beschliessen, an die Schnapsvorräte der abwesenden Mieter zu gehen. Finden auch Zigaretten und Tabak. Alles wird verteilt. Sie würden doch nichts mehr davon behalten können, wir erachten es also schon nicht mehr als Diebstahl. Neue Aufregung! Bei der Suche finden sich Uniformstücke, militärische Karten und Aufzeichnungen, zum Glück keine Waffen. Aber schon die Uniformstücke können uns verderben. Wohin damit? Selbst die Luftschtzstahlhelme sollen den Russen ein Dorn im Auge sein. (...) Deutsche Soldaten irren vorbei, fragen die Zivilisten, ob man noch zum Breitenbachplatz käme oder ob da schon die Russen seien. Wir wissen es ja selber nicht.»

(Quelle: a. a. O.)

Wie es tatsächlich aussah im Westen von Berlin, kann man aus dem Tagebuch von Alfred Bothes ersehen. Der ehemalige Marinesoldat war Anfang April nach Berlin kommandiert worden. Gerade noch rechtzeitig versuchte er den Ausbruch aus der schon fast umschlossenen Stadt:

«Am 22. April in den Mittagsstunden verliess ich meinen Standort an der Potsdamer Brücke und fuhr mit dem Rad in die Innenstadt. Vor dem Potsdamer Platz war bereits eine Sperre, die auch Militärpersonen nicht ohne Sonderausweis hindurchliess. Die Leipziger Strasse war überhaupt gesperrt. Zivilisten durften von Schöneberg aus nur bis zur Potsdamer Brücke. Ich fuhr die Vossstrasse zum Wilhelmplatz und ging in den Bunker. Es wimmelte von höheren Parteifunktionären und Sekretärinnen. Die Türen standen alle auf, sodass man von einem Raum in den anderen sehen konnte. Auf den Schreibtischen standen Kaffeetassen und Likörgläser, die Luft war von Tabaksqualm so erfüllt, dass die Augen schmerzten. Telefone klingelten, es wurde fieberhaft gearbeitet. Ich dachte, sie arbeiten, um sich zu betäuben. Das ist ein Hilfsmittel, das es jedem Soldaten am Geschütz leichter macht, den Angriff zu überstehen, als dem Funktionär, der

im Augenblick des Einsatzes ohne Tätigkeit dabeizustehen hat. Der Tod war uns allen greifbar nah, und in solchen Augenblicken sieht der Mensch die Dinge alle anders an. Gesellschaftliche Formen werden sinnlos, Männer und Frauen sehen sich anders an ...

Ich erhielt einen Paken Sonderausweise, die es meinen Kameraden und mir ermöglichen sollten, auch gesperrtes Gebiet zu betreten. Ich musste gleich Gebrauch davon machen. Den Weg nahm ich durch die Wilhelmstrasse, dann durch das Brandenburger Tor. Die Linden waren menschenleer. In der Hauptdurchfahrt des Brandenburger Tores stand ein Unteroffizier mit dem Ritterkreuz auf der Uniform, der meinen Ausweis kontrollierte. Es war ein Hüne von Gestalt und von sympathischem Aussehen. - Ich bemerkte, dass ich in den letzten Tagen in die Lage versetzt wurde, neben mich zu treten. (...) Ich ging durch die Zeit in aller Ruhe und beobachtete alles wie auf einer Sternwarte. Angst kannte ich nicht mehr. (...)

Die Befehlsstelle, die ich aufzusuchen hatte, lag im Fussgängertunnel unter der Siegestsäule. Ein Major residierte hier. Er tat sehr ruhig, war aber in Wirklichkeit nervös. Man konnte auch nervös werden, denn die Befehle jagten sich, und in Wirklichkeit wusste schon kaum noch jemand, wie die Dinge in der Stadt standen. Ich wurde mit Fragen bestürmt, konnte aber selbst nur wenig sagen. (...) Ich war nicht glücklich in meiner Haut und überlegte, wie ich mich von hier lösen könnte. (...)»

Alfred Bothes versucht, aus Berlin abkommandiert zu werden.

«Am Morgen des 23. April rief ich im Oberkommando der Kriegsmarine an. Der zuständige Offizier war bereits abgereist. ‚Das machen wir ganz einfach‘, meinte der Artilleriemaat, der jetzt Kommandant des Hauses war, ‚sagen Sie mir Ihre Telefonnummer. Ich werde Ihren Kommandeur anrufen und Sie telefonisch für Neuruppin anfordern!‘ Der Maat war mir wohlgesinnt. Er hatte mir den Tag zuvor seine Verzweiflung geklagt, mit vier Mann das Haus gegen die Sowjets verteidigen zu müssen. Ich hatte ihm geraten, bei Anrücken der Sowjets einen Fluchtversuch zu machen, weil alles andere sinnlos sei. Jetzt half er mir aus Berlin heraus. (...) Der Kommandeur willigte ein, und ich liess mir einen Marschbefehl nach Neuruppin ausschreiben und meldete mich ab. Es war am Nachmittag des 23. April.

Vom Haus des Fremdenverkehrs ging ich zunächst in die Bendlerstrasse, wo eine Verwandte von mir als Fernschreiberin tätig war. Wir sprachen einige Worte. Ich sah in den Bunker hinein, sah die grauen, kalten Betonwände, die Schreibmaschinen, die Gesichter der Mädchen, teils verängstigt, teils gelassen. Ich beruhigte meine Nichte, die sich in begreiflicher Erregung befand. (...)

Ich blieb zu Hause, auch den ganzen 23. April über. Man bemühte sich, ruhig zu bleiben. Man sprach von Gleichgültigem. ‚Willst du noch ein paar Socken mehr in den Koffer nehmen?‘ – Dergleichen etwa. Beim Mittag krachte es mehrmals. ‚Was ist das für ein eigenartiges Geräusch?‘, fragte meine Frau. ‚Das ist Artillerie. Du kannst beruhigt sein. Damit sind die Bombenangriffe endgültig vorüber!‘ Die Zeit floss dahin. Am 24. April musste ich unwiderruflich aufbrechen, um nicht in Gefahr zu geraten, als Deserteur zu gelten. (...) Ich hatte die graue Uniform ausgezogen und meine blaue Marineuniform angezogen, weil ich mir dadurch fühlbare Erleichterungen versprach.

Der Weg ging über den Südwestkorso hinauf über den Breitenbachplatz, Lentzallee, Wilden Eber. (...) Die Strassen waren menschenleer. Das Wetter war sommerlich. Ich hätte am Beginn eines Ausflugs stehen können. Die Pücklerstrasse entlang in den Grunewald. Ich wollte möglichst den militärischen Absperrungen aus dem Wege gehen, denn die Gefahr lag nahe, dass man mich noch zu irgendeiner Verteidigungsgruppe kommandiert hätte. Zwar waren meine Papiere in Ordnung, aber die einzelnen Kommandeure pflegten sich oft nicht mehr danach zu richten.

Ich fuhr am Jagdschloss Grunewald und Paulsborn vorbei den Weg zum Stern und quer durch den Wald nach Saubucht. Von Südwesten her hörte ich in unregelmässigen Abständen Artilleriefeuer. Der Himmel hatte sich etwas bezogen, aber es konnte auch der Qualm sein, der manchmal wie ein Nebel über der Stadt lag. (...) Wie ich an der abschüssigen Strasse kurz vor der Saubucht bin, treffe ich auf müde Soldaten mit Gepäck. Es waren Verwundete, die sich zum Teil an Stöcken dahinschlepten. Man hatte sie am Vormittag aus einem Lazarett in Zehlendorf mit Marschbefehl nach Nauen entlassen, wohin sie im Fussmarsch gelangen sollten. Ich be-

schrieb ihnen den Weg, den sie nicht kannten. Das Ziel konnten sie damals schon nicht mehr erreichen. Ein Stück gingen wir zusammen. Am Forsthaus Saubucht kamen von links noch andere Trupps im gleichen Zustande, sodass eine ziemliche Formation beisammen war. Über uns zogen Staffeln feindlicher Flugzeuge in grosser Höhe. Am Kaiser-Wilhelm-Turm vorbei fuhr ich jetzt gegen Schildhorn hin. Die ganze Havelchaussee war mit Soldaten vollgestopft. Sie standen unter den Strassenbäumen getarnt, motorisierte Einheiten, Pferdegespanne, Artillerie. Die Soldaten sassen am Wege, ein Feldlazarett hatte sich aufgetan, aus einem Stabszelt kamen die Ordonnanzen, Meldefahrer jagten die Strasse entlang. Ich schob das Rad den steilen Aufstieg zur Pichelsdorferbrücke hinauf. Es war ungefähr 16 Uhr am 24. April 1945.

Berlin war eingeschlossen. Es war sofort zu erkennen. Vereinzelt und in Scharen kamen die Flüchtenden zurück, Richtung Berlin. Ich sah nach rechts, nach Spandau hinüber, wo dicke schwarze Rauchwolken über der Stadt und ihren Türmen lagen. Das Bild der Flüchtlinge erschütterte nicht mehr. Man war es gewohnt. Armselige Karren mit Bettzeug und Hausrat und einem durch eine geknotete Schnur gebändigten Koffer. Frauen, Mädchen, Kinder und alte Männer. Über die Freybrücke und nun an der Strassenkreuzung, Abzweigung nach Spandau, drängten sich die Menschen. Die Menschen standen aus Neugierde. Was sollten sie auch tun. Es gab keine Arbeit mehr. Sie sahen auf die Flüchtenden. In den nächsten Stunden musste irgendetwas geschehen, musste der Krieg zu Ende sein.

Ich fuhr langsam die Strasse entlang. Der Posten der Feldgendarmarie achtete meiner nicht. An der rechten Strasse stand ein Vizeadmiral, was einen merkwürdigen Eindruck machte. Er stand in seiner blauen Uniform mit offenem Mantel dicht an der Absperrung. Ich grüsste, und er winkte mir zu, fragte mich nach dem Wohin. Er lächelte: ‚Sie kommen nicht mehr durch. Die Panzersperren auf der Strasse nach Wustermark sind geschlossen, aber Sie können es ja versuchen ... Der Feind soll die Strasse bereits erreicht haben. Ein Teil des nördlichen Spandau ist in seiner Hand.‘ – ‚Und der Weg nach Potsdam?‘, fragte ich zurück. ‚Auch das ist zu spät. Zehlen-

dorf ist von den Sowjets besetzt, und der Havelübergang ist jeden Augenblick zu erwarten. Potsdam ist übrigens nicht mehr in unserer Hand.' Ich wies auf die Flüchtlinge, von denen einige immer noch nach Westen zogen, während andere von Westen zurückkamen, was ein Bild der Sinnlosigkeit ergab. 'Sie wandern eben, wo sollen sie auch hin, da sie schon unterwegs sind.' Der Admiral zuckte die Schultern und wünschte mir eine gute Fahrt.

Ich fuhr in Richtung Wustermark. Die Heerstrasse wurde immer stiller. An den Wegkreuzungen waren Geschütze eingegraben. Die Soldaten lagen in Schützenlöchern mit dem Gewehr im Anschlag. Ich entschloss mich, die Heerstrasse zu verlassen, um über Seeburg quer durch den Döberitzer Truppenübungsplatz Paretz zu erreichen. Als ich quer über Brachland gestolpert war, nun wieder festen Boden unter den Füßen, befand ich mich inmitten einer Prozession von Menschen. Zu Hunderten wanderten sie die staubige Strasse nach Westen. (...) Sie bewegten sich in Richtung auf Potsdam. Erstaunlich gross war die Zahl der deutlich erkennbaren ausländischen Arbeiter, die sich unter die Flüchtenden gemischt hatten. Wir durchschritten das Dörfchen Seeburg. Nach links zog sich der Heerwurm der Berliner. Ich hielt mich rechts in Richtung auf Paretz. Hier war niemand mehr, denn hier war für die Berliner unbekanntes Gelände. Eine Staffel Flieger kam im Bogen aus der Richtung Havel und schien auf mich zu zu stossen. Ihr Angriff galt dem eben von mir durchschrittenen Seeburg, das in Brand geschossen wurde. Ich erfuhr es eine halbe Stunde später von den Insassen eines Militärfahrzeuges, die meinen Weg genommen hatten.

Hin und wieder traf ich jemanden. Ein Eisenbahner wollte aus Pflichtbewusstsein unbedingt den Verschiebebahnhof Wustermark erreichen, um pünktlich seinen Dienst anzutreten. Mal erkundigte sich jemand bei mir nach dem Wege. Über die militärische Lage war ich gut unterrichtet worden.

Vorbeifahrende Ordonnanzen hatten mir Auskunft gegeben. Die Sowjets hatten bereits alle Ausfallstrassen von Berlin überschritten. Es war sinnlos, sich einen festen Plan zu machen. Nur der Zufall konnte einen Weg öffnen. Ich überschritt den deutschen Sperrgürtel.

Ich sah kein Geschütz, keinen Verbandsplatz, keine rückwärtigen Dienste. Ich sah nur Schützengräben und darin alte uniformierte Männer mit dem Gewehr im Anschlag und dem Blick nach Norden, woher der Feind kommen sollte und von wo aus sich eine schwarze Rauchwolke verbreitete.

Der Weg ging über Satzkorn, das etwas abseits der Strasse in Richtung auf Ütz liegt. Hier gab es eine Brücke über den Kanal bei dem Dorfe Paaren an der Landstrasse Marquardt-Falkenrehde. Diese Brücke war die letzte, die noch passierbar war. Sie wurde – wenige Minuten bevor ich eintraf – zur Sprengung vorbereitet. Der SS-Posten liess mich nicht mehr durch. Ich hörte die Detonation. Nun blieb mir nur der Versuch über die Brücke bei Paretz.

Es schien, als ob Berlin sich auf der Strasse Ütz-Paretz getroffen hätte. An der Wegkreuzung vor dem Dorfe Ütz kam eine lange Kolonne von Militärwagen, Radlern, Kraftwagen und bog in die Schleife ein, die zur Reichsautobahn führt. Ich verhielt einen Augenblick und sah mir den Strom der Berliner an. Wo Mädchen neben den Fahrern sassen, war die Stimmung fast ausgelassen zu nennen. Es schien so einfach, dem Krieg einfach davonzufahren. ‚Das ist die richtige Richtung!‘, rief mir ein Kraftfahrer zu, der eine Last von Nachrichtenhelferinnen geladen hatte. Die Mädchen, wohl auch angetrunken, kreischten. Das Elend schob mit Handkarren und Rollern nebenher. Der Strom der Menschen flutete zurück. Die ganze Strassenbreite von Paretz bis Ütz flutete alles zurück. Die Brücke in Paretz war nicht mehr gangbar. Man hoffte auf die Autobahnbrücke, die aber inzwischen auch gesprengt war. Die Tausende konnten den Ring um Berlin nicht mehr durchbrechen, aber noch wussten sie es nicht.

Was sich dem Auge bot, war erschütternd. Die Wagen fuhren quer in den Strassengraben und blieben stehen. Wohin? – Vor ging es nicht, zurück war ebenso aussichtslos, also warten auf das, was kommen würde. Zivilisten, Soldaten, alles durcheinander. Es war kaum möglich, mit dem Rad der entgegenkommenden Menge auszuweichen. Erst kurz vor Paretz, der Weg mag eine Fusstunde betragen, überwog das Militär. Hier standen noch in geordnetem Zustand die motorisierten und bespannten Abtei-

lungen am Wegrand, die Soldaten rauchten und warteten. Der Tag neigte sich dem Ende zu, als ich die Brücke über den Paretzer Kanal erreicht hatte. Sie ist schmal und stark gewölbt. Auf der rechten Fahrbahnseite stand ein in Brand geschossener Munitionswagen. Die Munition detonierte einzeln. Es gab Pausen, und dann entzündeten sich die Patronen wie MG-Feuer. Ich überlegte, ich legte mein Rad auf den Boden, warf mich hin und robbte dicht am Wagen entlang über die Brücke, das Rad hinter mir herziehend. Es waren bange Minuten, aber ich schaffte es. Am anderen Ufer befand ich mich im Dorf Paretz. Ein Offizier und drei Soldaten standen an der Strassenkreuzung, sonst war alles still.

Ich fragte nach dem Weg. Ketzin war bereits von den Sowjets genommen, in Etzin sollten Kämpfe sein. Es gab vielleicht noch die Möglichkeit quer über das Feld. Ich wurde beschossen, ich warf mich hin, ich zog das Rad durch den Sand.

Als es dämmerte, hatte ich den Ring durchbrochen, zwei Kilometer nördlich Etzin. Drüben lag die Havel. Es war die Stelle, an der sich wenige Stunden vorher die Truppen der Sowjetmarschälle Shukow und Konew die Hand gegeben hatten.»

(Quelle: Alfred Bothes, Berlin-Schmargendorf, Schaperstrasse. Aus Tagebuchaufzeichnungen, Landesarchiv Berlin, Zeitgeschichtliche Sammlung, 10668)

Im Osten Berlins, wo die Kämpfe schon seit einigen Tagen tobten, mussten immer mehr Zivilisten fliehen. Am 23. April brannte das Haus, in dem Hildegard und Katharina Werner zwischen S-Bahnhof Landsberger Allee und dem Bunker am Friedrichshain wohnten. Einige Monate später schrieben sie folgenden Bericht nieder:

«24. April 1945. Der Morgen bricht an. Wir schleichen durch den Hausflur und sehen durchs Schlüsselloch. Zum Greifen nahe stehen russische Soldaten vor der Tür und nehmen hier Deckung. Wenn wir noch länger im Hause bleiben, müssen wir verbrennen. Also Aufbruch! Die Russen machen uns verständlich: ‚Weg, weg, raus!‘ Sie ziehen uns am Arm. Wohin geht es? Überall stieben Funken, heulen die Flugzeuge, knattern Maschi-

nengewehre. Frauen schieben in tödlicher Hast ihre Kinderwagen; wir stolpern durch Höfe, über Trümmer, Telefonkabel, Menschen- und Tierleichen, weggeworfene Koffer. Schliesslich landen wir im Erdgeschoss des Kindergartens, Eibinger Strasse 4. Jetzt sind wir doch sehr deprimiert und wünschen uns ein Ende durch eine Fliegerbombe. Alle Viertelstunde kommen Russen herein, kontrollieren uns. Die Aufregung und Angst wachsen. Hier können und wollen wir nicht bleiben!

Wir werden wieder durch Höfe und Durchbrüche getrieben. Einige Gepäckstücke haben wir schon fortwerfen müssen, wir können ohne sie schneller vom Fleck kommen. (...) Es geht über die Bahnhofsbrücke in der Landsberger Allee, hier standen doch bis jetzt Häuser, dort die Sparkasse? Die Gegend ist nicht mehr wiederzuerkennen. Wo ist der Bürgersteig, wo läuft der Fahrdamm? Ein einziges leichenübersätes Kampffeld! Aber man wagt gar nicht, genau Ausschau zu halten. Denn vor uns, zwischen uns, hinter uns sausen Panzer, Autos, Panjewagen, Bombenrichter öffnen sich uns. Es geht weiter, stur geradeaus. Nur den Leichen weichen wir aus. Sonderbar, Tiefflieger, Stalinorgeln, Flammen und schreckenerregende Gesichter erschüttern uns nicht. Sinnlos wandern wir – nein, wir schleichen nur noch – in Richtung Marzahn. In Alt-Landsberg, heisst es, sollen Männer von Frauen getrennt werden! Auch das ist uns egal, wir mussten ja unseren Vater, der noch das Dach löschte, zurücklassen!

Am Abend landen wir in einer verlassenen und zerschossenen Laube. ‚Land in Sonne‘ heisst die Kolonie: Welche Ironie, die Obstbäume blühen – der Himmel ist tief schwarz! ...»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Hildegard und Katharina Werner vom 27. Januar 1946, 31. Volksschule Prenzlauer Berg, Landesarchiv Berlin, Rep. 134/13, Nr. 183)

Besonders heftig umkämpft war der östliche S-Bahn-Ring, der als Verteidigungsgürtel diente. Herta Thiedemann, die ausserhalb des Rings wohnte, ging trotz der überall lauernnden Gefahr mehrmals durch die Kampflinien, um dringend benötigte Lebensmittel zu besorgen:

«(...) Am Sonntag, dem 22. April, waren die Panzersperren bis auf einen kleinen Durchgang noch geöffnet, die Menschen fluteten in Scharen mit Gepäck und kleinen Karren in die Stadt innerhalb der Ringbahn. Volksturmleute dirigierten die Menge, ein paar Panzerfäuste lagen hinter den Barrikaden. Bei meiner Rückkehr aus der Stadt (16 Uhr) hatte ich einige Schwierigkeiten, wieder durch die Sperre zu kommen, weil die Wache inzwischen gewechselt hatte, aber es gelang. Aber wie hatte sich in der Zwischenzeit das Gesicht der Prenzlauer Allee geändert! Die Strasse ausserhalb der Ringbahn war fast menschenleer, bei EPA lag der erste Tote, die Häuser an der Kanzowstrasse wiesen die ersten Artillerieeinschläge auf, der Bürgersteig war von Scherben überschüttet. Die Allee wurde vom Gewehrfeuer bestrichen, sodass es fast unmöglich war, auf die andere Seite hinüberzukommen. Ich musste zum Bahnhof zurück, zur schmalsten Stelle der Strasse, und eine Feuerpause benutzend lief ich in geduckter Haltung, die Panzersperre als Deckung, hinüber ins Durchgangshaus und in meinen Wohnblock.

Die Russen standen an der Spitze der Ostseestrasse, sie hatten Weissensee kampfflos genommen, ihr Tross lag in der Lehder-, Pistorius- und Goethestrasse, der Stab war in der Schule Goethestrasse stationiert, der Fuhrpark im Barackenlager und in den Bunkern der Ostseestrasse. Von dort aus machten sie ihre täglichen Ausfälle gegen die Ringbahn-Linie, und wir wurden dadurch Kampfzone. Niemand kümmerte sich um uns, keiner fragte nach unserer Versorgung in diesen zehn schweren Tagen, wir gehörten weder zu Berlin noch zu Weissensee, wir lagen im toten Winkel und waren Niemandland geworden; durch die hin und her wogenden Kampfhandlungen zwischen den Bahnhöfen und der Ostseestrasse konnte niemand das Haus verlassen, ohne sich in Lebensgefahr zu begeben. Und dennoch musste es gewagt werden. Unser Block war seit Fe-

bruar ohne Wasser, also mussten immer wieder einige Beherzte zum Brunnen in der Ostseestrasse. Früh um fünf Uhr war er am wenigsten bevölkert, gab er auch das beste Wasser her, und ausserdem setzte der schwerste Beschuss meist erst gegen halb neun Uhr ein. Auch hierbei gab es Tote, ebenso beim Anstehen nach Brot und Fleisch. (...) Meine Lebensmittelkarten befanden sich innerhalb der Ringbahnzone, für uns ‚Ausländer‘ also ‚in der Stadt‘ bei meiner Mutter, und dieser Umstand zwang mich, einen ‚Ausfall‘ zu unternehmen. Bei denkbar schwerstem Beschuss passierte ich mittwochvormittags (25.4.) die Panzersperre am Bahnhof Prenzlauer Allee. Ein ca. 20-jähriger Volkssturmmann machte mich darauf aufmerksam, dass ich bis um vier Uhr zurück sein müsste, da sonst niemand mehr durch könne. Die Panzersperre war von einigen wenigen SS-Leuten besetzt, offenbar Scharfschützen, denn beim Passieren hörte ich, wie sie sich über ihre ‚Treffer‘ unterhielten. Hinter der Sperre sassen auf der Bank drei Polizisten (bei der Gasanstalt), sie sprachen süddeutsche Mundart und waren tags zuvor erst in Berlin eingesetzt. Sie machten einen hoffnungslosen Eindruck und konnten es nicht fassen, dass ich bei dem Granathagel nach der Christburger Strasse wollte. Zu allem ‚Glück‘ zogen auch noch Bomber vorüber, ihr Ziel war aber Frankfurt/Oder. Ich hatte mich schon nach Deckung umgesehen, aber der Kelch ging vorüber. Strahlender Sonnenschein, kaum eine Menschenseele zu sehen, und dann ging der Granatenhagel verstärkt los. Drei Schritte laufen, hinwerfen, so ging es wie bei einer Geländeübung bis zum Bezirksamt. Die EPA-Seite der Prenzlauer Allee wurde schwer aufs Korn genommen, jede Salve schlug einige Meter näher ein, man merkte, wie die Russen sich einschossen. An der Ecke Nordmarkstrasse lagen die Einschläge schon auf meiner Strassenseite. Dicht an die Kellerwand gepresst lag ich mit zwei Volkssturmluten, die sich über die Handhabung der Panzerfaust unterhielten, die man ihnen in die Hand gedrückt hatte. Die Allee war in roten Staub gehüllt, sodass man die andere Seite kaum erkennen konnte. Die Sprengstücke schlugen aber so nahe ein, dass wir uns doch entschliessen mussten, um die Ecke zu rennen und durch eine Luke in den Keller des Bezirksamtes zu flüchten. Hier wartete ich ca. eineinhalb Stunden die Höl-

lenkanonade ab, zitternd vor Angst, ich könnte die Passage an der Sperre um 16 Uhr nicht mehr schaffen. Darum liess ich mich auch nicht mehr aufhalten und setzte meine ‚Geländeübung‘ bis zur Danziger Strasse fort. Wie ein alter Landser ging ich bei jeder Granate in Deckung. Am ‚Elysium‘ hielt mich ein Polizeioffizier fest. Er wollte mich nicht hinüberlassen, denn durch die Danziger Strasse piffen neben den orgelnden Granaten die Gewehrkegel. Die Strasse ist ekelhaft breit, aber ein kurzes Stossgebet (Lieber Gott, lass alles gut gehen), und ich sauste hinüber.

Drüben standen im Hausflur des Bäckerladens zwei Volkssturmlaute. ‚Hier kommen Sie nicht weiter!‘ ‚Wo kommen Sie überhaupt her?‘ ‚Von den Russen?‘ Man hielt mich fest und wollte nun genau wissen, wie die Russen sich benähmen, wie weit sie stünden usw. Ich erzählte wahrheitsgemäss aus eigenem Erleben und lehnte es ab, Gerüchte über Ermordungen und dergleichen zu unterstreichen. Ein Aufatmen ging durch die Reihen der inzwischen angesammelten Männer, denn dass die Russen wirklich nicht alle Frauen umbrachten, sahen sie ja an mir. Darüber war der Bäcker so erfreut, dass er mir vier Brote schenkte. Er hörte ja, dass ich für unser Haus Verpflegung heranholen wollte. (...)

Trotz gut gemeinter Ratschläge setzte ich meine Wanderung zur Christburger Strasse, immer an der Wand entlang, fort. Das Eckhaus Franseckistrasse wurde gerade in dem Moment von einer Stalinorgel in Brand geschossen, von unten nach oben innerhalb weniger Sekunden schlugen mit unglaublicher Schnelligkeit die Granaten ein. In Mutters Keller empfing man mich wie ein Weltwunder; da ich in grösster Eile war, wurden schnell Lebensmittel, Spenden von allen Seiten, eingepackt. Hier hörte man noch Radio. Die Geschäfte hatten noch geöffnet, es mutete an wie eine andere Welt. Ich aber musste wieder ins feindliche Leben. Der Heimweg in meinen Block war genauso von ‚auf‘ und ‚nieder‘ begleitet wie der Hinweg, erschwert jedoch durch meine Taschen und Netze mit Verpflegung. Ich schwor mir, nie wieder ... und doch, am Montag, den 30. April, musste ich den Weg nochmals machen, teils aus Nahrungsmangel, teils aus Sorge um meine Mutter.

An der Panzersperre Prenzlauer Allee liessen sie jeden, der wollte, hinaus, d.h. hinein in die Stadt, aber nicht zurück. Im Hausflur des NSDAP-Hauses lagen die ersten toten Mongolen, vor dem Bahnhof ein zerschossener russischer Panzer. Bevor ich passieren durfte, musste ich ins Bahnhofsrestaurant zum Oberscharführer, der mich darauf hinwies, dass ich nicht zurückdürfte. Der Posten jedoch zwinkerte mir zu, er liesse mich schon durch. Aber es kam anders. Ich war pünktlich um vier Uhr zurück, der Posten war inzwischen abgelöst, der Offizier bedauerte sehr, er sah zwar, dass ich mit Lebensmitteln bepackt war, aber Befehl ist Befehl. Auf der Barrikade lagen sieben Mann, mit Tarnhelmen und Zylinder bzw. steifen Hüten angetan, Scharfschützen im Karnevalsanzug. Ich musste kehrtmachen. Dann versuchte ich, über die Duncker-Brücke zu kommen, da gab es überhaupt keine Passage. Dann versuchte ich, durch das Haus Ahlbecker Strasse 3 über die Gleise zu kommen. Die in die Böschung eingegrabenen Schützen guckten entgegenkommenderweise gerade mal weg, aber drüben auf dem Bahnsteig wurde ich von zwei SS-Männern in Empfang genommen, die mich zum Oberscharführer in die Bahnhofshalle brachten. Dort wurde gerade ein Verteidiger rasiert. Man wollte mich wegen Spionage erschiessen, liess mich aber dann doch laufen, aber erst nachdem mir ein Vortrag gehalten wurde über Verluste, die sie durch den Verrat der ‚Passanten‘ erlitten hätten.

Also wieder zurück zur Christburger Strasse und dort eine endlose, schlaflose Nacht verbracht. Am nächsten Morgen versuchte ich, über Weissensee nach Hause zu kommen, kam aber nur bis zur Gasanstalt. Kehrt zum Bahnhof Prenzlauer Allee, in der Hoffnung, dass dort ja auch einmal Ablösung sein müsste. Aber weit gefehlt – als ich dort auftauchte, wurde ich mit Gebrüll empfangen. Nun entschloss ich mich zum Letzten: Ich ging zur alten Duncker-Schule (innerhalb der Ringbahn) und versuchte, den Verteidigungsleiter zu erreichen, der mit seinem Stab im dortigen Keller stationiert war. Diese Aktion dauerte zwei Stunden, war aber von Erfolg gekrönt. Ich bekam einen Passierschein für die Bahnhofsbücke. Mit diesem Dokument fand ich mich beim Oberscharführer ein, der mich mit den lebenswürdigen Worten empfing: ‚Da ist ja dieses Frauzimmer schon wieder!‘

Sie kommen ja jeden Tag!' Meinen Passierschein zerriss er, meinen Pass steckte er ein. Er wollte mich nicht durchlassen, ‚weil ihm keiner was zu sagen hätte‘. Ich hörte, dass die sieben Mann, die nun neun Tage die Ringbahn verteidigten, jeden Moment Verstärkung erwarteten. Schliesslich forderte ich mir, nachdem ich den Wutausbruch dieses Herrn verrauchen liess, meinen Pass zurück, mit der Bitte, er möchte mich doch durchlassen, meine Leute warteten aufs Essen, ich käme auch bestimmt nicht wieder.»

(Quelle: Aufsatz von Herta Thiedemann vom Januar 1946, 21. Volksschule Prenzlauer Berg, Landesarchiv Berlin, Rep. 134/13, Nr. 183)

Gerade im Prenzlauer Berg waren die sowjetischen Truppen nur langsam vorangekommen. Günter Renner erinnerte sich 1946 in einem Schulaufsatz an die letzten Apriltage:

«In der Nacht zum 28. hatte der Volkssturm vor dem Hause Stargarderstrasse 45, also vor unserem Hause, eine Barrikade gebaut. Ebenfalls hatte man vor der Prenzlauer Brücke eine Panzersperre gebaut und die Brücke mit Dynamit geladen, da man ahnte, dass die Russen die Prenzlauer Allee als Einfallstrasse benutzen würden. Die Russen rückten immer weiter vor, und schon besetzten Truppen und Panzer unsere Gegend. Die S-Bahn war als Hauptkampflinie und Verteidigungsring vorgesehen. Die SS besetzte unsere Barrikaden und unsere Balkone.

Am 29. April kamen die Russen die Prenzlauer Allee entlanggestürmt, doch wurden sie bei der Brücke zum Halten gebracht, und die Brücke blieb somit in unserer Hand. SS und Panzer schossen aus allen Rohren und drängten die Russen wieder zurück. (...) Mehrere Male war der Russe bei der Brücke zurückgeschlagen worden. Da er aber in der Schönhauser Allee durchgebrochen war, griff er unsere Brücke nicht mehr an.»

(Quelle: Schulaufsatz von Günter Renner aus einer Volksschule am Prenzlauer Berg vom Januar 1946, Landesarchiv Berlin, Rep. 134/13, Nr. 178)

Im Westen besetzte die Rote Armee inzwischen Häuserblock für Häuserblock. Werner Thomas, bei Kriegsende 161/2 Jahre alt, war schon als Luftwaffenhelfer im Einsatz gewesen. Der spätere Ingenieur hatte sich in letzter Sekunde entschieden, sich nicht mehr bei der Wehrmacht zu melden. So erlebte er in einer kleinen Seitenstrasse im südlichen Spandau als Zivilist, wie sich die Sowjets langsam vorkämpften:

«25.4.1945: Anstelle der britischen Moskitos kurvten nun sowjetische Flugzeuge – ebenfalls von ganz besonderer Art – nachts über uns. Es handelte sich um einen langsamen einmotorigen Doppeldecker mit einem Motorgeräusch ähnlich einem alten Lanz-Bulldog-Traktor oder einer Nähmaschine. Der Doppeldecker hatte eine derart starke Panzerung, dass er kaum abzuschossen war. Er galt deshalb als Schrecken aller Ostfront-Landser, die ihm den Namen ‚Nähmaschine‘ gaben. Splitterbomben mit verheerender Wirkung wurden per Hand über die Bordwand hinweg abgeworfen. Und eine solche Bombe fiel ohne Luftwarnung auf den Bürgers-teig schräg gegenüber dem Eckhaus Jäger Strasse 45/Brüder Strasse in Spandau, in dem ich nach der Rückkehr vom Luftwaffenhelfer-Kriegsdienst bei meinen Eltern wohnte. Der Putz der angrenzenden Hausfassaden sah aus wie ein grobmaschiges Sieb. Alle Fensterscheiben der näheren Umgebung waren zerstört. In täglicher banger Erwartung der Russen bestand nicht mal mehr die Möglichkeit einer behelfsmässigen Reparatur, weil Pappe zum Vernageln der Fenster nicht mehr zu beschaffen war.

26.4.1945: Da ich bereits drei Tage vorher von den sogenannten ‚Kettenhunden‘ (das waren Soldaten, die an einer dicken Halskette ein Blechschild mit der Aufschrift ‚Feldgendarmarie‘ über der Uniform trugen) bei der Suche nach Fahnenflüchtigen ohne direkte Folgen kontrolliert worden bin, habe ich mich nur noch mit besonderer Vorsicht auf der Strasse bewegen können. Ich ging die Pichelsdorfer Strasse entlang, als in Höhe des zerstörten Strassenbahnbetriebshofes Spandau plötzlich ca. zehn zweimotorige sowjetische Bomber ziemlich tief in einer gewissen Geschwaderfor-

mation und relativ langsam heranflogen. Das Erwähnenswerte hierzu ist meine damalige Beobachtung, dass kaum einer der Strassenpassanten irgendwelchen Schutz suchte. Man hatte wohl keine besondere Meinung über die sowjetische Luftwaffe. Man kannte zur Genüge die gewaltige Zerstörungskraft der englischen und amerikanischen Bomber, während man von den Sowjets über Angriffe auf zivile Ziele und ihre Auswirkungen wenig oder gar nichts wusste. Dieser fast parademässige Vorbeiflug der Russen machte jedoch deutlich, dass in absehbarer Zeit mit der Besetzung von Spandau gerechnet werden musste, zumal das Artillerief Feuer bereits bedrohlich nähergerückt war. Mir sind jedoch in unserem ‚Kiez‘ keine Verteidigungsvorbereitungen, ausser einem Panzergraben in der Klosterstrasse, aufgefallen.

1. .4. 1945: Nunmehr waren die Abschussalven der schon legendären ‚Stalinorgeln‘ zu hören, die unheimlich heulende Töne verursachten, denen ein Rauschen folgte. Die Einschläge waren von denen normaler Granaten nicht zu unterscheiden. (...) Mittlerweile waren die Strassen wie ausgestorben. Einzelne Uniformierte eilten scheinbar ziellos umher. Die Bevölkerung hatte sich rechtzeitig in die Keller verkrochen. Die Bewohner unseres Hauses, meist ältere Menschen, waren bei Kerzenlicht im Luftschutzraum versammelt. Ich mit meinen 16 1/2 Jahren bin einer der Jüngsten gewesen. Ohne Strom, Gas, Wasser, Telefon und ohne Radio war jeder Keller für sich so etwas wie eine einsame Insel im tobenden Meer. Gegen Mittag nahm der Gefechtslärm in den umgebenden Strassen zu und dadurch auch unsere Angst. Ein vorsichtiger Spähblick aus dem Hauseingang liess mich zutiefst erschrecken: Am Ende der Jägerstrasse, wo diese auf die Pichelsdorfer Strasse stösst, ist eine sowjetische Feldhaubitze in Stellung gebracht worden, mit der Granate um Granate in Richtung Südpark an der Heerstrasse abgefeuert wurde. Und in dieser Situation kam von den Kasernen des Infanterieregiments 67 ein ganz junger Leutnant im Laufschrift heran und überquerte die in Schusslinie befindliche Jägerstrasse. Er hielt im Laufen inne und fragte – man mag es nicht glauben – nach dem nächsten Briefkasten. Er hatte einen Briefumschlag in der Hand. Mein Vater rief zu ihm die Frage hinüber, ob er wohl ‚noch zu ret-

ten' sei angesichts der Strassenkämpfe. Der Leutnant winkte ab und rannte weiter. Mir schien, als ob er tatsächlich – vor Angst – den Verstand verloren hatte. Wir gingen zurück in den Keller, der bei Kerzenlicht gemütlich wirkte, wenn nur nicht die Angst vor dem, was noch vor uns stand, gewesen wäre. Kaum hatten wir den ersten Schrecken wegen der Kanone und des Leutnants verarbeitet, folgte ein noch viel grösserer, der mich zeitweise bis heute verfolgt. Plötzlich oben Kettenrasseln.

Mein Vater und ich eilten wieder nach oben zum Hauseingang. Von dem östlichen Ende der Brüderstrasse her rollte ein T-34 heran und setzte zum Überqueren der Pichelsdorfer Strasse an. Uns gegenüber tauchte plötzlich ein ca. 14- bis 15-jähriger Junge in HJ-Uniform auf, in der Hand eine Panzerfaust. Wir brüllten zu ihm hinüber, er solle das ‚Ding‘ sofort fallenlassen, weil das kein Spielzeug sei. Er hörte uns nicht. Sein Gesicht nahm Züge von hasserfüllter Wut und Todesverachtung an. Der Bengel hob die Waffe, zielte und drückte ab. Mein Vater und ich wurden in einer Entfernung von ca. 30 bis 40 Metern Zeugen der Vernichtung eines sowjetischen Panzers. Ein greller weisser Blitz, ein Explosionsknall, und in Sekundenschnelle geriet der Panzer mit einer schwarzen Qualmwolke in Brand. Die Turmluke öffnete sich, und drei oder vier Soldaten stürzten in ihren Wattlejacken als brennende Fackeln auf das Strassenpflaster. Wir standen wie gelähmt da, unfähig zu handeln, ebenso durch den Beschuss daran gehindert. Das Panzerwrack brannte vor einem Bäckerladen an der Ecke Brüderstrasse/Pichelsdorfer Strasse aus.

In Verbindung mit diesem Erlebnis wird mir immer in ganz besonderer Erinnerung bleiben, als einige Tage später, noch vor dem 8.5.1945, ein Hauptmann der Sowjetarmee in der Tür jenes drei Stufen höher als der Bürgersteig gelegenen Bäckerladens noch warme Brote, die der Bäcker auf Befehl der Russen backen musste, an die unten stehenden hungrigen Menschen verteilte. Dieses Bild prägte sich mir angesichts des vor dem Schaufenster ausgebrannten Panzers (die Reste der verbrannten Soldaten waren inzwischen beseitigt worden) für immer ein.

Zurück zum 27.4.1945. Eine direkte Konfrontation mit sowjetischen Soldaten stand aber noch immer aus. Ich verkroch mich in ein zweistöckiges Bett, das sich im Keller befand, und deckte mich bis oben hin zu. Es

dauerte nicht lange, da hörte man schwere Stiefel die Treppe herunterpoltern. Herein kam ein russischer Soldat; kleiner als ich, mit kindlichem Gesicht wie das meine, sicher nicht viel älter als ich. Er hatte sein Schnellfeuergewehr im Anschlag, ging zielsicher auf mein Lager zu, riss die Decke beiseite und brüllte mich an: ‚Du deutscher Soldat! ‘ Die Frauen im Keller schrien auf, umringten ihn und versuchten, ihm zu erklären, dass ich noch ein Kind sei. Er liess sein Gewehr sinken und von mir ab. Vielleicht dachte er gerade an seine Mutter im fernen Riesenreich Sowjetunion. Er sah sich im Keller um. Trotz des dämmrigen Kerzenlichts erkannte er in der Westentasche eines alten Bankpensionärs die goldene Kette einer Taschenuhr. Der Russe nahm sie ihm einfach aus der Tasche, ohne auch nur einen Ton zu sagen. Unser Pensionär war fassungslos. Ich höre ihn noch heute sagen: ‚Aber Jungchen, das kannst du doch nicht machen, das gehört sich nichts natürlich ohne Erfolg. Aus dem anderen Teil des Kellers hörte man es rumoren. Ein Kamerad unseres ‚Uhrenspezialisten‘ hatte einen Keller aufgebrochen und statt des gesuchten Alkohols (wir hatten alle Spirituosen vorsorglich versteckt) nur Gläser mit eingeweckten Kirschen gefunden. Aber die haben ihm trotzdem geschmeckt. Das Einweckglas war leer. Das Ganze spielte sich in nicht mehr als fünf Minuten ab.›

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Werner Thomas vom 16.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Auch bei Hertha von Gebhardt (s. o.) in Wilmersdorf trafen am 27. April die ersten sowjetischen Soldaten im Keller ein. In ihr Tagebuch schrieb die Schriftstellerin:

«27. April 1945. Freitag. Früh 5 bis 6 Uhr Panzerkämpfe. Die Soldaten, einzelne Volkssturmlaute, die man uns in die Hauseingänge gestellt hatte und die unsere Männer tagelang mit Schnaps zu bestechen versuchten, dass sie weitergingen, sind Gott sei Dank weg. Sie waren von der pflichttreuen Sorte, nahmen zwar den Schnaps, wollten aber doch schiessen, wenn es notwendig würde. Es hätte nur eins gegeben: sie entweder ganz

betrunken oder kaltzumachen, und dazu waren unsere Männer nicht bereit. Ich bin froh, dass es dazu nicht mehr gekommen ist. Was hätte man auf sich laden müssen, um das Haus mit allen Insassen zu retten! Wohin ist es mit uns gekommen, dass wir auch nur in Gedanken schon deutsche Soldaten ermorden, um das Leben der Kellergemeinschaft zu retten! (...)

Mittags. (...) Plötzlich in den totenstill gewordenen Strassen Knallen wie von Peitschenhieben. Es sind Flintenschüsse, wie uns sofort klar wird. Auch Maschinenpistolen hört man knattern. Parole wird ausgegeben: absolutes Schweigen. Vielleicht entdeckt man uns im Keller dann nicht. Das Herz klopft. Die Russen sind also da. Groteske: Die zitternden Weiber, die sich eben noch in den Haaren hatten, umarmen und küssen sich. Die Russen sind da! Man muss sich doch vertragen! Frau B., die mit uns bisher kaum ein Wort gesprochen hat, seit einer Szene, die sie uns vor Wochen einmal im Keller machte, kommt plötzlich und küsst mich zwar nicht, aber sie bietet mir eine Zigarette an. Jeder bewaffnet sich mit einem weissen Tuch, Handtuch, Taschentuch, zum Zeichen der Unterwerfung.

Natürlich haben sie den Keller doch gefunden. Ein grosser, sachlich und ruhig kontrollierender Soldat kommt vom Nebenkeller herüber, fragt nach Soldaten und Waffen. Geht. Das weisse Tuch empfinde ich nicht als demütigend, aber das Händehochheben. Er winkte im Übrigen ab, es scheint nicht einmal erforderlich. Wenig später ein zweiter Soldat, sucht ebenfalls nach ‚deutsche Soldat‘. Fragte nach ‚Uhra‘, suchte aber nicht eigens nach solchen. Wodka wollte er haben, wir machten ihm klar, dass wir nichts mehr hätten, da gab er sich zufrieden.

Was spielt sich über unseren Köpfen ab? Das Feuer rückt weiter, die Bomben fallen nun bei uns nicht mehr. Aber wo wird eigentlich gekämpft? Es heisst, am Bahnhof Schmargendorf, es heisst, schon weiter Richtung Fehrbelliner Platz. Gerücht über Gerücht. Wer bringt es eigentlich mit? Wer steigt denn schon noch aus dem Keller ans Licht? An die Pumpe wagen sich die Frauen langsam wieder. Einige Russen haben ihnen beim Pumpen geholfen. Mehr wissen wir nicht, sitzen ohne jede authentische Nachricht, wanken – grünelb im Gesicht – herum, eine Art Kelleraseln geworden.

Abends zwei Soldaten, die bei der Bardame alles durchwühlen und sie schliesslich für zehn Minuten mit hinaus nehmen ... Wenig später trifft es Frau K. Ich dränge Renate bei jeder neuen Kellerdurchsuchung hinter mich, sie stopft sämtliches Haar unter ihre Baskenmütze und macht ein Gesicht wie eine Halbidiotin – ich würde mich auch eher vor ihr fürchten als sie reizvoll finden. Aber ich kann jedes Mal kaum atmen vor Angst, dass sie es trifft. Das als Mutter mit ansehen müssen ...

28. April 1945. Sonnabend. (...) Am Nachmittag zwei betrunkene Soldaten, der eine mit Gewehr und Handgranate. Herr E. vom Nebenkeller wurde im Hof ‚zum Spass‘ an die Wand gestellt, er ging als ein zweiter Andreas Hofer, kam aber doch recht grün zurück. Wir wussten dies nicht, sonst hätte uns das Spiel, das mit uns gespielt werden sollte, nicht so aufgeregt. Wir wurden sämtlich im Kreise hingesezt, und der Soldat mit Gewehr und Handgranate hielt uns erst seine politische Rede: ‚Deutsche Soldat – Moskau – kucken, kucken! Russische Soldat – Berlin – so!‘ (Bewegung des Umfassens.) Dann erklärte er, dass er uns nun alle erschiessen werde oder aber die Handgranate unter uns werfen. Zunächst verlangte er Zigaretten. So etwa anderthalb entsetzliche Stunden lang spielte er dieses Katz-und-Maus-Spiel mit naiver Grausamkeit. (...) Ich sass neben dem Soldaten, der durchdringend nach Schnaps roch. Völlig gefasst, in der nächsten Minute zu sterben, versuchten wir – sämtlich mit verzerrten Gesichtern – freundliche, ablenkende Konversation, auf die der Mann auch zeitweilig einging, bis es ihm dann wieder einfiel, zu versichern, nun müssten wir sterben. Die Kerze war am Verlöschen, wir wurden sehr unruhig, der Soldat vielleicht am meisten – dunkel durfte es keinesfalls werden. Ich war die nächste am Kellergang, um meine Kerze zu holen. Natürlich fand ich sie nicht, musste die Taschenlampe benutzen, der Soldat hinter mir her; kaum hörte er das Schnarren des Dynamos, als er ihn auch schon weggenommen hat. Ich sage verzweifelt: ‚Kaputt, kaputt!‘ Aber das rührt ihn nicht. Mir ist, als habe man mir ein Auge genommen. Ich kann mich im Keller ja nun überhaupt nicht mehr zurechtfinden, taste wie blind herum. Gleichzeitig sage ich mir, wie dumm, sich zu grämen, in der nächsten Se-

kunde bist du ja doch tot. Dann haben wir also wieder helleres Licht, die Situation wird irgendwie gemütlicher, der Kamerad kommt zurück und hockt sich nieder, es erweist sich, dass Frau K. mit ihrem Tschechisch sich mit ihm verständigen kann. Eine halbe Stunde macht sie aufs Charmanteste mit ihm Konversation, wir flehen sie an: Weiter, weiter! Irgendwas reden! Das Ende ist, dass er sie mitnimmt. Wir anderen sind gerettet.

Jemand ist zur nahen Kommandantur gelaufen und hat Beschwerde geführt. Ein Offizier kommt, erwischt den Mann, der eben Frau K. zurückgebracht hat, fragt sie: War es der? Der Mann ist zu Tode erschrocken, er weiss, es kann nunmehr ihn das Leben kosten. Frau K., ohne mit der Wimper zu zucken, sagt: Nein, der war es nicht. Er hat vielleicht auch Frau und Kind zu Hause, meint sie nachher, soll ich ihn da ums Leben bringen? (...)

Den ganzen Tag über hatten wir Besprechungen, Versammlungen, Beratungen, Männer allein, Frauen allein, Männer und Frauen zusammen. Die Heisssporne, nämlich B. und E., erklären, dies nicht mehr ertragen zu können, sie werden sich schützend vor ihre Frauen stellen, sie können das doch nicht mit ansehen. S. versucht, ihnen klarzumachen, dass diese Haltung bedeutet, uns samt und sonders, Frauen und Kinder, dem Tode zu überliefern. Die Frauen müssen feierlich erklären, dass sie nicht beschützt werden wollen, sondern dass jede Einzelne sich opfern wird, um der Gemeinschaft willen. Worauf S. sich das Männer-Ehrenwort der Heisssporne geben lässt, nichts zu unternehmen. Alle alten Ehrbegriffe ad absurdum geführt - und doch Handschlag mit altem Männer-Ehrenwort. Hauptsache, dass die Ehrbewussten sich wieder ehrenhaft fühlen dürfen. Ein Handschlag stärkt. Szene, die Zuckmayer hätte schreiben müssen.

29. April 1945. Sonntag. Ich habe es gewagt und mich ausgezogen und von Kopf bis Fuss gewaschen. Himmlische Wohltat. Bomben fallen nicht mehr, aber jeden Augenblick können Russen kommen. Trotzdem konnte ich es nicht mehr aushalten und wurde auch fertig, bis der nächste Russe erschien. Sie kommen, einer nach dem andern, teils nur neugierig, teils um sich nach Frauen umzusehen, teils aus Langeweile und Unterhaltungsbedürfnis. Nehmen Kinder auf den Schoss, radebrechen, wollen unterhalten

sein. Den ganzen Tag verfolgt uns die Angst vor der Nacht. Wir haben auf meinen Vorschlag einen Wachdienst eingerichtet. Je zwei Stunden in der Nacht wachen zwei von uns. Sobald sie einen Russen kommen hören, rufen sie laut: Hallo, ist da jemand? Der Ruf pflanzt sich als Signal weiter in den Nebenkeller, alles steht aus den Betten auf, und vom Ende des Nebenkellers aus wird ein nebenan wohnender Offizier geholt, der sich freundlicherweise bereit erklärt hat, einzuschreiten, zu welcher Nachtzeit auch immer.

30. April 1945. Montag. (...) Wir haben weisse Fahnen rausgehängt. Das Zeichen der Unterwerfung. Der erste Befehl des russischen Stadtkommandanten steht, ein Dokument von vielen Punkten, am Breitenbachplatz angeschlagen. Wir gingen mit S. hin, um ihn selbst zu lesen. Erster Ausgang nach dem tagelangen Kellerdasein. Das Licht blendet, man geht wie nach langer Krankheit. Bombentrichter, Bombentrichter, umgestürzte Bäume auf dem Wege. Ein Russe ohne Kopf im Grase liegend. Noch nicht beerdigt! Allenthalben Telefondrähte knapp über die Strasse gespannt, ich muss unendlich achtgeben. An der Litfasssäule Menschauflauf. Einer liest vor. Die Befehle allesamt klar und sehr loyal.

Auf dem Rückweg werden wir angehalten: ‚Frau! Frau!‘ Müssen uns von den Anlagen Pappelzweige reissen, sie als Besen benutzen und den Breitenbachplatz sauber fegen. Dies geht so eine halbe Stunde, dann dürfen wir nach Hause gehen. Wer sich weiter von zu Hause weg wagt, wird überall zu Arbeiten herangezogen. Panzersperren abbauen, Schutt entfernen usw. Oft stundenlang.

Die Plünderung der Geschäfte hat eingesetzt. Es plündern keineswegs die Russen – vielleicht diese da und dort auch –, sondern im Wesentlichen die Volksgenossen. Unbeschreibliche Szenen überall da, wo noch Ware vorhanden ist. Die Weiber schlagen sich, kratzen sich, begiessen sich mit Öl, beschmieren sich mit Marmelade, verschütten gutes Mehl, gute Nährmittel, schleppen, wo sie können, zentnerweise alles weg. Widerlich. Es werden kleine Lädchen geplündert, wie das von Frl. Sander mit ihren paar Büstenhaltern und Nähröllchen. Das Inventar der Läden geht mit. Es ist kein Halten mehr.

Bei Hefter am Breitenbachplatz waren Russen, riefen Frau E. hinein, der eine nahm sie gleich mit in den Keller und schenkte ihr dann zum Dank grosszügig den ganzen Laden. Allzu viel war nicht mehr drin, aber sie kam angejagt: ‚Kinder, einer setzt mir Wasser aufs Feuer, alle andern erst mal mitkommen! ‘ Wir wussten gar nicht, was los war, dann stellte sich’s heraus. Wir schleppten eine grosse Rinderkeule ab, eine Riesenschüssel Marmelade, diverse Nahrungsmittel. Endlich wird beschlossen, Gemeinschaftsküche zu machen. Frau P. wird kochen, jeder gibt zum Fleisch, was er hat, Nudeln, Fett usw. Die Keule ergibt zwei herrliche Mahlzeiten. Riesenknochen zum Auskochen. Wir konnten sie nur zu zweit tragen. Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen, dass ich einmal mit einer Rinderkeule auf der Schulter vom Breitenbach- zum Rüdeshheimer Platz marschieren würde, die nichts gekostet hat, bloss die dreimalige Bereitschaft einer Frau zum Beischlaf. (...)

T. kam bei uns vorbei, grosser Jubel und Umarmung. Sie und F. trugen nicht nur die weisse Armbinde wie wir, sondern rot und weiss. Jeder begegnende Russe tippte darauf: ‚Gutt! T.’s Villa Russenlager für 40 bis 50 Mann gewesen. Persönlich nur Nettos erhalten, Brot geschenkt erhalten usw. Aber das Haus in unsäglich verschmutztem Zustand. Ein Häufchen unter jedem Kissen, Tischtücher als Klosettpapier benutzt etc. (...)

Neue Russen-Feldlager überall um uns her. Schweine werden im Laubland geschlachtet, Wagen auf Wagen sausen vorbei, so viel Autohupen und Pferdegetrappel hat Wilmersdorf nie gehört. Lange Kolonnen von Flüchtlingen dazwischen, mit Wägelchen voll Habe oder ein paar Bündel - Vertriebene von der Wilhelmsaue. Auch T. wurde gewarnt: Gegenangriffe der Deutschen bevorstehend, lieber das Haus verlassen und weiter weg ziehen. Tatsächlich haben wir deutsche Fliegerangriffe erlebt, es war seltsam, als plötzlich ein verschreckter russischer Soldat im Keller auftauchte, nicht um uns etwas anzuhaben, sondern um bei uns Schutz zu suchen.»

(Quelle: a. a. O.)

Mancherorts kämpften deutsche Soldaten weiter, obwohl sich die Zivilbevölkerung schon ergeben hatte. Als 10-jähriger Junge hätte Eberhard Bergmann solchen Fanatismus beinahe mit dem Leben bezahlen müssen. Auch noch fast 50 Jahre später kann der ehemalige Redakteur der «Morgenpost» Spuren des Dramas erkennen:

«Erst kam die Detonation. So dicht wie im ganzen Bombenkrieg nicht. Dann durchzog ein beissender Gestank von Sprengstoff und Betonstaub den Bunker in der Steglitzer Gravelottestrasse. Die zusammengekauerten Menschen in den engen Schlafkabinen mit Doppelstockbetten und den etwas grösseren Schutzräumen duckten sich noch tiefer zusammen und warteten auf den nächsten Einschlag. Doch es bleibt still. Dann hören die verängstigten Menschen die ersten rauen Rufe. Sowjetische Soldaten ergossen sich in die Gänge: ‚Dawai, raus, raus!‘ Es bleibt beim Drohen und Rufen. Keine Kolbenschläge, kein Schubsen. Die Kommandos waren deutlich genug. Hunderte Menschen, Kinder, Frauen, ein paar ältere Männer, zwei, drei Jüngere, alle kriegsversehrt, hasteten zu den beiden Bunkerausgängen. Vor der zur Gravelottestrasse zugewandten Bunkerwand wurden sie alle zusammengetrieben. Die Russen richteten ihre Maschinenpistolen auf die verängstigte Menge, die – vom hellen Tageslicht geblendet – aneinandergedrängt stand. Plötzlich setzte aus den Fenstern des nahegelegenen Birkbuschgartens Infanteriefeuer ein. Einschläge auf der Strasse, dem heute asphaltierten Wendekreis. Sand spritzte hoch, die Soldaten drängen sich an ihre Gefangenen in den toten Schusswinkel. Einige heben ihre Waffen und erwidern das Feuer. Die ausgeworfenen Patronenhülsen prasseln auf die Menschen. Dann ebbt das Feuer ab. Plötzlich hören die Bunkermenschen eine Frauenstimme, die russisch spricht. Laut, eindringlich, von einer Männerstimme mehrmals unterbrochen. Erst später erfahren die Bunkerinsassen, wem sie ihr Leben verdanken: Maria Klaffki, Eigentümerin des Birkbuschgartens und russischer Herkunft.

Ein schon bekanntes Wort wurde plötzlich gerufen: ‚Dawai, weg nach Haus!‘ Die Bunkermenschen stoben in alle Richtungen davon, vorbei an mehreren toten Sowjetsoldaten. Zu den Häusern des Beamtenblocks Gra-

velottestrasse 1 bis 7 mussten die Menschen fast über vier gefallene Volksturmänner steigen, die vor der Einmündung des Parkweges lagen. Im Weiterhasten sah man in der Klingsorstrasse an der Ecke Barsekowstrasse einen Panzer stehen, die Kanone in Richtung Bunker geschwenkt. Dann war Haus Gravelottestrasse 7 erreicht. Menschen drängten ins Haus, auch Nachbarn, die Häuser weiter wohnten. Bloss erst einmal von der Strasse weg, denn überall fielen noch Schüsse, etwas entfernt grollte Artillerie.

Dem Panzerschuss durch die Bunkerwand war ein anderes Ereignis vorangegangen. Beim Bunkerwart, Herrn Damm, einem armamputierten Kriegsinvaliden, waren unvermutet vier, fünf russische Soldaten aufgetaucht. Er machte ihnen irgendwie klar, dass nur Zivilisten, und noch dazu hauptsächlich Frauen und Kinder, im Bunker Schutz gefunden hatten. Die Soldaten gingen schnell durch die Gänge, blickten in einzelne Kabinen und liefen wortlos weiter. Dann befahlen sie dem Bunkerwart, eine weisse Fahne am Eingang zu befestigen. Das tat Herr Damm. Bald darauf kletterten deutsche Soldaten von der verdeckten Schmalseite am Birkenbuschgarten auf das Bunkerdach, verschanzten sich hinter den Luftschächten und eröffneten das Feuer auf eine Gruppe russischer Soldaten, die sich arglos und ungedeckt dem Bunker von der Barsekowstrasse her näherte.

Im Innern des Bunkers war davon kaum etwas zu hören. Die Russen zogen sich zur Klingsorstrasse zurück und forderten Verstärkung heran. Deshalb kam der Panzer angerollt und feuerte einen Schuss auf den Bunker ab. Die Granate traf unweit des Eingangs den dort dünnsten Bereich der Wände. Deshalb durchschlug die Granate auch die Mauer und hinterliess ein beachtliches Loch, das später notdürftig zugemauert wurde und noch heute zu sehen ist, wengleich kleine Bäume und Büsche den Bunker schon nahezu verdecken.»

(Quelle: Schriftlicher Erlebnisbericht von Eberhard Bergmann vom 30.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Im Steglitzer Wohnviertel von Herbert Böhme (s. o.) war zu dieser Zeit schon seit einigen Tagen relativer Frieden eingekehrt. Im Stadttinnern aber wurde noch gekämpft:

«*Samstag, 28.4.45.* (...) Vor drei Tagen standen noch Panzer und Sturmgeschütze vorm Haus, sodass es bei jedem Abschuss einzustürzen drohte, und heute sitzen ‚wir Jungem in Heuss' Stube, trinken Wein, essen Kurt Schmidts ‚eiserne Portiom auf und hören uns Jazzplatten an, die Otto Hess zur Verfügung gestellt hat. Wie fern scheint doch der Krieg, und wie nah ist er doch: An der Bülowstrasse soll gekämpft werden. Viel Artillerie, aber wenig motorisierte Truppen zogen heute stadteinwärts zur Front, von der man nur noch selten und sehr entferntes Schiessen wahrnimmt. Und wenn uns auch die deutschen Schlachtfieger in Ruhe lassen, so ist doch all unser Treiben unwirklich. Wenn ich in den so schönen ‚Gedenkblättern‘ von Hermann Hesse lese, scheint es mir, als wären wir noch nicht einmal reif zum Kriegserlebnis. Sollen wir für den Frieden anders werden, müssten wir dann im Kriege nicht schon anders sein?!

Sonntag, 29.4.45. (...) Mit Wasser holen, Dachziegel heranschleppen und Fenster verpappen vergeht für mich der Vormittag. Dann ein ganz sonn-tägliches Mittagessen: Wellfleisch und Schweinebraten mit Kartoffeln, Brot und Sauerkraut, dazu Weisswein und Ananas. Später rauchen die anderen eine gute Zigarre oder Zigarette, ich lege mich hin, lese ‚Der Büttnerbauer‘ von Polenz, den Hilde vor einigen Wochen mit Interesse gelesen hat, und schlafe danach bis zum Kaffee. Richtiger und wieder ganz sonn-täglich: Bohnenkaffee mit Büchsenmilch und Zwieback. Am Abend hören wir auf Schallplatten Schubert, Haydn und Mozart.

Was aber liegt dazwischen! Bei Elsbeth, die ich gegen Abend in der Baselerstrasse besuche, dasselbe Elend wie allerwärts: Vergewaltigungen. Sie selbst ist verschont geblieben. Eine Ärztin aus unserer Nachbarschaft hatte dasselbe und von Frauen berichtet, die sich, um allem zu entgehen, erhängt haben. Möge man sich doch an den Nazis ‚rächen, nicht aber an Frauen, besonders nicht an Frauen, die selbst, oder deren Männer, wie bei Elsbeth, immer aktiv gegen die Nazis gearbeitet haben und noch heute –

als ehemalige KZ-Häftlinge in die SS gepresst - ihr Leben an der Front hinopfern müssen. (...)»

Herbert Böhme machte sich von Steglitz aus auf den Weg nach Wilmersdorf, um dort einen wichtigen Kontakt aufzunehmen:

«Montag, 30.4.45. (...) In der Altensteinstrasse einige Häuser, die unter dem Schutz der Schweizer oder Schwedischen Gesandtschaft stehen, aber genauso zerstört sind wie viele andere. In der Englerallee, durch die sich der Heerstrom weiter ergossen hat, tote Pferde mit aufgeblähten und geplatzten Leibern. Im Botanischen Garten wüste Zerstörungen. Auf dem Südwestkorso viel motorisierte Artillerie, Stalinorgeln und Panzer. (...) Ich komme noch über den Brabanterplatz und in die menschenleere Rudolstädter Strasse, die sich längs der S-Bahn zwischen Schmargendorf und Hohenzollerndamm und - wie ich zu spät bemerke - zwischen den Fronten hinzieht bis zur Kalischerstrasse. Dort werde ich plötzlich von Soldaten angerufen, die in ihrem Räuberzivil erst mit Mühe als deutsche Volkssturmmänner zu erkennen sind, und gefragt, was und wohin ich mit der weissen Binde am Arm wolle. Eine sehr peinliche Situation, bis das Misstrauen gegen mich gewichen ist. Ob ich bis zur Paulsbornerstrasse durchkomme, wissen sie auch nicht, nur so viel, dass etwa 500 Meter weiter schon wieder die Russen stünden. Und in einer solchen aussichtslosen Lage kämpfen diese Verblendeten weiter, nein, warten auf den Tod! Ich gebe daraufhin mein Vorhaben auf und ziehe mich, vorbei an anderen in Schützengräbern hockenden Volkssturmmännern, vorbei auch an einem jungen deutschen Luftwaffensoldaten, der tot im Grase liegt, in ein - wie die Bewohner berichten - von der SS zerstörtes Haus zurück. Von dort komme ich schliesslich über die Schmargendorfer Bahnhofsbrücke, wo man dem heftigsten Beschuss von beiden Seiten ausgesetzt ist, bis zur Stenzeistrasse und in ein Viertel, wo es so ist wie bei uns vor fünf Tagen. Über Charlottenburg, Hohenzollerndamm, Fehrbelliner Platz und Wilhelmstraße hängen mächtige Rauchwolken. Von dort kommen auch dau-

ernd Flüchtlinge. Ungeachtet alles dessen spielen schon wieder die Kinder, stehen schon wieder Frauen nach Lebensmitteln an und kommen die Russen aus leeren Häusern mit grossen Koffern und Rädern, auf denen sie, die Maschinenpistole umgehängt, vergnügt dahinfahren. Nach zwei Stunden bin ich zurück.

Heuss geht zu Bauer, der noch Nachrichten vom englischen Funk erhält, und kommt mit Neuigkeiten zurück: Himmler hat den Westmächten die Kapitulation angeboten, Mussolini wurde von italienischen Antifaschisten erschossen, die Po-Armee ist eingeschlossen, München von den Amerikanern besetzt. (...)»

(Quelle: a. a. O.)

Willi Diedrich (s. o.), der am 21. April im Osten Berlins bei Kämpfen verwundet worden war, wurde in einem Verbandsplatzbunker provisorisch versorgt und dann ins Lazarett im Zoobunker transportiert, wo er die letzten Apriltage erlebte:

«Ich wurde in einen ‚Sankra‘, einen Sanitätskraftwagen, verfrachtet, der mich ins nächste Lazarett bringen sollte. Als der aus dem Bunker herausfahren wollte, lag der Ausgang des Bunkers unter dem Feuer von russischen Schlachtfliegern. Der Fahrer machte wohl eine halbe Stunde lang dauernd Versuche, aus dem Bunkertor herauszufahren, und schliesslich erwischte er auch einen Augenblick, als die Schlachtflieger mal gerade ein anderes Ziel anvisierten. Wir rasten also hinaus, und der Fahrer suchte für uns Verwundete ein Krankenhaus. Erst fanden wir kaum eine noch nicht gesprengte Brücke über die Spree, dann wurde er in jedem Krankenhaus, das er anfuhr, abgewiesen, sie waren alle voll belegt und hatten keinen Platz mehr frei. So fuhren wir lange, sicher mehrere Stunden, durch das zerbombte Berlin, bis wir schliesslich in den grossen Flakturm am Zoologischen Garten einfahren durften. Während wir uns dem Bunker näherten, donnerten unaufhörlich die auf seinen Turmplattformen montierten acht Flakgeschütze vom Kaliber 12,8 cm, und als wir durch das grosse Ein-

fahrtstor führen, unter mehreren Metern Stahlbeton, fühlten wir Schwerverwundete uns plötzlich absolut in Sicherheit.

Täglich kam ein Angestellter der im Bunker auch untergebrachten Rundfunkdienststelle und gab uns die jeweils aktuellen Informationen zum Kampfgeschehen draussen, während der Schlachtenlärm selbst noch kaum die meterdicken Stahlbetonwände durchdrang; wir hörten natürlich das Feuer der schweren Turmgeschütze, die jetzt bei Tag und Nacht schossen. Dass die Rote Armee indessen mehr und mehr vordrang, merkten wir an den Berichten der jeweils zuletzt ins Lazarett eingelieferten Schwerverwundeten. Neben meinem Bett lag ein Leutnant des Wachregiments ‚Grossdeutschland‘, der mit zerschmettertem Ellenbogen angebracht wurde und grosse Schmerzen litt. Er war in Moabit im Häuserkampf verwundet worden und gab mir eine klare Schilderung der Lage im Nordwesten Berlins. So ähnlich musste es ja wohl überall aussehen. Wie immer im Kriege in Krisenlagen jagten sich natürlich die Gerüchte, die der offiziellen Informationspolitik weit vorauseilten in schwärzestem Pessimismus oder wahre Wunder voraussagten, was die Entlastungs- und Entsatzangriffe der von Norden und Südwesten auf Berlin angesetzten ‚Armeen‘ erreichen würden. Dabei spielten die Armee Wenck und die Gruppe des SS-Generals Steiner die Hauptrolle. Einige gaben sich wohlinformiert und ‚wussten‘, dass sich demnächst Amerikaner und Briten auch über die Elbe hinweg auf Berlin in Marsch setzen würden. Es mag sonderbar klingen, aber wir schwankten in unseren Gefühlen demzufolge zwischen völliger Resignation und doch auch wieder aufkommendem Optimismus hin und her.

Obwohl die grossen Bunkerventilatoren pausenlos mit lautem Rauschen liefen, wurde die Luft zunehmend schlechter und stickiger. Ich selbst bekam täglich dreimal Morphiumspritzen, um einigermaßen atmen zu können, und bat schliesslich, diese Spritzen abzusetzen, weil ich langsam Sorge hatte, mich zu sehr daran zu gewöhnen. In unseren Gesprächen von Bett zu Bett fragten wir uns immer mehr nach dem Sinn, der hinter diesem schrecklichen Geschehen um uns herum walten möchte. Was hatte unser Einsatz in dieser letzten Schlacht dieses Krieges noch für

eine Wirkung gehabt, ausser vielleicht der, dass die Zivilbevölkerung unmittelbar jetzt Teil des furchtbaren Schlachtfeldes geworden war, das einmal des Deutschen Reiches Hauptstadt gewesen war?

Etwa am 29. oder 30. April drangen die sowjetischen Panzerspitzen direkt bis zum Zoobunker vor und begannen, die Tore und Fensterluken des Kampfbunkers und des benachbarten Feuerleit-Bunkers unter gezieltes Feuer zu nehmen. Auf eigentlichen Erdkampf waren die beiden Bunker nicht eingerichtet, und die Panzer befanden sich unmittelbar vor dem Bunker auch im ,toten Winkeh der schweren Flakgeschütze auf der Turmplattform, sodass man den Angreifern nicht viel entgegensetzen konnte. In dieser Lage forderten die sowjetischen Kommandeure den Bunker zur Kapitulation auf. Der Bunkerkommandant lehnte klar ab. Im Falle der Übergabe wäre eine der letzten artilleristischen Hauptpositionen der Verteidiger des Stadtzentrums ausgefallen. Darauf drohten die Sowjets, sie würden nun den Bunker mit vielen Panzern zerschliessen. Sie setzten das starke Feuer auch intensiv fort. Wenn ihre Panzergranaten auf den Beton trafen, klirrte der ganze Bunker schrecklich, und wenn sie eine Luke nach der anderen zerschossen, fiel in allen Räumen die Verputzung der Decken herunter auf unsere Betten.

Die Flak-Führung entschloss sich zum Ausbruch der noch kampffähigen Soldaten aus dem Bunker in Richtung Westen, entlang der Charlottenburger Chaussee/Bismarckstrasse. Sie wollte damit eine geordnete Übergabe des Lazaretts und der Tausenden von Zivilisten erreichen. Der Ausbruch erfolgte in zwei Gruppen: Zuerst stürmte eine Vorausabteilung hinaus (wie wir hörten, bestand sie aus lauter Offizieren), und im Abstand von (nach meiner Erinnerung) einer Stunde folgte dann mitten in der Nacht das Gros unter Führung des Flakgenerals Sydow. Es war eine eigenartige Stille im ganzen Bunker, als die grossen Tore geöffnet wurden und die Besatzung ,lautlos' austrückte, um sich den Durchbruch in den Westen zu erkämpfen.

Der Lazarettkommandant bot danach den Sowjets die Übergabe an mit dem Hinweis, nun wären nur noch Lazarettpersonal, Verwundete und Kranke und mehrere tausend Zivilisten, Alte, Frauen und Kinder im Bunker. Die Übergabe wurde für die Morgenstunden vereinbart, ich glaube,

zu sechs Uhr. Das Sanitätspersonal fing an, die noch vorhandenen Waffen einzusammeln. Mein Nachbar warf ihnen seine Pistole in bitterer Verzweiflung vor die Füße. Mein anderer Nachbar, ein SS-Unteroffizier, fragte mich, ob ‚wir uns nicht eine verplätten sollten‘! Ich hatte auch überlegt, ob der Tod von eigener Hand eine mögliche Konsequenz für mich sein konnte. Normalerweise lag mir das von jeher eher fern, aber mein Nachbar brachte mich mit seinen ja ziemlich banalen Worten zu dieser Grundfrage des Lebens und Sterbens radikal zur Entscheidung für das Leben.» (Quelle: a. a. O.)

Ein Bericht aus der Gegend um das Knie – am heutigen Ernst-Reuter-Platz – zeigt, dass dort noch heftig gekämpft wurde. Horst John war damals 23 Jahre alt. 1941 war er zur Marine-Artillerie nach Stralsund eingezogen und in Norwegen eingesetzt worden. Andere Einsätze folgten. Ende März 1945 wurde seine Einheit nach Potsdam verlegt und in den letzten Apriltagen nach Berlin geschickt. Horst John wurde am 4. Mai 1945 bei Ketzin an der Havel gefangengenommen. Über die letzten Tage vor der Kapitulation berichtet er:

«(...) Je heftiger der Schlachtlärm wurde, je tiefer die Einbrüche des Gegners in das durch den Bombenkrieg halb zerstörte Häusermeer erfolgte, desto mehr sank die Kampfmoral. Die Befehle wurden immer widerspruchsvoller und hektischer. Bald wurden wir hierhin, bald dorthin kommandiert. Der Bestand an einsatzfähigen Sturmgeschützen schmolz zusehends. Manche konnten noch repariert und wieder eingesetzt werden. Der Tross einschliesslich Werkstatt – früher kilometerweit hinter der Front – lag jetzt in der Regel ein paar Strassenecken weiter in der Nähe. (...)

Die letzten Tage vor der Kapitulation erlebte ich im Gebiet der Technischen Hochschule Berlin. Zuerst konnten wir uns in den Feuerpausen noch in der näheren Umgebung bewegen. Hin und wieder auch noch mal

in die oberen Stockwerke steigen, wo es in den halbwegs noch heilen Ausstellungsräumen manch interessante Exponate zu sehen gab. Die Leiden und Tragödien unter der Zivilbevölkerung nahmen zu. Luftschutzkeller und andere Keller waren ihnen jetzt zur ständigen Zufluchtsstätte geworden. Selbst die Notdurft wurde dort verrichtet, denn draussen lauerte der Tod. Wiederholt sprachen mich Berlinerinnen und ältere Menschen an, wie lange wir noch weiterkämpfen und den Krieg verlängern wollten. Man brächte ja auch sie in letzter Minute in Gefahr. Ich wusste keine Antwort.

Inzwischen war der Ring um unsere Verteidigungsstellungen hinter den dicken Mauern der TH immer enger geworden. Unaufhörlich prasselten die Einschläge der Artillerie, Granatwerfer, Sturmgeschütze und Panzer auf uns nieder. Auch das Feuer aus kleinkalibrigen Waffen nahm zu, sodass ausgesandte Trupps hohe Verluste hatten. Besonders am Knie, der Gegend des heutigen Ernst-Reuter-Platzes, lagen viele Tote neben ihren zusammengeschnittenen schweren Waffen. Wir kamen kaum noch aus den Gebäuden der TH heraus. In den Kellern ein einziges Durcheinander von herumhastenden oder in Kurzschlaf gesunkenen Soldaten der verschiedensten Einheiten und Dienstränge. Dazwischen Waffen, Stahlhelme, Gasmasken und Gepäckstücke aller Art. Die Keller, Gänge und Nischen waren gleichzeitig auch Verbandsplatz mit Verwundeten und Sterbenden. Und dazwischen noch Zivilisten.

Ein besonders schlimmes Ereignis steht mir heute noch vor Augen: Eine Frau umarmte einen Soldaten, der zusammengesunken in einer Ecke sass, aber eine Zeitlang schon tot war. Es war ihr Mann. Immer wieder streichelte und liebte sie ihn. Sie liess sich nicht beruhigen, und wir konnten sie nicht von ihm wegbringen. Das Chaos war allgegenwärtig. Keiner der anwesenden Offiziere hatte von sich aus den Mut zur Kapitulation, obwohl sie schon in der Luft lag, denn wir hatten schon den 30. April oder 1. Mai!»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Horst John vom 6.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Der damals 17-jährige Günther Dunsbach, geboren in St. Nikolaus im Warndt im äussersten Westen des «Grossdeutschen Reiches», hatte sich als Kriegsfreiwilliger zur Luftwaffe gemeldet. Zwei Wochen bevor die amerikanischen Truppen den Ort erreichten, in dem er 1945 bei seiner Grossmutter lebte, bekam er noch den Gestellungsbefehl. Aus dem Ausbildungsbataillon, in das er kommandiert wird, wurde in den letzten Apriltagen ein Kampfbataillon gebildet, das in Berlin eingesetzt wurde. Der Oberstudiendirektor a. D. erinnert sich:

«Am Abend des 29. April werde ich mit einer Gruppe von zehn Mann zur Englischen Strasse geschickt. Dort ist die grosse Daimler-Benz-Werkstatt. In den Ruinen eines Wohngebäudes gehen wir in Stellung. Jenseits der Mauerreste ist ein kleiner Irmenhof. Durch Löcher in der Mauer hat man einen Blick wie auf eine Theaterbühne, hinter deren Kulissen, den Mauerresten, man Stimmen hören kann, fremde Laute – Russen! Trotzdem nicke ich übermüdet ein. Morgens dann geht die Vorstellung los. Handgranaten fliegen hinüber und herüber, Russen probieren deutsche Panzerfäuste aus, laufen oben über die Brandmauer, unten über den Hof, müssen besoffen sein – bieten nur zu gute Ziele. (...) Dann ziehen sie sich zurück. Wir folgen ihnen über den Hof, in die grosse Werkstatthalle, unbehelligt. Dort stehen die grossen Vorkriegs-Nobelkutschen, die Mercedes, Maybachs, Horchs. Drüben die grossen Tore sind verhangen mit schwarzen Verdunkelungsvorhängen.

Einzelne Einschläge von Granaten auf den Sheddächern werfen immer wieder einen Segen von Glas und Stahl über uns. Kistenweise schmeissen wir Handgranaten in die Kellerluken und die Kellerrampe hinunter. Dann kommt der Chef des Haufens, ein wenig kampferfahrener Schirrmeister, auf die Idee, unten im Keller mal nachsehen zu lassen. Dazu hat er sich einen Zivilisten ausersehen, den Hausmeister, etwa sechzigjährig, im grauen Arbeitskittel. Kaum ist er die Rampe hinunter, trifft ihn ein Feuerstoss. Er kommt, den Bauch haltend, hochgewankt, legt sich hin und stirbt. Schweinerei!

Wie ziehen uns in die Halle zurück. Ich werde als Nachhut in der Nähe des grossen Tores postiert, kauern hinter einem der abgestellten Fahr-

zeuge. Bald bewegt sich der schwarze Vorhang, da steht ein Russe in der Halle, Lederjacke, Schirmmütze, Maschinenpistole unterm Arm. Offizier? Ich ziehe den Abzug durch, war eine Sekunde schneller. Jetzt aber weg. Von den anderen ist nichts mehr zu sehen. Durch die Trümmer krieche ich zu einem Lichtgraben längs der Englischen Strasse. Wie ein ersehntes Glück kommt die Dämmerung, die Hexennacht bricht an. Spähe über den Rand der Mauer und sehe keine fünfzig Meter entfernt einen T-34 stehen. Das Geschütz weist in meine Richtung, er schießt, trifft einen Erker schräg über mir, wo sich ein deutsches MG-Nest befand. Die Strasse ist voller Qualm, Staub. Ich steige raus auf die Strasse, renne rüber, springe, falle in einen tiefen Keller, Kinn aufs Knie, Helmkante über die Nase, Zunge zwischen die Zähne, technisches K. o., bin aber davongekommen, wieder einmal, krieche unter ein Stahlbeton-Treppenpodest, ruhe mich aus, doch nicht lange. Plötzlich ein Krachen über mir, ich liege unter Betontrümmern, schaue nach oben – der dunkelblaue Abendhimmel schimmert durch die betonlose Armierung, wieder Glück gehabt. Schleiche mich dann durch Keller, über Trümmerhaufen, komme an einen Kellerabgang, steige hinab und finde mich irgendwo unter Menschen, Verwundeten, Sanis. Verbandsplatz unterm Bahnhof Tiergarten. Erfahre von den Kumpels, die dort liegen: Der Führer ist gefallen, heute Nachmittag, im Kampf, mit der Waffe in der Hand. Nehme das emotionslos zur Kenntnis. Einer meint: ‚Der hat sich erschossen*, der wusste es besser! Oder vergiftet? Auch egal!

Mit einem anderen Gehfähigen werde ich dann losgeschickt zum nächsten Kriegslazarett, ins Hotel Adlon. Was ist das, wo ist das? Wir ziehen beide los in die Mondnacht, über die ‚Ost-West-Achse*, Siegesallee, durch den Tiergarten, an der Siegessäule vorbei. Wissen nicht, dass in geringer Entfernung links und rechts die Russen liegen. Erschöpft. Man lässt uns gehen. Es ist relativ ruhig auf unserem Weg, nur ab und zu ein Granateinschlag. Der Tiergarten ist verwüstet. ‚Zahnstocher-Mondlandschaft‘, überall liegen geleerte Versorgungsbehälter, von Flugzeugen abgeworfen, Fallschirmseide, Kapitulationszeichen ... Leichtentücher! Der Mond scheint gespenstisch durch die Rauchschwaden, Brandgeruch, Hexennacht...

Das Brandenburger Tor türmt sich vor mir auf, einst Zeichen des Sieges, Symbol für Preussens Gloria ... Beim Näherkommen ein Heulen und Krachen, Hinwerfen, ein Steinschauer über mich, eine Granate war in den Architrav gefahren, nicht die erste und einzige. Das mächtige Tor ist schwer mitgenommen, seine Werksteine und oben die Quadriga sind schwer beschädigt. (...) Schleiche über den Pariser Platz, auf dem noch und noch zerstörte Fahrzeuge herumliegen, und finde hinter einer Splitter-schutzwand den Eingang ins Adlon. Die Eingangshalle grossartig, wenn auch nur schummrig beleuchtet, nie so was gesehen, ausser im deutschen Ausstattungsfilm, ‚Reichs-Nobelherberge‘! Matratzen dicht an dicht auf dem Marmorfussboden und Tragen, darauf Schwerverwundete, Bauchschüsse, Kopfschüsse, Amputierte, dazwischen Ärzte, Sanis, Schwestern. Auch Unverwundete in Uniform, hohe Chargen, Leibärzte sagt man, Waffen-SS-Offiziere, gehen umher. Viele mit dem Ärmelstreifen ‚Nordland‘, ‚Wallonie‘, ‚Charlemagne‘. (...) Ich sinke auf eine Polsterbank und schlafe gleich ein. (...)

In der Nacht vom 1. zum 2. Mai noch starker Kampflärm draussen. Ausbruchsversuche der ‚Reichsführung‘. In der frühen Morgenstunde dann unheimliche Stille, die Waffen ruhen, der Krieg ist hier zu Ende, gleich werden die Sieger auch hier erscheinen. Die eben noch herumlaufenden hohen Offiziere, manche sind gerade erst hier erschienen – man sagt, die wären aus dem Bunker der Reichskanzlei hergekommen –, tragen jetzt Ärztekittel, Stethoskop um den Hals, Rezeptblock in der Hand. Mimikry, Tarnung, Versteckspiel, die Landser nennen berühmte Namen, kann mich nicht mehr erinnern, dann sind sie verschwunden, noch in letzter Minute abgetaucht in die Berliner ‚Unterwelt‘. Gegen Morgen erscheinen zwei, drei Gestalten, Pistole in jeder Hand, Maschinenpistole im Anschlag, fuchteln herum: ‚Gde Gitler??‘, ‚Woina kaput‘, ‚Skora damoi‘ und ‚Uri jest?‘, einer befiehlt: ‚Idi suda!‘ Mann für Mann wird durchsucht. (...) Weitere strömen nach und nach herein. Auch ein junger, grossgewachsener Unterleutnant mit kess aufgesetzter Kosakenmütze, in Begleitung einer hübschen, blonden Soldatin ... Beide schreiten die breite Treppe empor. Dort auf dem Podest steht ein Konzertflügel.

Sie setzen sich dran und spielen vierhändig, Strauss, Bach, Mozart glaube ich, ich kann das jedenfalls nicht. ‚Nix kultura?‘ Untermenschen? Jetzt habe ich keine Angst mehr. (...)

Dann können wir uns im Hause bewegen, die, die dazu körperlich in der Lage sind. Ich schreite die breite, vornehme Treppe empor zur ersten Etage, breite Flure, mahagonigetäfelt, ebensolche Schreibtische an den Wänden, ausgelegt mit schweren Teppichen, Kristallleuchter, Bronzebeschläge, Gemälde und Skulpturen. Überall auf dem Boden liegen Matratzen herum, gebrauchte Wäsche, Binden, blutverschmiert. Am Ende des Flurs betrete ich ehrfurchtsvoll, staunend ein Zimmer, eine Suite, ‚Zimmerpreis 25 Mark‘ lese ich auf der Tafel zwischen den beiden schweren Eingangstüren. Sehe mich um. Dort geht es in das Badezimmer, alles Marmor und vergoldete Armaturen. Riesen-Kristallspiegel. Und dort geht es nach draussen; eine Balkontür, von schweren Vorhängen eingefasst, steht offen, die weissen Gardinen wehen hinein. Ich trete auf den Eckbalkon und sehe ein weltbekanntes Bild vor mir: das Brandenburger Tor. Riesenhaft steht dieses Symbol preussisch-deutschen Siegens da im Frühlicht, dunstverhangen. Es schaudert mich. (...)

Zu unseren Füßen, Unter den Linden, wogt es auf und ab. Sieger, zu Fuss und auf Fahrzeugen, motorisierte und bespannte, Sowjetmensen, geschorene Schädel, hochgeworfene Mützen, schmutzigbraune Kittel, abgewetzte Stiefel, Arbeiter- und Bauerngestalten, jubelnd, johlend, singend, lachend, sie umarmen sich. Ziegen, Kühe, angebunden an Panjewagen, die Muschiks liegen darauf in der Strohschütte. (...) Unten im Adlon steigen junge russische Soldaten in den Keller ein. Wittern Alkoholisches, Berauschendes, Weibliches, finden Kostbares, Flaschen mit teuren Weinen, von Strohüllen geschützt. Die fangen Feuer. Versehen oder Absicht? Qualm, Rauch steigt hoch, der Keller, die Halle sind bald davon erfüllt. Die Behandlungsräume im Keller und in der Halle werden geräumt, die Verwundeten in den ersten Stock geschleppt. Doch auch dorthin steigt nach gewisser Zeit der Rauch. Die Sieger lassen unsere Löschversuche nicht zu, das wenige Wasser im Leitungsnetz wird vielleicht anderweitig ge-

braucht. Also, runter wieder mit den Verwundeten und nach draussen auf den Grünstreifen unter die Linden ... Stöhnend, schreiend, wimmernd, sterbend liegen sie nun da auf der Prachtstrasse. (...)»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Günther Dunsbach, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Ganz in der Nähe vom Hotel Adlon, aber wie in einer anderen Welt, erlebte Rochus Misch die letzten Apriltage: Er war Telefonist im persönlichen Stab Adolf Hitlers und sass bis zuletzt in der Telefonzentrale des Tiefbunkers unter der Reichskanzlei (dem sogenannten «Führerbunker»). Vollwaise seit kurz nach seiner Geburt im Jahr 1917, wird er aufgrund einer Order Hitlers, nach der der letzte hinterbliebene Sohn einer Familie nicht zum Fronteinsatz kommen sollte, nach Berlin in die Reichskanzlei beordert. Wenige Meter von ihm beging Hitler am 30. April Selbstmord:

«In den letzten Tagen, da ging vieles durcheinander. Meldungen hin, Meldungen her. Ich hab den General Busse noch abgehört, wie er mit General Burgdorf telefonierte, sich auch verabschiedet hat, er möchte seine Frau grüssen, so in dieser Form. Als Telefonisten konnten wir alles mithören, wenn wir wollten, das haben wir zum Teil auch. Anrufe gab es laufend. Diejenigen, die die Telefonnummer wussten – unsere Nummer war 120050, das werde ich nie vergessen –, die haben dann angerufen, wo die ersten Russen waren und was da passierte, was die Russen da anstellen, das haben wir alles am Telefon gehört ... das haben wir alles noch in den Bunker reinbekommen. Aber die ganze Militärsache, das spielte sich im Bunker weniger ab. Die hatten ja ihre Räume in der Neuen Reichskanzlei. Zu Hitler kamen die nur mit Meldungen und zu Besprechungen und gingen dann wieder weg. Jeder hat Angst gehabt, da unten zu bleiben. Jeder war froh, wenn er wieder abgehauen war. Das war unten wie in einem Sargkasten, da kamen die Meldungen noch, beziehungsweise die Boten, die da noch zu tun hatten – militärisch General Mohnke, Oberstleutnant Seifert, viel war auch telefonisch, General Bärenfänger, General Rauch...

aber insgesamt war nicht mehr viel los, man wartete aufs Ende. Da war nichts mehr gross zu verhandeln, auch militärisch. Die zuständigen Leute waren ja nicht mehr da. Am 24. sind wohl die letzten Flugzeuge abgeflogen. Im Bunker selbst war dann fast niemand mehr. Weder Sekretärinnen noch sonst jemand. Wogegen ich, ich musste immer dableiben, Tag und Nacht; ich hab geschlafen, halb geschlafen am Telefon, an der Vermittlung, war furchtbar.

Da unten war nichts, war Leere! Hitler wohnte da mit Eva Braun, die Kinder von Goebbels tobten herum, weil Goebbels ja da einen Raum hatte, aber sonst kam niemand. Das war ja ein Betonsarg. Jeder wartete auf den Schluss. Hitler war hinten in den Räumen. Hin und wieder ist er raus, bis zu den Maschinenräumen gegangen und wieder zurück. Tieftraurige Gesichter hat man nur gesehen, ob das der Goebbels oder der Bormann war. Kaum, dass mal jemand was gesprochen hat, nur was sein musste, und jeder wartete immer auf den Schuss.

Ich wollte dann einmal in die Neue Reichskanzlei gehen, was essen. Als ich am Eingang zur Treppe war, rief einer: ‚Linge, Linge, ich glaube, es ist so weit!‘ Da war der Schuss gefallen. Der Linge hat mich noch zur Seite gestossen an der Treppe. Da ist die Tür aufgegangen, wir sind hingegangen, da lag Hitler auf der Couch, zusammengekrochen, Eva Braun auf der anderen Seite, Knie angezogen ... Dann ging alles sehr schnell, der Linge, der Günsche, der Kempka und einer vom Reichssicherheitsdienst - Decken, dann war die Tür auf, wieder zu, das ging alles durcheinander. Goebbels ist rein, Bormann ist rein, dann wieder raus, der Linge und der Günsche, die haben Hitler in die Decke eingehüllt. Ich hab zugeguckt, wie er raufgetragen wurde, aber ich war nicht dabei, wie er verbrannt wurde. Ich konnte ja auch nicht von der Telefonvermittlung wegbleiben.

Wir haben dann, nachdem Hitler tot war, das Kabel gelegt zu den Russen. Das hat der Herr Grätz (???) gemacht. Der sagte, ich geh jetzt hin, und hat zu dem ersten Russen Kabel gelegt. Dann kam er zurück, hat nicht funktioniert, da musste er noch mal hingehen, weil der Russe nicht geerdet hatte, also noch mal hin, und als die Telefon-Unie dann richtig funktio-

nierte, dann habe ich dem General Krebs gesagt – der stand zwei Meter von mir entfernt ‚General Krebs, hier ist der Russe jetzt am Apparate ‚Ja, dann geben Sie mal her.‘ Aber nun sprachen die Russisch, ich hab nichts verstehen können.

Bormann und Goebbels, Burgdorf und Krebs, das waren die Leute, die sich noch im Bunker aufgehalten haben, noch Besprechungen gemacht haben. Hin und wieder kam Reichsjugendführer Axmann noch runter. Die Frau Goebbels sagte, dass sie in diesem Moment ihren Mann nicht verlassen wollte, dass sie hierbleiben wollte – das waren so Worte, die man mitbekommen hat. Da kam dann der Moment, wo die Kinder dran glauben mussten. Frau Goebbels hat die Kinder alle schön aufgekämmt, die haben alle so weisse Nachthemdchen angehabt, und dann sind sie raufgegangen. Ich dachte dann, das ist ja furchtbar grausam. Aber man war selbst stupide, halb tot, Tag und Nacht da unten, da war man auch gleichgültig. Nach einer Stunde etwa kam Frau Goebbels wieder, weinend und schluchzend natürlich, und hat sich in den Raum von Goebbels gesetzt an einen Tisch und hat Patience gelegt. Dann ist sie weggegangen, und ich hab sie nicht mehr gesehen. Sie kam nie mehr runter. Da war Hitler weg, die Eva weg, die Kinder weg, Frau Goebbels weg – nun ging das weiter ...

Nachdem sich auch Burgdorf und Krebs erschossen hatten, wollte ich natürlich auch weg, aber Goebbels hat mich noch nicht freigegeben. Der sagte: ‚Was haben wir denn noch?‘ Ich erzählte ihm das, Zivilisten riefen an, Militärs, General Rauch, General Stumpf, Weidling, Bärenfänger, Oberstleutnant Seifert – der rief laufend an. Wir warteten, was kommen noch für Meldungen. Goebbels war alleine da. Bormann war ja dann auch weg, hat sich bei mir noch – hat mich gewundert – ordentlich verabschiedet, mir die Hand gedrückt und gesagt: ‚Sieh zu, dass du zu General Rauch kommst.‘ Der war wohl dafür eingesetzt, alle noch rauszubringen. Nur um mich kümmerte sich niemand. Der Einzige, der noch da war ausser Goebbels und mir, war Hentschel, der Techniker. Die Technik musste ja laufen. Da unten war sonst keine Bewegung mehr. Wir waren die letzten drei. Goebbels ging immer hin und her, und wenn wieder ein Anruf war, dann habe ich gesagt: ‚Herr Minister, hier werden Sie verlangt‘.

Der 2. Mai rückte schon heran, da hat er mir dann endlich gesagt: ‚Das ist ja nicht mehr viel, was wir haben, ich sag Ihnen dann Bescheid‘, und ich wartete und wartete und wartete und wollte weg, und dann kam er und gab mir die Hand und sagte: ‚So, wir haben verstanden zu leben, nun müssen wir auch verstehen zu sterben. Dann wünsche ich Ihnen, dass Sie zu General Rauch kommen, und dass der Sie noch rausbringt.‘ Ich bin dann noch zur Neuen Reichskanzlei rüber, traf unseren Kommandochef, der hat mir den Weg gezeigt, wo ich raus kann auf den Wilhelmplatz. Da bin ich dann unter der Kanzlei des Führers durch, da konnte ich raus aus einem Kellerfenster, dann Richtung U-Bahn, hab mich noch umgedreht, alles grau in grau, Morgengrauen, ganz still, nichts gehört, kein Schuss, gar nichts – dann bin ich verschwunden. Unten in der U-Bahn waren Leute, ich bin Richtung Kochstrasse, Friedrichstrasse. Ich traf noch den Chefdiener von Hitler, den Hausmeister Ziegler, und mit ein paar Soldaten machten wir uns dann auf Richtung Norden. Da kamen wir bis zum Stettiner Bahnhof. Am Bahnhof, da ist so ein Luftschacht, da geht eine kleine Leiter hoch, da ist einer hoch und konnte durch ein Gitter sehen, dass da deutsche Soldaten stehen. Der sagte: ‚Mensch, da stehen die Kameraden, die sind da, und ein deutscher Panzer!‘ Ich sagte: ‚Na, jetzt aber raus.‘ Wir dachten, wir wären schon durch, und wir sind dann raufgegangen. Es waren deutsche Soldaten, aber das waren Gefangene, und der Russe hat uns da empfangen mit einem Tritt in den Hintern.»

(Quelle: Interview mit Rochus Misch am 10. Mai 1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Für Eugen Herman-Friede (s. o.), der sich seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis versteckt halten musste, war die Ankunft der Roten Armee auf dem Gelände der Reichsbank, wo sich der vor einigen Tagen entlassene Häftling versteckte, eine Erlösung:

«Zwei Tage später besetzt die Rote Armee das Gelände der Reichsbank. Das ist meine Befreiung. Die Granateinschläge verstummen, kettenrasende Panzer sind in unmittelbarer Nähe zu hören, und ich kann russi-

sche Worte vom Hof her vernehmen. Dann wage ich mich hinaus, steige über Dutzende von verwundeten Soldaten, die zum Teil nur notdürftig verbunden sind, über hinkende Krüppel, über stöhnende Sterbende. Es ist nur spärlich erhellt hier unten. Rotkreuzschwestern laufen geschäftig hin und her, verbinden Wunden, schleppen neue Verletzte heran. Soldaten, die nicht verwundet sind, stehen herum oder sitzen in Gruppen auf dem Boden. Neben ihnen ein ganzer Berg weggeworfener Gewehre.

Ich steige einige Stufen hinauf bis zum Erdgeschoss, hier ist es menschenleer. Plötzlich geht auf dem Korridor eine Tür auf, und vor mir steht der erste Rotarmist meines Lebens. Er ist aus einer Toilette gekommen und wankt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. In der Linken ein Zahnputzglas voll klarer Flüssigkeit, in der Rechten eine geschälte, rohe Zwiebel, auf der Brust über der schmutzigen, olivgrünbraunen Uniformbluse hängt eine Maschinenpistole mit einem runden Magazin. Das Käppi sitzt quer auf dem kahlen Kopf. ‚Stoi‘, ruft er, als ich erschrocken zwei Schritte rückwärts mache. Er ist besoffen und poltert: ‚Stoi. Du trinkst Wodka.‘ Ich nehme ihm das Glas ab, das er mir mit ausgestrecktem Arm hält, trinke einen mässig grossen Schluck von dem widerlichen Zeug und gebe ihm das Glas zurück. Er nickt zufrieden, kippt den Rest in einem langen Zug hinunter und schiebt die Zwiebel direkt nach.

Als ich weitergehe, komme ich zu einer grossen Halle, wo hinter einem Schreibtisch ein russischer Offizier sitzt, umringt von mehreren Soldaten. Ich gehe zu der Gruppe und erzähle dem Offizier, dass ich als Jude eingesperrt gewesen sei und die Gestapo mich freigelassen habe, kurz bevor die Rote Armee gekommen sei. Als ich ihm sage, dass ich mich zur Verfügung stellen möchte, wenn ich etwas tun könnte, winkt er ab, reisst ein Stück Papier von dem Block, kritzelt mit einem Füller einige Sätze darauf und hält es einem Soldaten hin, der neben ihm steht. Dieser holt aus der Brusttasche seiner Uniformbluse einen Stempel und ein Stempelkissen hervor, knallt einen grossen, runden, schwarzen Stempel auf das Blatt Papier und gibt mir den Zettel; ich weiss zwar nicht, was darauf steht, bedanke mich aber. Die Russen wenden sich ab und kümmern sich nicht weiter um mich.
(...)

Am nächsten Tag verlasse ich schon früh Onkel und Tante in der Reichsbank und mache mich auf die Suche nach Günther Gerson. (...) Die meisten Strassenzüge liegen in Schutt und Asche. Ich muss über Berge von Geröll steigen und durch Bombenrichter klettern, um weiterzukommen. Pferdekadaver liegen herum, verwesen, stinken. Zerlöcherte Panzer sperren den Weg. Ein russischer Jeep hält an, ein Offizier mit grasgrünen Leinwandstiefeln steigt aus und fragt mich etwas, das ich nicht verstehe. Ich halte ihm meinen Zettel unter die Nase. Der Russe liest, grinst und sagt: ‚Och a Jidd‘, klopf mir auf die Schulter und fährt weiter. Es gibt aber auch Russen, die von meinem Zettel nicht beeindruckt sind und mich schippen lassen. So brauche ich viele Stunden, um vom Schlossplatz nach Tempelhof zu gelangen. Schliesslich finde ich Gerson. Er blieb im Bunker eingesperrt, bis die Russen das Krankenhaus besetzt hatten. (...) Wir gehen zusammen zur Kommandantura in Tempelhof, wo auch Gerson einen Papierfetzen erhält, handgeschrieben und mit grossem, rundem Stempel.»

(Quelle: a. a. O.)

Überall in der Stadt stellten die Sowjets Trupps von Kriegsgefangenen zusammen, manchmal recht wahllos. Der damals 17-jährige Albert De-seke, gebürtiger Kölner und ab 1938 wohnhaft in Berlin-Wilmersdorf, hatte es geschafft, noch am 20. April aus dem Luftwaffenhelferdienst entlassen zu werden. So erlebte er die letzten Kriegstage als Zivilist in der Nürnberger Strasse:

«Am frühen Morgen des 30. April wurden wir durch das Jaulen einer Dynamo-Lampe aufgeschreckt. Ein Rotarmist zeigte sich und bedeutete mir, mitzukommen. Draussen war es hell. Ein Trommelfeuer mit ohrenbetäubendem Lärm empfing uns. Vor dem Haus standen schon einige Männer, von Soldaten bewacht; ich musste mich zu ihnen stellen. Dann zeigte einer der Soldaten mitten auf die Fahrbahn, dort lag ein gefallener Rotarmist.

Im Schutz der Häuserzeile bleibend, bedeuteten uns die Soldaten, den Toten zu holen. Ein junger Mann, das hoffnungsvolle Leben ausgehaucht, lag da vor uns mit friedlichen, entspannten Gesichtszügen. Man könnte denken, er schläft; nur die starren Augen ‚blickten‘ entsetzt in den durch Qualm und Russ verhangenen Himmel.

An Schulter und Beinen krallten sich unsere Finger in den Uniformstoff. Die Soldaten bedeuteten uns, mit dem Toten zu ihnen zu kommen. Dann führten sie uns einen Weg durch die Trümmer, quer zu den Strassen. Wir überquerten dabei die Würzburger, Passauer, Ansbacher und schliesslich die Bayreuther Strasse. Sobald Einsicht von der Tautenzienstrasse, besonders in der Passauer und Ansbacher Strasse, war, gab es heftiges Feuer. Die Querschläger heulten um die Ohren, die Leuchtspurgeschosse schlugen auf die Strasse. Die begleitenden Soldaten blieben in den Mauern stehen, schickten uns mit dem Toten über die Strasse, liessen uns auf der gegenüberliegenden Seite auf sie warten und kamen dann in katzenartigem Lauf, sich vor den Geschossen schützend, nach. So ging es bis in die Bayreuther Strasse, in den Hof des Postamtes Geisbergstrasse. Hier lagen schon etliche tote Soldaten. Offiziere und Unteroffiziere standen dabei und sprachen gedämpft miteinander. Man bedeutete uns, unseren Gefallenen an die Seite der anderen zu betten. Dann blieben wir mit gesenktem Kopf kurz zu seinen Füßen stehen. Man beobachtete uns; ich hatte das Empfinden, dass unser Verhalten positiv bewertet wurde. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, dass man uns aus einer Art Rache in einer Hofecke erschiessen würde. Zum ersten Male versuchte ich mir vorzustellen, wie es ist, wenn das Leben von einer Minute zur anderen verlischt. Aber es geschah nichts. Man schickte uns zurück, mit der Anordnung, einen weiteren Gefallenen zu holen. Dasselbe also noch einmal, noch einmal den Toten durch die Trümmer ziehen, noch einmal im Trommelfeuer mit ihm über die Strasse robben. Bei unserer zweiten Ankunft glaubte ich, ein kaum merkliches Wohlwollen in der Miene eines der Offiziere zu entdecken. Nach der gleichen Zeremonie wurden wir mit einem gehauchten ‚Spaciwo‘ entlassen. Unsere Begleitung brachte uns über die Trümmer zurück. Plötzlich liessen sie uns allein. Wir trennten uns denn auch, da bald jeder in einer anderen Richtung sein ‚zu Hause‘ hatte.

Bewegt von all dem Erlebten und dem Erstaunen darüber, dass ich noch lebte, kletterte ich über die letzten Trümmer zwischen Würzburger und Nürnberger Strasse. Plötzlich stand jemand vor mir, noch kein Offizier, vielleicht ein Anwärter, die Maschinenpistole umgehängt. Mit seinen blauen Augen in einem offenen Gesicht strahlte er mich an. ‚Ich gratuliere Ihnen‘, sagte er in klarem Deutsch mit einem liebenswerten Akzent. Ich muss ihn wohl sehr dumm angeschaut haben. Hier in dem Lärm der krachenden Granaten, wo alles, was lebt, nur noch Angst haben konnte, hat jemand in sowjetischer Uniform das Bedürfnis, mir, einem halben Kinde in Schlips und Kragen, zu gratulieren, hier in den Trümmern, wo jeden Augenblick die Reste des Hauses uns beide erschlagen können. ‚Ja‘, fing er wieder an, ‚ich gratuliere Ihnen! Ihr Stalin ist tot, meiner lebt leider noch; ich kann nur hoffen!‘ Mein fragender Blick liess ihn weitersprechen: ‚Sie brauchen nicht so zu staunen, ich bin Pole, diese Uniform musste ich anziehen.‘ Ich stammelte nur noch: ‚Ja, ich verstehe alles, ich bin froh, Ihnen begegnet zu sein.‘ Eine Art Hoffnung keimte in mir auf: ‚Können Sie mir helfen?‘ – ‚Nein, das kann ich nicht, ich muss weiter.‘ Er streckte mir die Hand entgegen: ‚Wir wollen uns wiedersehen, bleiben Sie gesund!‘ Mit feuchten Augen nahm ich sie: ‚Ja, wir wollen uns Wiedersehens. Wir haben uns nicht mehr wiedergesehen.‘

Mit einigen Stolperschritten war ich auf der Nürnberger Strasse und wurde auch schon von einem Soldaten herbeigewinkt. Selbst in Sicherstellung, deutete er auf die Strassenmitte und gab mir zu verstehen, dass ich die Granate, die dort lag, in die gegenüberliegenden Trümmer bringen sollte. Es war eine kleinkalibrige Mörsergranate, offensichtlich ein Blindgänger. Ich trat hinzu – und bin einen neuen Tod gestorben: ‚Ob ich noch das Platzen der Granate höre, bevor es dunkel wird, ob ich noch Schmerzen haben werde?‘ Während ich traumhaft mein Sterben durchlebte, hielt ich die Granate schon auf meinen Armen. Mit wenigen Schritten war ich an der Trümmerstätte. Vorsichtig kletterte ich in das zerstörte Gebäude, da, wieder sah ich das Sterben, noch einmal dieselben Fragen, dieselben Ängste, noch einmal das dunkle Grausen – ich warf die Granate von mir. Ein stumpfes Klirren verriet mir, dass das Ding nun auf dem Schutt lag,

nichts weiter! Ich war dem Leben wiedergegeben! Ich ging zurück auf die Strasse und lief geduckt auf die andere Seite in unser Haus, in den Keller zu meiner Mutter. (...)

In der Nacht werden wir wohl, wie vordem auch, nur stundenweise, wenn überhaupt, geschlafen haben. Am Morgen des 1. Mai hatten wir bald Besuch von einem Soldaten, der ein wenig Deutsch gesprochen hat. Er forderte mich auf, mit ihm nach oben zu kommen. Wir gingen sofort auf die Strasse. Das Feuer der leichten Waffen war verstummt, der Lärm der schweren Artillerie hatte nachgelassen. In der Augsburger Strasse konnte ich je einen T-34 auf beiden Seiten der Kreuzung ausmachen; sie waren anscheinend abgeschossen worden, denn es rührte sich nichts an ihnen. Wir gingen an einen Einstiegschacht der U-Bahn (heute befindet sich dort der U-Bahnhof Augsburger Strasse, damals war hier freie Tunnelstrecke). Der Soldat zog ein Papier aus seiner Meldetasche, hielt es mir hin. Ich traute meinen Augen nicht: Es war der Ausschnitt von einem Strassenplan, der gerade unser Gebiet zeigte, mit Strassennamen und unterirdischen Anlagen, alles in russischer Sprache mit kyrillischen Buchstaben ausgeschrieben. Der Plan ging nur bis zum Nürnberger Platz, dort war ein U-Bahnhof. Er wollte nun wissen, ob man bei Einstieg hier in diesen Schacht eine direkte Verbindung zum Tunnel hinter dem Bahnhof hat. (Diese Stelle ist der heutige Bahnhof Spichernstrasse der U 3 und U 9). Dort wurden nach Betriebsschluss die U-Bahnwagen abgestellt. Wie ich später erfahren habe, hatten sich in den abgestellten Wagen deutsche Soldaten verschanzt. Angeblich hätten sie anstürmende Russen beschossen, worauf diese mit Flammenwerfern die Wagen in Brand gesetzt haben. Die Hitzeentwicklung war so gross, dass die gesamte Fahrbahndecke darüber angehoben wurde und dann beim Erkalten nach unten eingefallen ist. Durch meine Befragung wollte man wohl zusätzliche Fluchtwege erkunden. Ich konnte da keine befriedigende Antwort geben.

Den Tag verbrachten wir hauptsächlich im Keller, selten nur suchte der eine oder andere seine Wohnung auf. Ständig begegnete man im Treppenhaus Soldaten. Jeder empfand das als unangenehm, da man ja nie sagen konnte, wie eine solche Begegnung ausging. Am späten Abend tauchte ein

grösserer Trupp Soldaten auf. Sie verteilten sich sofort im ganzen Haus und forderten alle Männer, die sie antrafen, auf, sogleich auf die Strasse zu gehen. Dort stand schon eine Marschkolonne. Die Wachmannschaften brüllten unverständliche Befehle, stiessen mit den Gewehrkolben nach allen, die ihrer Meinung nach nicht so in Reih und Glied standen, wie sie sich das vorstellten. Wir wurden nun in unmissverständlicher Lautstärke aufgefordert, uns anzuschliessen. Bald setzte sich der Zug in Richtung Nürnberger Platz in Bewegung. Es war ziemlich dunkel, die herabhängende Oberleitung der Strassenbahn war kaum auszumachen. Im Hintergrund flackerten Brände, beissender Qualm stieg in Nase und brennende Augen.

Gedanken stürmten auf mich ein: ‚Soll das nun alles gewesen sein in meinem Leben? Ich kenne doch noch gar nichts, ich wollte doch erst erfahren, was das Leben, mein Leben, lebenswert macht. Warum nur, warum nur soll denn dieses Leben schon an seinem Ende sein?‘ Das Geschrei und die Kommandos der Wachmannschaften, die ständig an den Seiten des Zuges vor- und wieder zurückeilten, drohend die Gewehre zum Kolbenstoss oder Schlag haltend, riefen mich in die Welt der realen Not zurück. Aha, es wird nach rechts in die Eislebener Strasse abgebogen. Etwa in der Mitte der relativ kurzen Strasse wurden wir nach links auf den Hof eines Hauses geführt, dort in eine Ecke gedrängt. Mit der Bemerkung, es sei jemand entflohen, dafür werde jetzt jemand erschossen, wurden wir verängstigt. Alles drückte rückwärtig in die Ecke, niemand wollte vorn stehen. Stimmen wurden laut, Lichter wurden herbeigebracht. Aus dem uns sichtbaren Gartenhaus traten einige Soldaten. Sie sprachen mit dem vermutlichen Anführer der Wachen. Dann mussten wir uns wieder zu einem Zug formieren und zur Strasse begeben. Es ging zurück nach links in die Nürnberger Strasse und dann rechts ab in die Augsburger Strasse, immer weiter und weiter, auch in den Teil, der heute Fuggerstrasse heisst, über die Kreuzung Lutherstrasse. Wir waren noch immer in der Augsburger Strasse. Erst hinter der Kreuzung Kalckreuthstrasse wurden wir in den Hof eines Hauses befohlen. Da mussten wir uns aufstellen, wurden dann

in einzelne Trupps aufgeteilt, die jeweils in Begleitung der Wachen in die verlassenen Wohnungen geführt wurden. Nur der flackernde Schein der Dynamo-Lampen unserer Wächter zeigte uns vage den Weg auf Treppen, die wir nicht kannten. Nun ging es in eine Wohnung. Mit vielen Mitgefangenen wurde ich in ein Badezimmer geschoben; ein typisches Badezimmer des alten Berliner Westens: lang, schmal, am Eingang der Badofen, dann die Wanne, schliesslich das Waschbecken und die Toilette nahe dem Fenster. Wir standen auch unter Einbeziehung der Badewanne so eng, dass niemand sich setzen konnte. Die Tür war verschlossen, niemand konnte den Raum verlassen.

Im fahlen Lichtschein waren die Gesichter nur als trübe Flecken auszumachen. Plötzlich eine Stimme: ‚Ich habe ein Soldbuch bei mir.‘ Laute des Entsetzens waren die Antwort. ‚Wir brauchen nur ein Streichholz und riskieren Verbrennen im Ofen!‘ Beides wurde durchgereicht. Der Ofen hatte Zug, das Streichholz zündete, bald brannte die erste (wichtige) Seite im Ofen, hoffentlich auch der Rest! Nichts rührte sich vor der Tür, nichts war zu hören. Das Soldbuch blieb das einzige Ereignis in der Nacht. Stille war es, nur ganz selten war in der Ferne noch ein Einschlag zu vernehmen. Das Atmen war nun deutlich zu hören, ein unheimliches Konzert im Dunkeln. Allmählich kam Müdigkeit auf. Wir stützten uns gegenseitig wie Spielkarten, die gegeneinanderstehen. So, glaube ich, schlief ich hin und wieder für kurze Zeit.

Irgendwann war es hell, man sah sich auf einmal. Kein bekanntes Gesicht; niemand sprach. Erst im Laufe der Zeit nach einer Phase des ‚Erwachens‘ wurden Fragen gestellt, Antworten gegeben, sich so auf das kommende Ungewisse vorbereitet. Niemand wusste, wie spät es war, niemand mehr besass eine Uhr. So harrten wir weiter, bis plötzlich ein Poltern im Korridor zu vernehmen war; da wurde auch schon der Schlüssel gedreht, die Tür geöffnet. Einer nach dem anderen durfte nun den Raum verlassen. Im Gänsemarsch ging es einige Treppen aufwärts in eine Wohnung, wo wir in ein grosses Zimmer (Berliner Zimmer) geführt wurden. Wir mussten uns an der Längswand aufstellen. Uns gegenüber sass ein Offizier mit seinem Adjutanten (denke ich mir). In der Nähe befanden sich

noch einige Soldaten in Wartestellung. Auf ein Handzeichen hin musste nun der Reihe nach vorgetreten werden. Von dem Vorsitzenden Offizier wurden Fragen gestellt, die zügig beantwortet werden mussten. Schnell kam die Entscheidung, den Raum durch die eine bzw. andere Tür zu verlassen. Bald war ich an der Reihe. Vortreten, Frage: ‚Ihr Beruf?‘ Wahrheitsgemäss antwortet ich: ‚Schüler!‘ Sofort kam die Gegenantwort: ‚Sie NS-Studentenbund!‘ Mit dem Daumen zeigte er auf eine von beiden Türen, ein Soldat kam hinzu und geleitete mich hinaus.

Mir schwankte der Boden unter meinen Füßen: Ich, der niemals irgendeinem Verband oder Verein angehört hatte, ja, der nicht einmal im Jungvolk, geschweige denn Angehöriger der HJ war und der letztlich die Hakenkreuzbinde an der Luftwaffenhelferuniform nicht getragen hat, wurde gerade von diesem Manne in diese Ecke gestellt. Mir war sofort klar, dass ich es falsch gemacht hatte; dass Wahrheit manchmal nichts wert ist. Ich wurde in ein Zimmer geführt, in dem es schon einige ‚Bewohner‘ gab. Ich fragte sofort den Nächststehenden, warum er in diesem Raum ist: Er sollte beweisen, dass er nicht Mitglied der NSDAP war, was er natürlich nicht konnte. So sei er hierhergeführt worden. Von Beruf war er Kammerjäger, ein Beruf, bei dem NS-Mitgliedschaft nicht unbedingt nützlich war. Er war felsenfest davon überzeugt, auf irgendeine Weise denunziert worden zu sein. Schon während der Unterhaltung war ich nur von dem einen Gedanken beseelt: ‚Wenn du wieder nach Hause willst, musst du hier raus!‘ Ich ging schnell zur Zimmertür, öffnete sie einen Spaltbreit, lugte in den Korridor. Es war niemand zu sehen, die Wohnungstür stand offen. Mit wenigen Schritten war ich im Treppenhaus, auch hier war niemand zu sehen. Ich lief, so leise ich nur konnte, hinunter in das darunter liegende Stockwerk. Auch dort stand eine Wohnungstür offen. Nur hinein in die Wohnung und die nächstliegende Tür geöffnet! Ich stand in einem Zimmer, in dem sich viele Menschen befanden. Fast freudig wurde ich begrüßt: ‚Woher kommst du?‘ Ich sagte, woher, und dass ich niemandem begegnet bin. ‚Was ist das für ein Raum, und was geschieht mit uns?‘, wollte ich wissen. ‚Keine Angst‘, kam es zurück, ‚uns wurde gesagt, dass wir nach Hause dürfens ‚Gerettet!‘, schoss es mir durch den Kopf.

Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Neue Gäste kamen nicht, was mir genau so unheimlich war wie das Warten. Endlich, endlich erschien ein Gesicht mit Schapka im geöffneten Türspalt. Wir wurden aufgefordert, wieder einer nach dem anderen, ihm zu folgen. Es ging treppab, bald schon aber stockte unser Zug. Wir standen am Geländer und bildeten eine Kette auf den Treppen und Podesten. Soldaten liefen geschäftig treppauf an uns vorbei. Plötzlich blieb einer auf meiner Stufe vor mir stehen, zupfte mich an meiner roten (!) Krawatte, lächelte mich an, beruhigte mich mit einer Handbewegung, ging weiter, drehte sich auf dem obersten Podest noch einmal nach mir um. So warteten wir eine neue ‚Ewigkeit‘. Dann aber setzte sich unsere Schlange in Bewegung zum Hof. Dort mussten wir in einem grossen Block antreten. Es sah aus wie bei einem Fahnenappell. Nachdem endlich alle, alle standen, traten einige Soldaten in lockerer Gruppe vor uns hin. Der offenbar ranghöchste Offizier hielt eine Ansprache. Sie gipfelte in schon Bekanntem: ‚Die Völker der Sowjetunion sind Freunde der Deutschen, die durch die Soldaten der Roten Armee von ihrem Unterdrücker befreit worden sind. Die Rote Armee übernimmt die Versorgung der Stadt, sodass die Menschen wieder ein normales Leben führen können. Wenn Sie Sorgen und Probleme haben, wenden Sie sich an unsere Standortkommandanten, sie helfen Ihnen. Danke!‘ Eine andere Stimme aus der Gruppe: ‚Schisko nach Hause!‘ Das erlösende Wort, noch heute verwende ich es ab und zu als Zitat.

Sofort löste sich unser Block auf, alles strömte zum Ausgang auf die Strasse. Wir liefen in die nahe gelegene Eisenacher Strasse; da kamen uns schon Menschen mit weissen Tüchern entgegen. ‚Geht in die Nollendorfstrasse, da könnt ihr weisse Tücher bekommen. Ohne sie kommt ihr nicht weit‘, riefen sie uns entgegen. Sogleich eilten wir um die Ecke. Tatsächlich, da standen die Bewohner vor den Türen und an ihren Fenstern, zerrissen ihre Bettlaken und gaben jedem ein Stück ‚weisse Fahne‘. ‚Danke, danke, danke‘, hallte es durch die Strasse. Wir liefen einfach weiter, gelöst von allem Zwang.»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Albert Deseke vom 5.4.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Bewacht von sowjetischen Soldaten mussten Zivilisten und Soldaten am 2. Mai 1945 den Bunker am Anhalter Bahnhof verlassen. Das Ziel des Marsches war unbekannt. In einem Erinnerungsbericht von 1977 schreibt Walter Gentsch, der mit seiner Frau zu dem Trupp gehörte:

«Tiefbunker vor dem Europahaus am Anhalter Bahnhof. Einige hundert Menschen sitzen auf alten Stühlen oder Bänken in mehreren Räumen. Die Luft ist stickig. In den Vorräumen stehen Tonnen, angefüllt mit Fäkalien. Zu essen gibt es kaum etwas. Man hat vor einigen Tagen aus brennenden Häusern, zu denen auch ein Lebensmittelgeschäft gehörte, Säcke mit Mehl, Zucker, Haferflocken, etliche Brote und dergleichen noch gerettet, das wird rationiert verteilt. (...) Licht gibt es nur spärlich, Kerzen brennen hier und da. Im vorderen Raum sind einige Soldaten, die ihre Uniformmäntel anhaben; die Schulterstücke haben sie sich abgerissen, damit man sie nicht gleich als Soldaten erkennt, sie sind einfach getürmt, haben gesehen, dass nichts mehr zu machen ist, und hier sind sie einigermassen sicher.

Der Anhalter Bahnhof ist ausgebrannt, vorgestern loderte er wie eine riesige Fackel, wir schauten kurz heraus und sahen dem grausigen Schauspiel zu, immer auf dem Sprung, die Ohren gespitzt, wir kannten das Geräusch nahender Tiefflieger, die mit ihren MGs schossen. Wie lange sollte das noch so weitergehen? Die Verteidigung war doch sinnlos. Was war mit Hitler? Lebte er noch, war er gefangengenommen? Keiner wusste es. Gerüchte tauchten auf, wurden verworfen, weil sie gegensätzlich waren. Man wurde gleichgültig, es war nun schon alles egal.

Da wurde es am Morgen des 2. Mai plötzlich lebendig. Man hörte fremde Laute, eine Sprache, die man nicht kannte. Waren die Russen schon da? Und sie waren da. Nach geraumer Zeit kamen einige die Treppen herunter. ‚Alles fertig machen!‘, hiess es plötzlich. Und da war alle Lethargie vergessen: Offenbar war der Krieg nun aus. Aber was kam jetzt? Wir packten unsere wenigen Habseligkeiten zusammen und warteten. Vorn setzten sich die ersten in Bewegung, gingen zur Treppe, gingen nach oben. Es war alles ruhig, nur noch weit entfernt hörten wir Schüsse. Und wir sahen ausgebrannte Häuser, die Ruine des ehemals so belebten Anhalter Bahnhofs, ausgebrannt die Fenster, russgeschwärzt die Wände.

Dann hiess es: ‚Antreten! ‘ Und ein langer Zug formierte sich, voran die ehemaligen deutschen Soldaten, hinterher der bunte Haufen der Zivilisten. Es ging die damalige Saarlandstrasse hinunter, wir bogen in die Anhalter Strasse ein bis zum Hotel Excelsior, auch das nur noch eine Ruine. Wir wurden in einige halbwegs erhalten gebliebene Räume geführt. Männer und Frauen getrennt. Uhren und Taschenmesser mussten abgegeben werden. Weiter geschah nichts. (...) Es ging zurück zur Saarlandstrasse bis zum Halleschen Tor. Und wie staunten wir, als wir noch intakte Häuser sahen. Aus den Fenstern hingen weisse Fahnen, d.h., es waren Handtücher an einem Stock oder Bettlaken. Männer mit weissen Armbinden standen auf der Strasse und sahen dem langen Zug zu. Und je weiter wir uns vom Anhalter Bahnhof entfernten, desto mehr bewohnte Häuser sahen wir. Also lebte Berlin noch.

Wohin ging es? Dem Vernehmen nach zum Tempelhofer Feld, wo wir gepflegt werden sollten. Aber was dann? Denn vorne gingen ja Soldaten, die jetzt zu Kriegsgefangenen geworden waren. Was würde demzufolge mit uns geschehen, auch wenn wir Zivilisten waren? (...) Ich besprach die Situation mit meiner Frau: In der Nähe wohnte ein ehemaliger Schulkamerad, d.h. seine Eltern, er selbst war eingezogen. Ich schaute mich um, die Luft war einigermaßen ‚rein‘. Wir gingen etwas ausser der Reihe und bogen schnell in die Kreuzbergstrasse ein, setzten alles auf eine Karte. Und es gelang uns, den langen Zug zu verlassen. Aufatmend blieben wir erst einmal stehen, liessen die anderen in sicherem Abstand an uns vorüber. Dann gingen wir weiter Richtung Chamissoplatz. Und da trafen wir einige, die auch ‚ausgebüxt‘ waren. Von ihnen erfuhren wir, dass wir mit knapper Mühe dem Tode entronnen waren: Die Russen wollten den Tiefbunker mit Flammenwerfern ausräuchern, weil sie vorn die Soldaten sahen, die sie natürlich als solche erkannt hatten, auch ohne Schulterklappen. Nur dem Umstand, dass sich unter den Zivilisten einige Ukrainer befanden, die als Zwangsarbeiter in Berlin waren und fliessend Russisch sprachen, verdankten wir unser Leben. Sie hatten den russischen Soldaten erklärt, dass vorn einige getürmte Soldaten waren, das übrige alles aber Zivilisten.

Dreckig und verschwitzt erreichten wir die Wohnung der Eltern meines ehemaligen Schulkameraden. Sie sahen uns wie übernatürliche Wesen an. Wir machten einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck. Dann zogen sie uns herein, gaben uns etwas von dem wenigen Wasser, sodass wir uns einigermassen frisch machen konnten, und dann gab es eine Kostbarkeit: eine Tasse echten Kaffee.»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Walter Gentsch aus dem Jahr 1977. Landesarchiv Berlin, Rep. 240, Acc. 2651, Nr. 3)

Mancherorts werden noch gewaltsame Ausbruchversuche gemacht, um aus den von den Sowjets besetzten Gebieten zu entkommen. Horst John (s. o.) schildert:

«Es wurde noch der Ausbruch in Richtung Westen befohlen. Und wir klammerten uns auch noch an diesen Strohalm. Sollte es doch noch eine Lücke geben? Ich weiss nicht mehr, wie wir von dort wegkamen. Sicherlich war es nachts. Ringsum wurde geschossen. Es müssen Tausende gewesen sein, die für diese Verzweiflungsaktion noch missbraucht wurden, die in letzter Minute noch so viele Soldaten und Zivilisten das Leben kostete. Ich befand mich in einem SPW, als es Teilen dieser zusammengewürfelten Truppe gelang, über die Brücken in Spandau durchzukommen. Überall zerstörtes Kriegsgerät, Leichen von Soldaten und Zivilisten, teils nackt und verbrannt. Dazwischen umherirrende ältere Volkssturmeute und junge ‚Wehrwölfe‘ der Hitlerjugend, die sich der Panzerfäuste, Waffen und Armbinden entledigten. So ein Drama hatte ich während meines bisherigen Kriegseinsatzes noch nicht erlebt. Mit vor fehlendem Schlaf geröteten Augen, zusammengekauert im übervollen SPW, nahm ich alles nur noch wie von Feme wahr.

Hinter Spandau nahm dann das gegnerische Feuer stark ab, sodass wir Überlebenden annahmen, doch noch durchgekommen zu sein und vielleicht doch noch die Elbe erreichen zu können. Wir hatten keine Ahnung, dass die Einkesselung Berlins schon Tage vorher abgeschlossen war. Auch über uns kreisende Flugzeuge konnten die Hoffnung, dass der Ausbruch geglückt war, nicht ganz auslöschen.

Nicht alle dachten so. Viele Offiziere und andere Vorgesetzte verzichteten auf ihre Befehlsgewalt oder nahmen ihre hohen Auszeichnungen ab. Nicht wenige Soldaten und Offiziere verschwanden spurlos. ‚Rette sich, wer kann‘ wurde zum Motto.

Am 4. Mai, vormittags, war es dann so weit. Nachdem wir tags vorher die Gegend um Döberitz passiert hatten, stiessen wir jetzt auf einen Sperrriegel sowjetischer Truppen zwischen Wustermark und Ketzin an der Havel. Ihre Geschütze und Panzer fuhrten auf einer Anhöhe offen auf, ohne uns stärker zu behelligen. Für sie waren wir praktisch schon Kriegsgefangene. In wilder Flucht ergoss sich der Rest unseres zusammengeschmolzenen Ausbruchtrupps in das Dorf Etzin. Dort spielte sich der letzte Teil der Tragödie ab. In das unversehrte Dorf, deren Bewohner sich wohl schon auf den nahenden Frieden eingestellt hatten, kam noch mal der Krieg zurück. Hier und da wurde geschossen. Fahrzeuge, Wagen und Pferde rasten durch die Strassen. Bald brannten an verschiedenen Stellen Gehöfte, Scheunen und Ställe. Dazwischen brüllendes Vieh. Ein einziges Durcheinander. Manche Bauern rafften noch Wichtiges und Unwichtiges ihrer Habe zusammen, um irgendwohin zu fliehen. Ich betrachtete mir die Umgebung, um evtl, auf eigene Faust noch weiter in westlicher Richtung davanzukommen. Angesichts des Geländes eine glatte, überwiegend baumlose Bruchlandschaft, noch dazu von vielen Weidenzäunen zerteilt, liess ich es aber sein. So bestieg ich mit noch einem Trupp wieder den SPW. An der Spitze der kleinen Kolonne fuhr ein halbes Sturmgeschütz, eine sogenannte Wanne, ohne Kanone und Munition. Dienlich nur noch der Fortbewegung und dem gepanzerten Schutz der Insassen. Wir kamen nicht weit und wurden noch vor Erreichen der nächsten Ortschaft durch Pak-Feuer und vorrückende Infanterieketten gestoppt. Um uns herum fauchten und summten die Geschosse. Wir sprangen aus dem SPW. (...) Mit noch vielen hundert anderen Soldaten sammelten wir uns auf einem grossen freien Gelände. Wir warfen unsere Waffen weg und begaben uns in die Kriegsgefangenschaft. (...)»

(Quelle: Schriftlicher Erinnerungsbericht von Horst John vom 6.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Seit Tagen schon war der Frieden in die Pankower Kleingartenkolonie Idehorst eingezogen, wo die damals elfjährige Evamarie Budinow mit ihrer Mutter und ihrer fünfjährigen Schwester wohnte. Ihre Stadtwohnung war ausgebombt worden, und nach der Besetzung durch die sowjetischen Soldaten fühlten sie sich hier in Sicherheit. Doch am 2. Mai kehrte für kurze Zeit noch einmal der Krieg zurück, als ein Trupp deutscher Soldaten einen Ausbruchversuch unternahm:

«Dann kam der 2. Mai – grau zog er herauf – in jeder Hinsicht ein trüber Tag. Meine Mutter hatte noch immer mit dem Einwecken und Sülzkekochen zu tun. Träge zog sich der Vormittag hin. Meine Schwester spielte mit ihren Märchenbausteinen. Ich selbst sass mit dem Hintern auf unserem Küchentisch, der direkt unter dem kleinen Fenster stand. So konnte ich das trübe Tageslicht besser nutzen, denn ich hatte wieder einmal mit einer Handarbeit begonnen, ohne die ich nicht sein konnte.

Komisch – der Geschützdonner, der schon fast völlig verebbt war, war wieder deutlich zu hören. Dumpfes Einschlagen von Granaten und das Knattern von Maschinengewehren war wieder deutlicher zu hören. Dazwischen einzelne Pistolen- oder Gewehrschüsse. Wir sahen uns an, und die Angst kroch wieder in uns hoch. Wir getrauten uns nicht, hinauszugehen, um nachzusehen, was da los sei! Nach einiger Zeit hörten wir Getrappel und Lärm am hinteren Eingang unseres Gartens, der zu einer Wiese führte. Meine Mutter fasste sich nun doch ein Herz und ging hinaus. Ich lief ihr neugierig hinterher. Von der Wiese her kamen einige deutsche Soldaten und brüllten meiner Mutter entgegen, sie solle schnell die Tür öffnen. Auf den Hinweis meiner Mutter, dass dies kein öffentlicher Durchgang sei, erhielt sie nur zur Antwort: ‚Wenn Sie nicht eine Bohne in den Arsch haben wollen, so öffnen Sie sofort die Tür!‘ Sie holte also rasch den Schlüssel und schloss auf. In der Zwischenzeit war der erste Soldat schon an der Tür und hatte das weiße Tuch heruntergerissen, das wir als Hinweis auf unsere friedliche Einstellung angebracht hatten. Meine Mutter fragte noch die Vorbeirennenden, woher sie kämen. Die Antwort lautete: ‚Aus dem Humboldthain!‘ Wir gingen wieder ins Häuschen. Meine Mut-

ter stand am Herd und legte Holz nach. Ich selbst hatte – wieder auf dem Tisch sitzend – meine Handarbeit aufgenommen und schaute den in der Kolonie verschwindenden Soldaten hinterher.

Plötzlich – es ging alles so schnell – piffte etwas dicht über meinen Kopf und zersplitterte die Holzwand, an der meine Mutter stand, dicht über deren Kopf. Es war ein Loch von etwa 30 Zentimetern Durchmesser entstanden. Ich sah zu meiner Mutter. Sie war höchstwahrscheinlich von den Holzsplittern, die mit einer Wucht in der Küche herumsprangen, im Gesicht verletzt worden. Das Blut lief ihr an den Wangen hinunter und tropfte auf ihr Kleid. Voller Entsetzen rannte ich ins Freie. Meine Mutter versuchte, mich zurückzuhalten, indem sie mich von hinten an den Haaren packte. Meine Schwester lief schreiend hinterher. Vom Schall der Granatdetonation waren meine Ohren verdröhnt. Ich hörte nichts. Meine Mutter zerrte verzweifelt, mich endlich packen könnend, uns zu einem winzigen Graben, der unseren Garten von dem des Nachbarn trennte. Sie drückte meine Schwester und mich, so gut es eben ging, in diese kleine Bodenvertiefung. Plötzlich verspürte ich einen heftigen Schlag am linken Schulterblatt. In der Annahme, dass mich ein herunterfallender Stein vom zerborstenen Schornstein unseres Häuschens getroffen hatte, versuchte ich, diesen abzuschütteln. Nach diesem vergeblichen Bemühen, denn ich war, was ich noch nicht wusste, von einer Kugel gestreift worden, rief ich, immer noch mit gesenktem Kopf, nach meiner Mutter.

Als keine Antwort kam, sah ich zu ihr hin. Diesen Anblick werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen. Sie lag mit dem Rücken auf dem kleinen Steg, der über den genannten Graben führte, und starrte in den Himmel. Aus vielen kleinen Einschusskanälen am Kopf und Oberkörper sickerte Blut. Ich fasste nach der Hand meiner Mutter, aus der unser Gartentorschlüssel herausfiel. (...) Mechanisch nahm ich meine kleine Schwester bei der Hand und rannte mit ihr, nachdem ich die Gartentür zitternd aufgeschlossen hatte, zu einem Nachbarn. Ich rief aus Leibeskräften, dass man mir öffnen möge, aber niemand konnte mich vor Kriegslärm hören.

Plötzlich pfiﬀ etwas über mir. Ich konnte gerade noch meine Schwester vor einem heruntersausenden Kabel der Stromüberlandleitung, die von einem Geschoss getroffen worden war, zurückreißen.

Schreiend und weinend riss ich ein Stück Drahtzaun vom Nachbargarten hoch, schob meine Schwester hindurch und kroch hinterher. Dabei blieb ich an meinem durch den Streifschuss am Rücken zerfetzten Mantel hängen und verspürte einen heftigen Schmerz. Endlich liess uns unsere Nachbarin ins Häuschen. Sie gab uns zu verstehen, dass wir uns unter dem Fenster hinhocken sollten, damit wir etwas Schutz vor den evtl. hereinfliegenden Kugeln hätten. Obwohl alles so schrecklich war, musste ich doch etwas lachen, als die Federbetten (wir hockten im Schlafzimmer) getroffen wurden und die Federn durchs Zimmer stoben.

Nach einiger Zeit kam ein Soldat der Roten Armee mit vorgehaltener Maschinenpistole und schrie: ‚Faschist, Faschist?‘ Als er merkte, dass sich im Häuschen nur eine Frau und zwei Kinder aufhielten, wurde er ruhiger und sah mich auf einmal aufmerksam an. Er gab mir zu verstehen, dass ich den Oberkörper freimachen solle. Ich fing aus Angst und Scham wieder an zu weinen, wusste ich doch nicht den Grund für diese Aufforderung. Daraufhin fasste er hinten in meinen Mantel und zeigte mir das Blut, das mir schon an den Beinen herunterlief, ohne dass ich es gemerkt hatte. Nun begriff ich auch, warum ich nicht mehr stehen konnte und mir so schwindelig war, denn ich hatte durch die tiefe Fleischwunde schon ziemlich viel Blut verloren. Dieser Soldat verband mir behutsam die Wunde. Ich bat ihn dann, er möge auch nach meiner Mutter sehen, die gegenüber im Garten läge. Er kam nach kurzer Zeit zurück und sagte nur zwei Worte, die ich nicht glauben wollte: ‚Frau kaputt!‘

Nach einiger Zeit liessen auch die Schiessereien nach und verstummten dann in der näheren Umgebung ganz. Dann fuhr ein Pferdewagen vor, und ich wurde mit aufgeladen. Es lagen oder sassen schon Verwundete darauf. Meine Freundin und deren weinende Mutter waren auch dabei. Der Schwester meiner Freundin war es wie meiner Mutter ergangen. Auch deren Tante und Oma lebten nicht mehr. Zwischen so viel Leid kam ich nicht dazu, über mein eigenes recht nachzudenken, zumal ich immer noch

glaubte, dass alles nur ein böser Traum sei. Wir wurden nach Buchholz ins Lazarett gefahren. (...)

Am Abend kam ein Soldat der Roten Armee auf seinem ihm noch verbliebenen einen Bein, gestützt von zwei anderen Soldaten, ins Zimmer gehumpelt. Als sie sahen, dass kein Bett mehr frei war, wendeten sie sich zum Gehen. Ich stieg schnell aus meinem Bett und gab zu verstehen, dass ich nicht so schlimm verletzt sei, dass ich liegen müsste. Dieser Soldat mit dem amputierten Bein jedoch lächelte mir zu, bedankte sich in deutscher Sprache und schüttelte den Kopf. Er humpelte wieder aus dem Zimmer, und mir tat er sehr leid. (...)

Und noch immer glaubte ich nicht an den Tod meiner Mutter. Ich nahm an, dass man sich noch einmal um sie gekümmert hatte und sie sich irgendwo gut versorgt befindet. Zwei Tage später machte ich mich heimlich auf den Weg, um nach meiner Mutter zu forschen und Brot zu besorgen, da wir im Zimmer alle Hunger hatten und ich die Einzige war, die laufen konnte. Ich hatte Brot bekommen. Nachdem ich es im Zimmer verteilt hatte, ging ich nach Idehorst. Ich hätte es nicht tun sollen: Meine Mutter lag jetzt - eingewickelt in eine Decke - im Garten unter unserem Kirschbaum. Ich wollte sie noch einmal sehen, aber ich erkannte sie nur noch an ihren Sachen. Es war einfach kein Gesicht mehr vorhanden.

Nach einigen Tagen erfuhr ich, dass alle, die am 2. Mai gefallen waren, beerdigt werden sollten. Wieder schlich ich mich aus dem Lazarett und ging zu dem nur fünf Minuten entfernten Friedhof. Dort war ein Massengrab ausgehoben worden. Ich sah gerade noch, wie die Erde auf meine Mutter fiel, die nur in ein weisses Tuch eingehüllt war, woraus noch die Haare und Füße mit den Schuhen herausguckten. Eine Welt brach für mich zusammen. Ich ging nicht wieder ins Lazarett zurück. Ich lief nach Hause und verkroch mich in unserer Laube.»

(Quelle: Erinnerungsbericht von Evamarie Budinow, geschrieben am 5.3.1994, Chronos-Film GmbH, Kleinmachnow)

Hans Schulz, Ende April im Vorfeld von Berlin gefangengenommen, später nach der russischen Gefangenschaft in die USA ausgewandert, berichtet:

«Ich musste die Realität fassen. War ich auf ein solches Ende vorbereitet nach fünfeinhalb Jahren Krieg?

Ich horchte auf die Geräusche der rollenden Panzer. Einige hielten vor unserem Bunker. Plötzlich wurde die Tür aufgetreten. Der Führer eines Panzers, in einer Lederjacke gekleidet, näherte sich mir, seine Pistole gespannt, zum Schiessen bereit. Das erste Wort, das er aussprach, war ‚Dawai, uri‘, und darauf nahm er meine Uhr. Er sammelte die Uhren von allen Bunkerinsassen ein und lenkte uns aus unserem Loch in der Erde.

Nicht weit hinter dem Tor auf dem Hofe gab es ein kleines, achteckiges Gebäude. Dieses sollte unser Gefängnis sein, bis sie entschieden, was sie auf längere Zeit mit uns machen würden. Es gab gerade noch genug Platz für acht Leute, in einem Kreis zu sitzen. Das Zimmer, in dem wir eingesperrt waren, schien zudem die Speisekammer des Hofes zu sein, die wohlgefüllt war. Wir hatten seit über zwei Tagen keine anständige Mahlzeit gehabt. Jetzt hatten wir alles für uns. Wir waren aufgeregt über dieses Festessen! Wir assen und assen, ohne zu wissen, wann wir das nächste Mal Nahrung bekommen würden.

Es war ein Segen, als ein russischer Soldat die Tür öffnete und nach uns schrie. ‚Dawai, dawai‘; seine Hand deutete, dass wir nach oben kommen sollten. Wären wir noch 15 bis 20 Minuten da unten gewesen, wären wir aufgrund übermässigen Essens alle krank geworden. Er kam im richtigen Augenblick.

Die Russen wiederholten ihr Wort ‚Dawai, dawai‘, auf die Strasse deutend, die nach Süden führt. Wir gingen los. Wir hörten Artillerie in südöstlicher Richtung schiessen. Unsere Gedanken waren bei den Soldaten, die nach Berlin gegangen waren. Als wir ein Dorf betraten, wurden wir angehalten und zum ersten Mal näher erfasst. Die Russen begannen, unser Schicksal zu entscheiden.

Wir waren schon 20 deutsche Soldaten, oder eher Kriegsgefangene. Wir sind auf Getreidesäcke gekrochen und haben uns dort ein Bett für die

Nacht geschaffen. Alle schliefen gut auf diesen mit Getreide gefüllten Säcken.

Tageslicht schlich sich durch die Spalten in der Tür. Dann trat ein höherrangiger Russe ein, der wohl für uns zuständig war. Wir verstanden von seinen Worten genug, um zu kapieren, dass er uns gleich absuchen würde nach Waffen, Munition, Uhren, was auch immer er Wertvolles finden mochte.

Ich fühlte etwas in meiner linken Tasche. Offensichtlich wusste jemand neben mir, dass wir gründlich abgesucht werden würden, und hatte es in meine Manteltasche gesteckt. Da stand ich plötzlich mit einer Eierhandgranate! Ich liess sie in einen offenen Getreidesack fallen.

Die Wachen verhielten sich freundlich, während andere deutsche Kriegsgefangene sich uns anschlossen. Wir stellten uns in Formation und marschierten die Dorfstrasse entlang – immer noch in Richtung Süden.

Aus dem Nichts trat ein Russe in unsere Formation. Er schaute mir in die Augen und sagte etwas auf Russisch. Er reichte mir eine saubere, kleine, weisse Baumwolltasche und trat wieder aus dem Glied. Die Tasche war voll mit Brotscheiben. Ich nahm Scheiben aus der Tasche, brach jede in zwei Teile und reichte sie den Männern. Ich dankte dem russischen Unteroffizier mehrmals in meinen Gedanken. Als wir weitergingen, wuchs unsere Gruppe. Um uns zu beeindrucken, schossen die Russen ab und zu in die Luft. Wir waren nicht beeindruckt. Wir mussten weitergehen.

Es muss am späten Nachmittag gewesen sein, als die Wachen ausserhalb eines kleinen Dorfes anhielten. Sie deuteten an, dass sie gleich zurückkommen würden, und liessen uns allein. Unser erster Gedanke war, etwas zu essen zu finden. Einer unserer Männer fand einen Kuhkopf. Auch andere kamen mit etwas Essbarem wieder. Wir fingen an, den Kuhkopf zu kochen, samt Schnauze, Zähne, Hirn. Plötzlich merkten wir, dass einer unserer Männer fehlte. Dann sahen wir ihn endlich kommen. Er begann, seine Taschen auszuleeren, und immer mehr Kartoffeln fielen heraus. Das Gebräu wurde zu einem guten, soliden Eintopf, ohne Salz, mit dem bisschen Fleisch, welches der Kopf hatte. Es schmeckte hervorragend!

Mitten in der Nacht holte mich ein russischer Soldat mit seinem Gewehr, stets bereit, abzudrücken. Ich erwachte nach der nahrhaften Mahlzeit aus einem Tiefschlaf. Ich benötigte einen Moment, um mich zu orientieren. Ja, ich war ein Kriegsgefangener. Wir betraten ein Haus mit einer Wache an der Tür. Der Soldat fragte mich in perfektem Deutsch, von wo ich gekommen war und ob ich Hitler gesehen hätte. Ich spürte, dass er mich respektierte. Ich sagte ihm, ich wäre aus Berlin gekommen. Ja, ich hätte Hitler vor vielen Jahren in München gesehen, wo ich Fotografie studierte. Er lächelte. Er bot mir eine Zigarette an, kam näher und fragte mich direkt: ‚Wissen Sie, wo Hitler ist?‘ Dieser arme russische Offizier versuchte verzweifelt, zu erfahren, wo Hitler war. Er kam immer wieder auf dieselben Fragen zurück, in der Hoffnung, ich würde ihm irgendwelche Tipps geben. Endlich gab er auf. Ich bedankte mich bei ihm für die Zigaretten und ging hinaus. Die anderen Männer hatten nicht geschlafen, seit ich weggebracht wurde. Sie fühlten sich ohne mich verloren.

Am nächsten Morgen hatten wir keine Zeit, unseren übrig gebliebenen Eintopf aufzuwärmen. Wir griffen eine Handvoll des kalten, steifen Essens und stopften es in unsere Mäuler. Es sollte für eine lange Zeit unsere letzte Mahlzeit sein. Als wir uns aufstellten, kamen immer mehr deutsche Gefangene hinzu. Weitere kamen hinzu, während wir marschierten. Meine Männer waren – verglichen mit anderen – in guter Form. Ein älterer Mann, blass und unterernährt, schaffte es nicht.

Als wir für die Nacht anhielten, schlossen uns die Wachen in eine leere Scheune. Wir waren zu müde, um ans Fliehen zu denken. Am nächsten Morgen hatten die Wachen etwas für uns zu essen. Wir erfuhren, dass sie es ‚Kasha‘ nannten.

Es war eine Erleichterung, als wir die Autobahn verliessen und auf einer Nebenstrasse durch die Dörfer gingen. Die Einwohner eines der Dörfer müssen uns erwartet haben. Die ganze Strasse entlang, vor fast jedem Haus, lagen entweder ein Korb oder ein Karton mit sauber eingepackten Broten.

Die Wachen jedoch gaben strenge Befehle, nichts anzufassen. Sie schossen auf die Behältnisse und auf die Brote. Als wir zusahen, wie das Was-

ser, die Milch und die Brote verschwendet wurden, wurde uns unsere wahre Lage bewusst. Wir waren dankbar für die Liebe und das Mitgefühl der deutschen Frauen in diesem kleinen Dorf. Wir kamen noch durch einige Dörfer, aber solch einen Empfang hatten wir nie wieder. Die Reaktion der Russen musste sich rumgesprochen haben. Als wir eines der Dörfer betraten, starrten uns Leute in weissen Hemden hinter den Fenstern an. Das ganze Dorf war zu einem Feldlazarett gemacht. Dies war nicht ungewöhnlich.

Wir kamen in der Mitte des Dorfes zu einem Halt. Verletzte russische Soldaten eilten aus den Häusern. Wir konnten ihren Hass förmlich fühlen. Aber wer konnte es ihnen verdenken?

Es war eine Erleichterung, als wir wieder marschierten und Beleidigungen und Gelächter hinter uns lassen konnten. Ich begann allmählich, mein Schicksal zu akzeptieren und zu erkennen, dass wir in Gottes Händen waren, und Er würde für uns sorgen. Wir waren dankbar, den Marsch jeden Tag zu schaffen und nicht tot liegengelassen zu sein.

Wir erreichten endlich Sagan, ungefähr 150 Kilometer südöstlich von Berlin, und gingen gleich in ein Lager ausserhalb der Stadt, früher von ehemaligen amerikanischen und russischen Kriegsgefangenen belegt. Das Lager erschien uns fast wie ein Paradies.

„Hey, wach auf, hör auf zu träumen, Hansarmin, du bist soeben in einem Kriegsgefangenenlager angekommen.“ Das war die wahre Realität.

Ein russischer Soldat stand auf dem obersten Punkt eines Hügels und las eine offizielle Durchsage auf Russisch vor. Hitler war tot. Der Krieg zu Ende. Das Saganlager sah nach dieser wundervollen Nachricht noch besser aus. Wir könnten hier überleben, bis sie uns nach Hause schickten.

Im Lager bemerkten wir eine Formation, die zusammentrat. Wir gingen näher heran, um zu erfahren, was vorging. Der Befehl lautete, 1'000 Männer für einen Transport fertig zu machen. Was für ein Glück, nicht mehr zu Fuss marschieren zu müssen, wir würden im Zug fahren. Eine lange Reihe Güterwagen wartete auf uns. Jemand rief: „Sind das dieselben Güterwagen, die benutzt wurden für den Transport von Leuten in Konzen-

trationslager oder von russischen Kriegsgefangenen, und jetzt für uns?' Ich überlegte: ‚Wenn diese Wände sprechen könnten, welche Trauer, welche Tränen und welchen Schmerz würden sie erzählens

Indem wir durch ein Loch im Wagen schauten, konnten wir sehen, dass wir uns in einer südöstlichen Richtung bewegten, was bedeutete, dass wir nicht in Richtung Heimat fuhren. ‚Wie lange, glaubst du, sind wir schon in diesem Wagen, zwei Tage, vielleicht drei?‘, fragte ich irgendeinen Beliebigen. ‚Wir sind endlich irgendwo angekommen. Ich kann sehen, dass es ein grosser, belebter Rangierbahnhof ist‘, antwortete ein Mann, der sein Auge am Loch hatte.

Es war Breslau, das Ende der Linie. Das hiesige Kriegsgefangenenlager fasste Tausende von Gefangenen. Vier von meinen Männern waren noch bei mir. Was auch immer gemacht werden musste, wir taten es gemeinsam. Ich sagte zu den Männern: ‚Sie haben uns hierhergebracht, um uns in den Osten zu schicken. Die Frage ist nur, wohin? In was für ein Lager werden wir geschickt? Sie würden sich nicht so viel Mühe machen, um uns in einigen Monaten wieder nach Hause zu schicken. Wir dürfen uns nicht täuschen.‘

Unsere kleine Truppe war bereit, das Beste aus allem zu machen. Bald wurde ein Transport zusammengestellt. Wir sassen dann in unserer Ecke im Waggon, bereit für das ‚Abenteuer‘, welches uns bevorstand. Es war ein gutes Gefühl, zu fahren, mit dem Wissen, wir würden irgendwann ein Ziel erreichen. Wir täuschten uns selber, aber es gab uns Hoffnung, und Hoffnung gab uns Vertrauen, und Vertrauen gab uns den Mut, was auch immer kommen möchte, zu akzeptieren.

Für jetzt gab es nur eine Realität: Wir waren in einem Zug in Richtung Russland, auf dem Weg in den Osten. Es war klar, die Russen würden uns nicht immer weiter in das Landesinnere bringen, wenn sie vorhätten, uns nächsten Monat oder nächstes Jahr nach Hause zu schicken. Tiefer und tiefer fuhren wir nach Russland hinein ...»



Wehrmachtsangehörige ergeben sich Rotarmisten

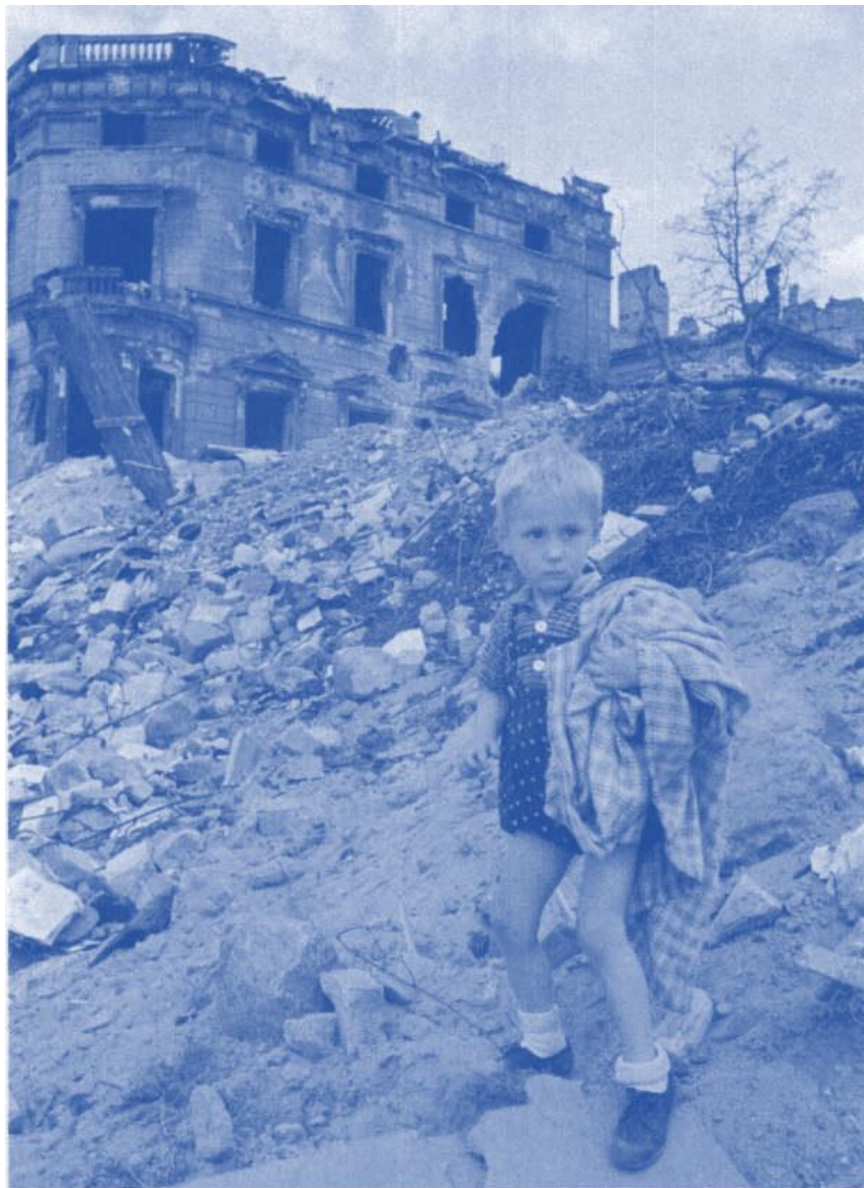




Die deutschen Soldaten geben ihre Waffen ab



Rotarmisten holen deutsche Soldaten aus den Tunneln der U-Bahn



Juni 1945 vor einem zerbombten Haus in der Luisenstrasse



Deutsche Soldaten auf dem Weg in die Kriegsgefangenschaft



Die inszenierte Identifizierung von Hitlers Leiche



Goebbels ' verbrannte Leiche im Garten der Reichskanzlei



Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde in Berlin-Karlshorst



General Weidling verlässt den Bunker am Ausgang Vossstrasse

*Film und Fotografie
als Dokumente des Kampfes
um Berlin im April/Mai*

MANFRED KÖHLER

Der sowjetische «Berlin»-Film von 1945

Am 27. Juni 1945 wurde in der Zeitung «Prawda» ein von W. Koschewnikow verfasster Artikel abgedruckt, der dem neuen Dokumentarfilm «Berlin» gewidmet war. Wenige Tage zuvor hatte in Moskau die Siegesparade stattgefunden, und der Film, der in kürzester Zeit hergestellt worden war, behandelte die heldenhaften, schicksalsschweren Ereignisse der vorausgegangenen zwei Monate. Der Artikel in der «Prawda» (wie auch Ausschnitte desselben in zahlreichen anderen Zeitungen) kann schwerlich als Rezension bezeichnet werden, in ihm wird lediglich der Inhalt des Films beschrieben. Der Artikel schliesst mit dem Fazit, dass «der Film ‚Berlin‘ mit grosser Genugtuung von Millionen von sowjetischen Zuschauern» aufgenommen wurde. Heute erscheint das wie ein Klischee, doch zur damaligen Zeit hatte der Film tatsächlich eine übergeordnete historische und künstlerische Bedeutung.

Autor des Films war Juli Raisman, einer der bekanntesten und vielfach ausgezeichneten Regisseure. Seinen Weg zum Film fand er in den 1920er-Jahren. Zunächst hatte er den bescheidenen Posten eines Literaturberaters und Regieassistenten in der Filmschmiede «Meshrabpom-Rus» (heute Gorki Filmstudio), aber bereits Ende der 1920er-Jahre war er 2. Regisseur. Die Mehrzahl seiner Filme behandelt aktuelle Themen. Bis Mitte der 1980er-Jahre gehörte er zu den aktivsten sowjetischen Regisseuren. Noch mit über 90 Jahren war Juli Raisman nach wie vor Chef von «Ark-Film»,

einem der Studios von «Mosfilm», bevor er im Jahr 1994 verstarb. Man nannte ihn «den letzten Mohikaner des sowjetischen Kinos».

1945 war Raismann bereits ein anerkannter Regisseur und Träger dreier Stalin-Preise. Die ihm übertragene Aufgabe, einen Film über die Schlacht um Berlin zu schaffen, bedeutete für ihn eine grosse Ehre. Bis dahin hatte der Regisseur nur vereinzelt Erfahrungen im Dokumentarfilmbereich gemacht, etwa mit dem von ihm 1944 geschaffenen Film «Zur Frage der Aussöhnung mit Finnland». Den Erinnerungen Raismans zufolge wurde beschlossen, den Plan des Angriffs auf Berlin zum dramaturgischen Gerüst des Films zu machen. Jedoch änderte sich die Situation auf dem Kriegsschauplatz und damit auch das filmische Konzept. Über unverfälschte Filmaufnahmen verfügten die Filmabteilungen der 1. Belorussischen und 1. Ukrainischen Front, ca. 40 Kameraleute waren hier beschäftigt. Der Kontakt zwischen den Aufnahmeleitern und ihnen sollte ununterbrochen aufrechterhalten werden, daher verfügte das Drehteam über mannigfaltige Fernmeldeverbindungen. Dem Team standen Kradmelder zur Verfügung, eine Telefonverbindung wurde zur Politabteilung der Armee hergestellt, wohin die Kameraleute alle zwei Stunden über das von ihnen gefilmte Material Bericht erstatteten. Über den Sekretär des Militärates teilten sie regelmässig ihren Standort mit, sodass zu jedem beliebigen Zeitpunkt dem jeweiligen Kameramann bestimmte Instruktionen zum Drehen gegeben werden konnten. Die Aufnahmeleiter waren stets über die Truppenbewegungen informiert: Sondergenehmigungen für die Benutzung von Flugzeugen wurden erteilt, sodass man in weniger als einer Stunde zu einem beliebigen wichtigen Frontabschnitt gelangen konnte.

Raismann zufolge war der Erfolg der Arbeit von den Kameraleuten abhängig. Viele von ihnen hatten den gesamten Krieg mitgemacht, und jetzt, auf der letzten Etappe, war es ihr sehnlichster Wunsch, das Hissen der Flagge auf dem Reichstag zu filmen. In den Tagen der Berliner Schlacht versammelte sich das Drehteam morgens beim Stab, wo die Kameraleute ihre Anweisungen für den jeweiligen Tag erhielten. Jeder fuhr zu dem ihm zugewiesenen Objekt, jedoch bereits am Mittag konnte man alle Kameraleute in der ersten Reihe der Abteilung wiederfinden, die den Reichstag erstürmen sollte.

Die Arbeitsbedingungen des Drehteams (wie auch während des gesamten Krieges) waren äusserst ungewöhnlich. Am Morgen des Angriffs auf Berlin wurden die Soldaten im Geschützfeuer gefilmt. Die Kameraleute nutzten den Feuerschein der Geschützsalven als Beleuchtung. Ebenfalls ungewöhnlich gestalteten sich die Aufnahmen anlässlich der Unterzeichnung der Kapitulation. Die Zeremonie war für 3 Uhr nachmittags angesetzt, dann wäre der Saal vom Tageslicht erleuchtet, d.h. es liess sich ohne zusätzliche Beleuchtung arbeiten. Doch der Beginn der Zeremonie verzögerte sich, und es wurde dunkel. Trotzdem konnte die historisch wichtige Aufnahme gemacht werden, weil es gelungen war, Beleuchtungsapparate aus Hitlers Reichskanzlei herbeizuschaffen.

Juli Raisman erinnert sich oft daran, wie er am Abend des 9. Mai in einem Sonderflugzeug mit dem in den vergangenen Tagen gefilmten Material nach Moskau flog und beim Anflug auf den Flugplatz durch die Bullaugen den Salut zu Ehren des Sieges sah.

Der Film wurde in den Zentralen Studios für Dokumentarfilme geschnitten. Eine Menge Material war vorhanden: Über 30.000 Meter Film, aufgenommen von den Kameraleuten der Front, und ca. 20.000 Meter erbeuteter deutscher Filmchroniken. Von 250.000 Bildstreifen wurden 957 ausgewählt. Eine gewichtige Rolle spielten dabei die Cutter, die in den Jahren des Krieges gelernt hatten, mit Kriegsmaterial zu arbeiten. «Berlin» wurde in 18 Tagen fertiggestellt.

1946 wurde der Film mit dem Stalin-Preis ausgezeichnet und erhielt den 1. Preis des Kino-Festivals in Cannes. 1967 wurde der Film von dem damaligen Regisseur und Autor des Kommentars, N. Schpikowskij, dahingehend überarbeitet, dass eine objektivere Beurteilung der historischen Ereignisse gewährleistet war.

BERLIN. 9 Folgen. Zentrales Studio für Dokumentarfilme; 1945. Autor/Regisseur J. Raisman. Schnitt E. Swilowoj, I. Setkinoj. Kamerateam der 1. Beloruss. Front: N. Schpikowskij, E. Wolk, A. Usolzew, A. und E. Alexejew, I. Arons, N. Wichirew, K. Wenz, G. Giber, G. Gulobow, B. Dementjew, L. Dulzew, G. Epifanow, D. Ibragimow, R. Karmen, I. Komarow, N. Kiselew, A. Lewitan, F. Leontowitsch, W. Leserson, G. Muchin, L. Masrucho, I. Panow, M. Poselskij, S. Semenow, W. Solowjew, A. Sofin, G. Senotow,

B. Sokolow, W. Simchowitsch, W. Tomberg, W. Frolenko, M. Schneidewrow. Kamerateam der 1. Ukrainischen Front: G. Alexandrow, M. Abarow, A. Bogorow, N. Bykow, P. Gorbenko, G. Ostrowskij, K. Browin, A. Pogorelyj, S. Scheinin. Leiter der Kamerateams der Fronten: L. Saakow und M. Oschurkow.

Filme von J. Raisman

Schachfieber, 1925 (episodische Rolle), Bärenhochzeit, 1925 (Regieassistentz), Prozess um drei Millionen, 1926 (Regieassistentz), Der Einundvierzigste, 1926 (Regieassistentz), Der Kreis, 1927 (Regie), Das Zuchthaus, 1928 (Regie), Durstige Erde, 1930 (Regie), Die Erzählung von Umar Chapzok, 1932 (Regie), Die Flieger, 1935 (Regie), Die letzte Nacht, 1936 (Co-Autor, Drehbuch, Regie), Neuland, 1939 (Regie), Maschenka, 1942 (Regie), Zur Frage der Aussöhnung mit Finnland, 1944 (Autor-Regisseur, Co-Autor, Drehbuch und Text), Der Himmel von Moskau, 1944 (Regie), Berlin, 1945 (Autor und Regisseur), Der Zug rollt Richtung Osten, 1947 (Regie), Rajnis, 1949 (Regie), Kavalier des Goldenen Sterns, 1951 (Regie), Lektion des Lebens, 1955 (Regie), Kommunist, 1957 (Regie), Und wenn es Liebe ist?, 1961 (Regie), Dein Zeitgenosse, 1967 (Regie, Co-Autor des Drehbuchs), Eine höfliche Visite, 1973 (Regie), Die fremde Frau, 1978 (Regie), Glückliches Leben, 1982 (Regie), Zeit der Wünsche, 1984 (Regie).

Veröffentlichungen in der Presse anlässlich der Premiere des Films «Berlin»

Iswestija 4.7.1945
Moskowskij Bolschewik 28.6.1945
Sowjetskoje Iskusstwo 9.6.1945
Wetschernaja Moskwa 23.5.1945
Komsomolskaja Prawda 9.6.1945
Krasnaja Swjesda 28.6.1945
Krasnyj Flot 28.6.1945
Trud 28.6.1945
Gudok 1.7.1945 u.a.

Berlin – ein Dokumentarfilm (Besprechung in der «Täglichen Rundschau» vom 20. Juli 1945)

Am 18. Juli lief in Berlin der grosse russische Dokumentarfilm «Berlin» an. Der unter der Leitung des Regisseurs Raisman und unter leitender Mitwirkung des Stabes und der politischen Leitung der 1. Belorussischen Front entstandene Film gewährt noch einmal einen Rückblick auf die letzte entscheidende Kampfphase der Roten Armee gegen das faschistische Deutschland, die Einnahme Berlins und die Kapitulation der deutschen Streitkräfte.

Der Film führt zunächst mitten in die Ereignisse hinein. In packenden Bildern erleben wir den Kampf um den Reichstag, gehen, geführt von der Kamera, durch die bereits eingenommene Reichskanzlei, stehen im glas- und schuttübersäten Arbeitszimmer Hitlers vor dem Schreibtisch, auf dem noch die Erdkugel thront, vor der er seine verbrecherischen Ränke spann, deren Hauptinhalt die Eroberung und Versklavung der ganzen Welt war.

Dann wird das Rad der Zeit zurückgedreht. Wir sind an der Front von Stalingrad, wo mit der Zerschmetterung der deutschen Armeen letzten Endes das Schicksal Berlins entschieden wurde.

Von Wolga über Don, Desna, Dnjepr, Bug und Weichsel treibt die Rote Armee die Deutschen vor sich her bis an die Oder, überschreitet den «Strom des Schicksals», zerschlägt in harten Kämpfen die deutschen Widerstandslinien und tritt zum Sturm auf die Metropole des faschistischen Reiches an. Vor uns erstehen noch einmal die furchtbaren Tage, da in den Strassen Berlins die Kämpfe tobten. Wir werden Zeugen des Augenblicks, da über der Ruine des Reichstags das rote Banner des Sieges gehisst wird, und wir erleben die Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation

durch die letzten Vertreter des endgültig am Boden liegenden deutschen Militarismus. Mit einigen Aufnahmen aus Moskau, das in stolzer Freude den Sieg feiert, schliesst der Film, der ein historisches, wahrheitsgetreues Dokument des Kampfes und des Sieges der Roten Armee ist, und darüber hinaus ein künstlerisch hervorragendes Werk russischen Filmschaffens. (Ilju)

**«,Berlin' – ein grosser sowjetrussischer Dokumentarfilm
(Berliner Zeitung von Freitag, den 20. Juli 1945)**

Sojusiniogkino bringt am heutigen Donnerstag im Berliner Marmorhaus den grossen sowjetischen Dokumentarfilm «Berlin» zur deutschen Uraufführung. Dieser Film wurde von Regisseuren und Kameraleuten der 1. Belorussischen Front aufgenommen. Er ist ein historischer Bericht der letzten, entscheidenden Schlacht der Roten Armee gegen das faschistische Deutschland, der Einnahme von Berlin und der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Streitkräfte. Ab Freitag läuft der Film in etwa vierzig Berliner Filmtheatern.»

Die sowjetischen Kameraleute des «Berlin»-Films von 1945

243 Kameraleute arbeiteten in den Kriegsjahren von Juni 1941 bis Mai 1945 in der Roten Armee, 43 von ihnen starben an der Front. Dreieinhalb Millionen Filmkilometer drehten sie insgesamt, davon rund 30.000 Meter während der Kämpfe um Berlin. Tatsächlich waren im Mai 1945 insgesamt 38 russische Kameraleute vor den Toren Berlins und in Berlin beteiligt. Die «Frontberichterstatter», so die offizielle Bezeichnung, rückten zusammen mit den Vorausabteilungen der Roten Armee in Berlin ein. Das Frontkommando stellte den Leitern der einzelnen Reportergruppen Kradmelder zur Verfügung, sodass die Reporter dem Stab aus den einzelnen Stadtteilen alle zwei Stunden Meldung machen konnten, was sie alles aufgenommen hatten. Alle Kameraleute waren Offiziere der Roten Armee und hatten in der Regel den Dienstgrad «Kapitän».

Sie alle wirkten mit am geplanten Dokumentarfilm «Berlin», der die Endphase und den Höhepunkt des Filmepos «Der Grosse Vaterländische Krieg» beinhaltet. Regisseur und Autor war Juli Jakowlewitsch Raisman, der auch die Dreharbeiten leitete. Er war eigentlich Spielfilmregisseur, und so sind viele Teile des sowjetischen Dokumentarfilms «Berlin» inszeniert und symbolhaft rekonstruiert worden. Die noch vorhandenen Schnittreste zeigen, dass wirkungsvoll inszenierte Kampfszenen mehrfach vor der Kamera wiederholt wurden. Schon vor Beginn der Kämpfe um Berlin begannen die Kameraleute, geeignete Bilder zu machen. Leon Masrucho erinnert sich: «Ich war der erste Filmreporter über Berlin. Ich machte den Vorschlag, Berlin in seinem jetzigen Zustand zu zeigen. Luftaufnah-

men, die nach dem Krieg gemacht würden, hätten dann den Kontrastvergleich. Wir waren darauf vorbereitet, dass es sich um einen schweren letzten Kampf handeln würde und vieles von dem, was jetzt noch stand, in Ruinen, Schutt und Asche versinken würde.» 14 Tage lang wartete man auf eine günstige Wetterlage, um mit einem modernen Flugzeug in grosser Höhe Berlin zu überfliegen. Am 12. April war es endlich so weit. Drei 16-Millimeter- und drei 35-Millimeter-Kameras wurden aussen an das Flugzeug angebracht, die Bedienung erfolgte von innen. Aus 8'000 Metern Höhe und bei einer Aussentemperatur von minus 40 Grad Celsius wurden trotz ständigem Flak-Sperrfeuer der deutschen Luftabwehr und Verfolgung durch deutsche Focke-Wulf-Jäger brauchbare Aufnahmen vom Tiergarten, von der Reichskanzlei, dem Reichstag, der Siegestsäule, des Alex und des Doms gemacht.

Am 21. April erreichten die ersten Frontkameraleute mit den Panzersoldaten im T-34 den Berliner Autobahnring. Über die Vororte Blankenburg und Malchow gelangten sie bis in den Bezirk Weissensee. Am 22. und 23. April drehte der Kameramann Roman Karmen schon in Siemensstadt. Ein anderer Kameramann, Moissej Schneiderow, schildert das Gesehene: «Erstaunt waren wir über die Härte der Kämpfe. Ich hatte schon mehrfach Strassenkämpfe gefilmt, aber die in Berlin übertrafen alles Vorherige. Charakteristisch erscheint mir noch heute, dass um jede Kreuzung erbittert gerungen wurde, während in den von uns besetzten Strassenzügen – wenn man das so sagen kann – das Leben sich schlagartig zu ‚normalisieren‘ begann. Die Menschen kamen aus den Kellern, man stürzte an die Luft, auf die Wasserleitungen und Strassenpumpen, kleine Kneipen zogen die Rollos hoch ... Man bekam schon ein Glas Bier aus Flaschen oder vom Fass, wo fünfhundert Meter weiter noch um eine Kreuzung gekämpft wurde.»

Der Einsatz von grosskalibrigen Kanonen der Sowjets im Zentrum der Stadt, die langen Kolonnen von gefangenen Volkssturmluten und Hitlerjungen, die Salven der Katjuschas, die Szene, wo eine riesige Häuserruine zusammenstürzt und beinahe mehrere Frauen unter sich begräbt, die Szene, wo Frauen mit Kinderwagen durch die Strassen laufen, eine Frau

stürzt und liegenbleibt: Dies alles sind Originalaufnahmen, die zwischen dem 29. April und dem 1. Mai entstanden. Die Situation für die Frontkameraleute war unübersichtlich, da keiner wusste, wo nun die wichtigen Entscheidungen fielen. Jeder versuchte, sein Material zu sparen für den letzten Sturm, das Finale von Berlin.

Die meisten Filmreporter und Fotografen hatten sich der 3. Stossarmee unter General Bersarin angeschlossen, wie der russische Fotoreporter Chaldej (siehe auch das Interview mit Chaldej in diesem Buch). 25 Kameraleute und Fotografen waren dort unter der Leitung von Major Saakow, dem Chef der Frontkameraleute, während der Berliner Operation tätig. Zunächst hatten die Journalisten und Kameraleute vom Armeestab die Information erhalten, Hitler persönlich leite die Verteidigung Berlins. Das Schloss Bellevue im Tiergarten sei seine Residenz, sein Stab befinde sich wahrscheinlich in den tiefen Kellern des Schlosses. Erst später, durch die Information des deutschen Generals Krebs an Tschuikow, erfuhren die Reporter, dass nicht das Schloss im Tiergarten, sondern der unterirdische Bunker in der Reichskanzlei Hitlers Residenz war.

Als die 3. Stossarmee zum Sturm auf den Reichstag ansetzte, war zunächst kein einziger Kameramann zugegen. Erst im letzten Moment kam der Kameramann Seuchowitsch in die vordersten Linien des stürmenden 79. Korps. Er berichtet: «30. April, sechs Uhr abends ... vor Explosionen, Qualm und Staub konnte man nichts mehr sehen.» In einem zerstörten Haus gegenüber dem Reichstag traf der Kameramann Seuchowitsch schliesslich eine der Stossgruppen, die sich unmittelbar an den Reichstag herangeschlichen hatte und ihre Fahne auf der Kuppel des Reichstages hissen wollte. (Viele Gruppen bereiteten sich auf den letzten Sturm auf den Reichstag vor, jede hatte ihre Fahne, die sie aufpflanzen wollte.) Seuchowitsch überredete die stürmenden Soldaten, mit entrollter Fahne das Hauptportal, das mit einer Mauer aus Ziegelsteinen abgeschirmt war, hochzulaufen. Er machte seine Bilder, dann war der Film zu Ende, und die Kamera musste neu eingelegt werden. Erschwerend kam hinzu, dass es bei den von den Sowjets benutzten Bell- und Howell-Aufnahmekameras

keine Schnellwechsellkassetten gab. Der Film musste im Dunkelsack in die Kamera eingelegt werden. Inzwischen waren die Soldaten mit der Fahne längst im Reichstag verschwunden. Im Inneren wurde um jedes Stockwerk verbissen gekämpft. Kurz vor dem Zugang zum Dachstuhl, der zur Kuppel des Reichstags führte, fand Seuchowitsch die Soldaten mit der Fahne wieder. Ein Zugang zum höchsten Punkt des Reichstags, auf dem die rote Fahne wehen sollte, war nicht möglich, da das Dach brannte. So wurde die Fahne auf dem Aussensims an der grossen Skulpturengruppe der Nordseite angebracht. Einige Soldaten und Offiziere stellten sich daneben und gaben aus ihren Revolvern und Gewehren unaufhörlich Salutsschüsse ab. Dieser Moment am 1. Mai 1945 zwischen vier und fünf Uhr morgens wurde mit der Kamera festgehalten, übrigens auf deutschem Beutefilm Ultrarapid, sehr lichtempfindlich, nicht grobkörnig, ein für diese Zeit sehr gutes Material mit einer Empfindlichkeit von 21° DIN.

Durch Zufall wurde der Kameramann M. Schneiderow am Abend des 2. Mai informiert, dass die Leiche Goebbels im Garten der Reichskanzlei gefunden worden war. Er erfuhr, dass am Morgen des 3. Mai eine Kommission zur Identifizierung der gefundenen Leichen gebildet werden würde. «In der Frühe des 3. Mai wurde ich geweckt und sah, wie sich eine Kolonne von einem Dutzend Pkw formierte. Ich dachte, wir würden zur Reichskanzlei fahren, aber es ging in Richtung Norden. Nach ziemlich langer Fahrt langten wir im Zuchthaus Plötzensee an. Dorthin hatte man die Leichen von Goebbels, seiner Frau, seiner sechs Kinder und auch des Generals Krebs geschafft. Die Leiche von Goebbels lag auf einem Tisch in einem Extra-Raum.» Zur Identifizierung waren von deutscher Seite der Vizeadmiral Voss, der Koch Hitlers und der Leiter des Garagendienstes der Reichskanzlei vorgeführt worden. Sie waren bereits Kriegsgefangene. Die Voraussetzungen, in den engen Räumen ohne Licht Aufnahmen machen zu können, waren nicht gegeben. Scheinwerfer waren nicht aufzutreiben. Trotz dieser Unzulänglichkeiten drehte Schneiderow einige brauchbare Meter ohne Stativ und statt der erforderlichen 24 Bilder/Sekunde mit 8 Bilder/Sekunde. Schneiderow konnte den verantwortlichen General Wladys überreden, dass die Leichen auf den Hof des Zuchthauses Plötzensee

niedergelegt wurden. Für die Filmaufnahmen simulierten Vizeadmiral Voss und General Wladys die Identifizierung der Goebbels-Familie.

Inszeniert waren auch die Bilder, die die Kapitulation zeigten: Am Nachmittag des 6. Mai hatte man den letzten Kampfkommandanten von Berlin, General Weidling, und seinen Stab in die Bunkerräume der Reichskanzlei geführt. Als diese durch den Ausgang in der Vossstrasse wieder hochstiegen, entstanden die Bilder, welche als Kapitulation und Gefangennahme des Generals und seines Stabes bezeichnet wurden.

Interview mit Jewgenij Chaldej vom April 1994

Jewgenij Chaldej ist der Fotograf des berühmten Fotos vom Hissen der roten Fahne durch Sowjetsoldaten am 2. Mai auf dem Reichstag.

In einem Interview vom April 1994 sagte er u.a.:

Sie sind ja nun von Murmansk nach Berlin als Fotograf gegangen, waren überall bei entscheidenden Ereignissen dabei. Was war denn Ihr Auftrag?

Chaldej: Ich war Fotograf bei der TASS, d.h. bei der Agentur der Fotochronik TASS, und meine Aufgabe war es, die Ereignisse an allen Fronten, überall dort, wo ich war, zu beleuchten. Ich nahm diese Aufgabe sehr ernst. Im Verhältnis zu meinen Kollegen war ich übereifrig und bemühte mich, all diese Ereignisse entsprechend festzuhalten, damit man sie noch nach einem oder zwei, nach 10, 20 oder 50 Jahren betrachten könne.

Haben Sie sich denn eher als Künstler verstanden oder als Journalist?

Chaldej: Nein, nicht als Journalist. Ich war ausschliesslich darauf bedacht, anhand der Fotografie Einprägendes zu schaffen und dabei das Geschehen möglichst interessant darzustellen. Ich komponierte Bilder. Journalist war ich nicht, ich schrieb nicht. Mittels der Fotografie wollte ich die Dinge darstellen, auf dass sie verständlich und greifbar wurden.

Ich würde jetzt gerne auf das berühmte Foto vom Reichstag kommen. Wurden Sie dafür ausgewählt, oder wie ist es dazu gekommen?

Chaldeij: Nein, ich wurde nicht ausgewählt. Wissen Sie, über den Reichstag sind in den vergangenen 50 Jahren so viele verschiedene Legenden verbreitet worden. Es gab viele Fotografen, Fotografen bei der «Prawda», der «Iswestija», der «Komsomolskaja Prawda», beim apn, also sie kamen von überall her. Ich arbeitete, wie gesagt, für die Fotochronik der TASS und brachte insgesamt drei Flaggen mit nach Berlin. Eine hisste ich am 30. April (ich werde Ihnen das Foto zeigen) auf dem Flughafen Tempelhof, eine brachte ich auf dem Brandenburger Tor an, und die dritte schliesslich hisste ich auf dem Reichstag. Als alle meine Kollegen dort standen, jubelten und Salutschüsse abgaben, ging ich auf die andere Seite, wählte den entsprechenden Bildausschnitt und machte das Foto, das später berühmt werden sollte. Ich fand nicht sofort den richtigen Bildausschnitt, man musste auf die Details achten ...

Wann wurde das Foto gemacht?

Chaldeij: Am 2. Mai, frühmorgens.

Und hatten Sie sich einen Rotarmisten gesucht?

Chaldeij: Ja, unten. Ich kam am 2. Mai frühmorgens in den Reichstag, dort war ein lärmendes Wirrwarr von deutschen und russischen Soldaten, im Erdgeschoss brannte es – so war die Situation. Ich zog meine rote Fahne heraus, und ein Soldat, der das sah – es ist der Soldat, der auf dem Foto die Fahne hält –, rief zu mir herüber: «Leutnant», nein, «Major, gehen wir auf das Dach!» Wir gingen also auf das Dach. Sehen Sie dieses Stück Stoff hier? Es fehlen die sowjetischen Hoheitszeichen Hammer und Sichel, obwohl es russische Soldaten sind.

Warum glauben Sie, dass das inszenierte Foto vielmehr aussagt über den Moment als das Original?

Chaldeij: Nun, weil es in Eile entstanden ist. Das andere Foto ist genauso authentisch und nicht inszeniert. Es ist ein wirkliches Original, denn es

zeigt sowjetische Soldaten, die in Berlin auf dem Reichstag die sowjetische Flagge zum Zeichen des Sieges über Deutschland hissen.

Es ist weit verbreitet, dieses Foto eines historischen Momentes.

Chaldeij: Ja. Aber ich habe diese Szenerie nicht sofort vorgefunden. Ich bin über das Dach gegangen und musste mich erst «einschiessen». Als ich den Soldaten dort mit der Flagge stehen sah, wusste ich, dass es das noch nicht sein konnte. Ich schaute mir das Ganze mit dem Brandenburger Tor und dem brennenden Berlin im Hintergrund an. Auf diesem Foto aber, obwohl es auf dem Reichstag gemacht wurde, kann man Berlin nicht sehen.

Können Sie etwas die Atmosphäre beschreiben, in der das Ganze stattfand, denn der Krieg war ja noch nicht zu Ende?

Chaldeij: Es war eine verwirrende Situation. Ich fotografierte das Meeting am besagten Brandenburger Tor. Sogar General Krebs habe ich noch am Vorabend des 1. Mai fotografiert. Das ist der berühmte General Krebs – ich zeige Ihnen ein Foto von ihm –, der als Parlamentär von Goebbels zum Stab von Tschuikow kam, um den Tod Hitlers mitzuteilen. Das war am 1. Mai, in den frühen Morgenstunden. Er kam mit einer weissen Fahne, dieser General Krebs, der der letzte Generalstabschef der deutschen Armee war. Also er kam, und ich war der einzige Fotograf, der bei dieser Gelegenheit zugegen war, um ihn abzulichten. Was nun die Atmosphäre anbelangt, so spürte man den nahen Sieg. Krebs hatte Tschuikow vom Selbstmord Hitlers berichtet. Das war natürlich furchtbar, weil man Hitler natürlich lebend haben wollte ... Tschuikow berichtete es Shukow. Shukow riss Stalin in Moskau aus dem Schlaf. Es war der 1. Mai, der Adjutant sagte, der 1. Mai sei ein Feiertag und Stalin würde sich ausruhen. Shukow beharrte darauf, Stalin zu sprechen. Shukow sagte Stalin, dass General Krebs als Parlamentär von Goebbels gekommen sei, um darüber Mitteilung zu machen, dass Hitler Selbstmord begangen hatte. Stalin sagte seufzend: «Schade, schade, dass ihr ihn nicht gekriegt habt. Er hat seinen letz-

ten Trumpf ausgespielt.» Shukow sagte zu Stalin, Krebs verlange Verhandlungen. Stalin beharrte aber auf bedingungsloser Kapitulation. Nachdem Krebs diese Antwort übermittelt worden war, fuhr er zurück in die Reichskanzlei und erschoss sich dort. Das war sein Schicksal.

War es Ihnen möglich, die Leiche von Hitler bzw. das, was von ihm übrig war, abzulichten?

Chaldeij: Nein, eine solche Möglichkeit bot sich nicht. Als wir in die Reichskanzlei kamen, wurde uns lediglich ein Erdtrichter gezeigt. Man sagte uns, dass man die Leiche von Hitler und Eva Braun in diesem Trichter im Hof der Reichskanzlei verbrannt hatte. Nun, wir gingen dorthin, und tatsächlich war da ein Trichter, und wir sahen auf dem Grund eine schwarze Masse, mehr war nicht zu erkennen. Danach fand ein regelrechter Wettstreit um Hitlers Leiche statt...

Doch Sie nahmen daran nicht teil.

Chaldeij: Nein, ich nahm nicht daran teil. Ich brauchte etwas Konkretes, um ein Foto machen zu können. Vor mir waren das Brandenburger Tor und der Reichstag, also begab ich mich dorthin, um wenigstens irgendetwas zu bekommen.

Ich möchte noch einmal zu dem Reichstagsfoto zurück. Warum war der Reichstag so wichtig?

Chaldeij: Der Reichstag war die ganze Zeit über in aller Munde. Schon lange vor dem Sieg wurde davon gesprochen, dass die Siegesfahne einmal auf dem Reichstag gehisst werden sollte. Der Reichstag, auch als er schon in Flammen aufgegangen war, wurde als das massgebliche Gebäude, als Symbol für Deutschland, angesehen...

IRMGARD VON ZUR MÜHLEN

Zur Entstehung des Fernseh- und Videofilms «Der Totenkampf der Reichshauptstadt»

Vor mir liegen 70 Rollen Filmmaterial, 30.000 Meter, die Zeugnis ablegen von den Kämpfen um Berlin, vom Totenkampf der Reichshauptstadt Ende April bis Anfang Mai 1945. 30.000 Meter, von den Kameramännern gedreht, die jede Truppeneinheit der sowjetischen Armee begleiteten. Sie arbeiteten unter Einsatz ihres Lebens, denn die Härte des Kampfes, der Mut jedes einzelnen Rotarmisten sollte in einem Film, einer Dokumentation über den Grossen Vaterländischen Krieg, deutlich zum Ausdruck kommen. In dem Dokumentarfilm «Kampf um Berlin», von Juli Raisman 1945 hergestellt, wurden von den 30.000 Metern Filmmaterial nur 957 Meter verwendet, der Rest, 70 Rollen Filmmaterial, lag seitdem im Staatlichen Filmarchiv der Sowjetunion in Krasnogorsk.

Als die Chronos-Film 1969 den Film «Schlacht um Berlin. Das Jahr 1945» von Franz Baake und Jost von Murr produzierte, stand lediglich eine unvollständige Fassung des Films von Raisman zur Verfügung, aus der einige Szenen kopiert und verwendet werden konnten. Um dennoch ein umfassenderes Bild jener Zeit zu vermitteln, waren wir auf Fotos angewiesen. Ich war mit den Recherchen beauftragt und fand in mühseliger Suche Fotografen, die damals Aufnahmen, teilweise heimlich, gemacht hatten. Andere wiederum, die noch im Besitz eines Fotoapparates waren, konnten mir Motive aus den ersten Tagen der Nachkriegszeit zur Verfügung stellen. Doch sind Fotos in einem Film nur ein Ersatz für die damals noch unzugänglichen Aufnahmen der sowjetischen Kameraleute.

Erst 1993 wurde das Ausgangsmaterial für den jetzigen Videofilm, jene 70 Rollen, vom Staatlichen Filmarchiv in Krasnogorsk freigegeben. Bei Sichtung des Materials war interessant zu sehen, nach welchen Kriterien es geordnet wurde. Da die über 200 Kameramänner an verschiedenen Stellen der Front vor und in Berlin eingesetzt waren, filmten sie, was sie für wichtig hielten, ohne Absprache untereinander oder mit dem Regisseur Raisman. Alle Aufnahmen wurden sofort nach Moskau zur Entwicklung geschickt. Raisman sah sich einer wahren Flut von Material gegenüber, das sich zum Teil in Motiv und Thematik ähnelte und wiederholte. Er ordnete die Aufnahmen nicht nach zeitlichen oder örtlichen Gesichtspunkten, sondern nach Themen, z.B. Strassenkämpfe, Brände, Panzer, Artilleriegeschütze, Gefangennahme deutscher Soldaten, Abmarsch von Kolonnen von Gefangenen, Versorgung der Bevölkerung, Offiziere der deutschen Armee, Verhöre, Siegesfeiern sowjetischer Soldaten, Anschläge des ersten Befehls an Mauern, Litfasssäulen, Bäumen, und Berliner, die diesen Befehl lesen.

Eine Stunde Material bezieht sich auf die Vorbereitungen der Offensive an der Oder.

Bei der Fülle des Materials fällt auf, dass es nur wenige Aufnahmen von der Truppe von Konew gibt, die Berlin von Süden her kommend einnahm. Seine Kameramänner wurden abgezogen, um in Dresden, Prag und vor allem in Torgau die so bedeutende Begegnung zwischen den Sowjets und den Amerikanern an der Elbe zu filmen. Von Shukow dagegen gibt es sehr viele Aufnahmen, die jedoch nur zu einem geringen Teil im Film verwendet wurden.

Farbaufnahmen wurden 1945 erst später gemacht: Anfang Juni die Siegesparade in Moskau und im Juli/August die Potsdamer Konferenz. Entwickelt und bearbeitet wurde das Farbmateriale bei Agfa in Wolfen, so lange, bis die gesamte Anlage demontiert und nach Moskau gebracht wurde.

Die im Film verwendeten Sequenzen unterscheiden sich deutlich von denen, die ich jetzt sah. Im Film «Kampf um Berlin» steht der heldenhafte Kampf des einzelnen Rotarmisten im Vordergrund; dramatische Aufnahmen, die Soldaten in den verschiedensten Situationen im Einsatz zeigen:

in brennende Häuser laufend, verborgen in Ruinen Stellung beziehend, vorsichtig spähend, teilweise robbend von einer Häuserecke zur anderen vordringend, Rotarmisten an Geschützen, umgeben von Rauch, Qualm und Feuer. Ausführlich zeigt der Film die Erstürmung des Reichstags und die Hissung der Fahne, die Siegesfeiern, die Kapitulation der deutschen Generalität.

In den sogenannten Resten dagegen gibt es viele Aufnahmen, auf denen nur schwer etwas zu erkennen ist, alles versinkt in Qualm und Rauch, wie Silhouetten im Hintergrund erscheinen die Soldaten. Es gibt Szenen mit toten Zivilisten und Soldaten auf den Strassen zwischen dem Abfall des Krieges, amerikanische Jeeps und Panzer von Sowjets gefahren, brennende sowjetische Panzer, Aufnahmen, die das Leid der deutschen Bevölkerung widerspiegeln.

Daneben gibt es Szenen, die auf den ersten Blick unglaublich erscheinen, inszeniert wirken. Ein Geschütz, mitten auf dem Bürgersteig, eine Gruppe von Rotarmisten, die um die Ecke laufen, das Geschütz in Besitz nehmen und weiterlaufen. Noch auffallender die Einstellung, in der neben einer in Ruhe an einer Wasserpumpe wartenden Schlange von Zivilisten Rotarmisten ein Geschütz wieder und wieder laden und abschießen.

Beim Sichten des Materials tauchen immer wieder Fragen nach der Echtheit auf. Klarheit kommt erst durch Augenzeugenberichte, durch das Gespräch mit den Kameraleuten. Sie erklärten: Qualm, Russ und die Heftigkeit der Kämpfe machten es in der Dunkelheit inmitten des Rauches unmöglich, gute Aufnahmen vom Einsatz der Rotarmisten in Naheinstellungen zu drehen. Allenfalls Totalen, allgemein Atmosphärisches, konnten gefilmt werden. Bei der Eroberung des Reichstags, bei der Hissung der ersten Fahne an einer Ecke des Gebäudes durch eine russische Majorin, war kein Kamerateam dabei, ebenso wenig bei der Kapitulation des Stadtkommandanten Weidling. Szenen, die für einen Film aber von herausragender Bedeutung waren. Nach Kriegsende schickte Stalin weitere Kameraleute nach Berlin, wichtige Szenen wurden jetzt nachgedreht, so die Hissung der roten Fahne auf dem Reichstag, von höchster Symbolkraft für die Sowjets. Bei günstigen Lichtverhältnissen wurden nachträglich insze-

nierte Kampfscenen gefilmt, in geradezu kunstvoll arrangierten Einstellungen, gelungene Bildkompositionen.

Wie es zu der immer wieder gezeigten Szene von der Kapitulation der deutschen Generalität kam, berichtet der ehemalige Stabschef von General Weidling, Oberst von Dufving.

Vier Tage, nachdem die Generäle gefangen und nach Strausberg gebracht worden waren, wurden sie von den Sowjets aufgefordert, in ihrer Generalsuniform mit allen Auszeichnungen auf einen Lastwagen zu steigen. Es hiess, sie müssten in Berlin in der Reichskanzlei die Toten identifizieren. Oberst v. Dufving wusch gerade Haare und Hemd, war also nicht repräsentativ. Er blieb in Strausberg. Die anderen wurden nach einer Art Stadtrundfahrt zum Führerbunker gebracht, dort – ohne auf irgendwelche Toten zu stossen – mit einem «Dawai, dawai» wieder zum Ausgang getrieben. Als sie, voran General Weidling, nach draussen kamen, empfing sie eine Anzahl von Kameraleuten und Fotografen. Die so gedrehten Aufnahmen gelten bis heute als die Dokumentation der Kapitulation der deutschen Generalität in Berlin.

Es gibt Szenen, die historisch so unglaublich und falsch sind, dass sogar die Sowjets auf eine Veröffentlichung verzichteten. Um Stalin vom Tod Hitlers einen Beweis zu erbringen, wurde, da sein Körper verbrannt war, eine Leiche eines deutschen Soldaten gesucht und gefunden, der Hitler ähnlich sah. Dieser Tote wurde in die Reichskanzlei gebracht, Kameraleute, Pressefotografen, Journalisten eingeladen, ein Foto Hitlers als Beweis für die Echtheit der Leiche danebengelegt. Bei einigen Aufnahmen wurde ein Reichsadler dekorativ in den Hintergrund gestellt. In dem Dokumentarfilm «Kampf um Berlin» fehlt diese Einstellung.

Wiederholt finden sich in den Schnittresten geprobte Auftritte von Kommissaren vor den Verhören. Wieder und wieder wurden das Hereinkommen und die Fragestellungen geübt. Wirkungsvoll sollte das Erscheinen der verhörenden Offiziere sein, prägnant die Fragen, einwandfrei die Arbeit der Dolmetscher. Inszeniert wurde die Befragung des Lufthafenkommandanten von Tempelhof. Zunächst wurde die erste Frage fünfmal geprobt, erst dann erscheint der Gefangene, von zwei Kameras aus ver-

schiedenen Blickwinkeln gedreht. Noch ausführlicher wird der Auftritt von Kommissar und Dolmetscher, das Ausbreiten von Lagekarten, der Abgang vor dem Interview mit General Weidling geübt. Im Film selbst wird dann nur die Befragung in Ausschnitten gezeigt.

Richtige Einschätzung und Einordnung der Filmaufnahmen ist erst durch das Wissen um die Vorgänge jener Tage, durch die Aussagen der Kameraleute und Augenzeugen möglich. Von grosser Wichtigkeit ist auch der Einblick in Akten, die bisher als «streng geheim» gekennzeichnet in den Archiven des KGB lagen. Lageberichte an Stalin und Berija, Beschreibung des Schicksals der führenden Kräfte des Nationalsozialismus, die die Sowjets im Führerbunker vorfanden. Gegenstände, die im Führerbunker gefunden wurden und seitdem verschlossen im Archiv liegen, so das Gästebuch der Reichskanzlei, Eintragungen zu den Feiern am 1. Mai und zu Hitlers Geburtstag. Die Gästelisten wurden immer kürzer, die letzte Eintragung ist vom 20. April 1945, hier fanden sich nur noch fünf Gratulanten ein.

Gefunden auf dem Schreibtisch Hitlers wurde das Skizzenbuch mit Zeichnungen und Aquarellen, die Hitler zwischen 1904 und 1926 anfertigte. Landschaften, vorwiegend Berge um Berchtesgaden und in Bayern. Ländliche Idyllen lassen an keiner Stelle erahnen, dass sie das Werk dieses Diktators waren. Liebevoll, fast ängstlich, kleinlich wirken diese Blätter. Einige lassen ein gewisses Können erkennen, andere sind dilettantisch, ungeschickt.

Filme, Dokumente, Fotos, Augenzeugenberichte sind Mosaiksteine, die - zusammengefügt - Zeugnis von dem damaligen Geschehen ablegen sollen. Es galt, auszuwählen; nur ein kleiner Teil des vorliegenden Filmmaterials konnte verwendet werden, ein Teil aller vorliegenden Informationen musste auf den Kommentar übertragen werden. Anders als in einem Buch gibt es eine zeitlich begrenzte Sendezeit, also Länge des Films. Dieses Auswählen bedeutet eine oft schwere Entscheidung, vieles erscheint wichtig; auf die Ausgewogenheit muss geachtet werden, um so objektiv wie möglich zu sein.

Entscheidend für die Auswahl ist auch das Neue: unbekanntes Filmmaterial, erstmals erschlossene schriftliche Quellen, Augenzeugen, die sich bisher noch nicht zu Wort gemeldet haben.

Um den Wahnsinn von Hitlers Entscheidung, nicht zu kapitulieren, auch im Angesicht der Hoffnungslosigkeit der Lage, das sinnlose Durchhalten bis zum Schluss, die propagandistische Einwirkung auf die Menschen, um sie zum Durchhalten zu bewegen – um all das dem Zuschauer noch einmal vor Augen zu führen, musste ich am Anfang des Films einiges von den Nationalsozialisten gefilmtes Material einfügen. Hitler, auf dessen Konto Millionen Opfer gehen, musste deutlich als der Schuldige herausgestellt werden.

Unter Berücksichtigung aller dieser Aspekte entstand der Film* «Der Totenkampf der Reichshauptstadt».

* Bezugsquelle der DVD: www.chronos-media.de bzw. www.polarfilm.de

Anhang

Die Gefährten der letzten Stunden im Führerbunker

In der Nacht vom 22. auf den 23. April 1945 erhielten all diejenigen, die den Führerbunker verlassen wollten, hierzu die Gelegenheit. Die Evakuierung wurde von Hitlers Chefpilot SS-General Hans Baur in zehn Flugzeugen, die von verschiedenen Flugplätzen nach München und Salzburg aufbrachen, organisiert. Damit blieb nur noch ein Grundstamm an Mitarbeitern übrig, der am 29. April weiter verringert wurde, als drei Gesandte losgeschickt wurden, die jeweils ein Exemplar von Hitlers letztem Willen und Testament trugen: SS-Oberst Zander, Heinz Lorenz und Major Willi Johannmeier. Ihnen folgten die mittlerweile überflüssigen Stabsoffiziere bzw. persönlichen Adjutanten Oberstleutnant Weiss, Major Bernd Freiherr Freytag von Loringhoven, Rittmeister Gerhard Boldt und Oberst Nicolaus von Below.

Damit blieben im tiefer gelegenen Führerbunker nur noch Adolf Hitler, Eva Braun, Joseph Goebbels, SS-Oberst Dr. Ludwig Stumpfegger und die diensthabenden Wachen des Begleitkommandos sowie SS-Feldwebel Rochus Misch als Telefonist und der Maschinenraummechaniker Johannes Hentschel.

Im oberen Teil des Bunkers befanden sich Magda Goebbels und ihre sechs Kinder, Hitlers Diätköchin Constanze Manziarly und Hitlers Leibdiener SS-Major Heinz Linge.

Jederzeit in Bereitschaft hielten sich im benachbarten Keller der Reichskanzlei der Leiter der Parteikanzlei Martin Bormann mit seiner Sekretärin Else Krüger, die Generäle Hans Krebs und Wilhelm Burgdorf (Letzterer der Hauptadjutant Hitlers), SS-Major Otto Günsche (Hitlers Adjutant), SS-

Generalmajor Johann Rattenhuber und SS-Oberst Peter Högl vom Reichssicherheitsdienst, SS-Generalleutnant Hermann Fegelein (Verbindungsoffizier der Waffen-SS), SS-General Hans Baur, Botschafter Walter Hewel (Vertreter des Reichsaussenministers), Konteradmiral Erich Voss, SS-Generalmajor Wilhelm Mohnke (Verteidigungskommandant), SS-Major Erich Kempka (Hitlers Fahrer), SS-Oberstleutnant Prof. Dr. med. Werner Haase sowie Hitlers Sekretärinnen Gerda Christian und Traudl Junge sowie schliesslich das Dienstmädchen von Eva Braun, Liesl Ostertag.

Des Weiteren hatten der Adjutant von Goebbels, SS-Hauptmann Günther August Schwaegermann, und Dr. Werner Naumann vom Propagandaministerium sowie Reichsjugendführer Artur Axmann regulären Bereitschaftsdienst.

Das Schicksal dieser Menschen unmittelbar vor und nach dem endgültigen Zusammenbruch des Dritten Reiches sei hier kurz zusammengefasst:

A – Exekution in der Reichskanzlei

SS-Generalleutnant Hermann Fegelein. Geboren am 30. Oktober 1906 in Ansbach. Tritt 1933 in die SS ein und führt eine SS-Reitergruppe. Während des Krieges Kommandeur der SS-Totenkopf-Reiterstandarte und später Führer der SS-Kavallerie-Brigade und Kampfgruppe Fegelein. Seit Anfang 1944 Verbindungsoffizier der Waffen-SS bei Hitler. Im Juni 1944 heiratete er die Schwester Eva Brauns, Margarete. Am 25. April 1945 verliess er die Reichskanzlei und wurde zwei Tage später in seiner Wohnung in der Bleibtreustrasse verhaftet. Von dort aus hatte er Eva Braun angerufen und sie aufgefordert, mit ihm Berlin zu verlassen. Daraufhin wurde er von Hitler degradiert und nach der Vernehmung durch den Chef der Gestapo, Heinrich Müller, in der Nacht des 29. April im Garten der Reichskanzlei erschossen.

B – Selbstmord im Führerbunker vor dem Ausbruch

Adolf Hitler. Geboren am 20. April 1889 in Braunau (Österreich). Heiratete seine heimliche Geliebte Eva Braun im Führerbunker zwischen 1 Uhr und 3 Uhr morgens des 29. April. Verübte mit seiner Frau am 30. April um 15.20 Uhr Selbstmord. Sein Leichnam wurde verbrannt und in einem Krater im Garten der Reichskanzlei vergraben. Später wurde er von den Sowjets entdeckt und aufgrund der Zähne identifiziert.

Eva Hitler/Braun. Geboren am 6. Februar 1912 in München. Lernte Hitler im Oktober 1929 kennen und scheint irgendwann danach seine Geliebte geworden zu sein. 1936 zog sie in den Berghof. Am 7. März 1945 kam sie in Berlin an, und am 15. April zog sie in den Führerbunker.

Joseph Goebbels. Geboren am 29. November 1897 in Rheydt im Rheinland. Seit 1926 Gauleiter von Berlin-Brandenburg, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda seit März 1933 und ab 1944 als «Generalbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz» titulierte. Nach Hitlers Tod versuchte er erfolglos, als Reichskanzler mit den Sowjets in Verhandlungen zu treten. Er verübte mit seiner Frau am 1. Mai Selbstmord. Der Leichnam wurde verbrannt, jedoch von den Sowjets entdeckt und eindeutig von den festgenommenen Insassen der Reichskanzlei identifiziert.

Magda Goebbels. Geboren als Johanna Maria Magdalena Ritschel am 11. November 1901 in Berlin. Heiratete am 4. Januar 1921 den Industriellen und Millionär Günther Quandt. Aus der 1929 geschiedenen Ehe ging der Sohn Harald Quandt hervor. 1931 heiratete sie Joseph Goebbels und bekam mit ihm sechs Kinder: Helga (12), Hilde (10), Helmut (10), Holde (8), Hedda (6) und Heidi (4). Nachdem sie ihre Kinder vergiftet hatte, verübte sie mit ihrem Mann am 1. Mai im Garten der Reichskanzlei Selbstmord.

C - Teilnehmer an Mohnkes Ausbruch

SS-Generalmajor Wilhelm Mohnke. Geboren 1911 in Lübeck. Kampfkommandant der Reichskanzlei und Kommandeur der Leibstandarte Adolf Hitler in Berlin. Er organisierte den Ausbruch aus der Reichskanzlei in zehn Gruppen, der am 1. Mai um 22 Uhr begann. Mit den Überlebenden erreichte er die Schultheiss-Brauerei in Pankow, ergab sich aber am 2. Mai um 19.30 Uhr den Sowjets. Wurde in Strausberg interniert und am 8. Mai nach Moskau geflogen. Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1955 (siehe auch Seite 479 ff).

Reichsleiter Martin Bormann. Geboren am 17. Juni 1900 in Halberstadt. 1933 wurde er zum «Stabsleiter im Stabe des Stellvertreters des Führers» ernannt. In dieser Eigenschaft war er Verbindungsmann zwischen Rudolf Hess und Hitler, arbeitete dabei in München und mit dem «Verbindungsstab» in Berlin. Wenig später übertrug ihm Hitler darüber hinaus die Verwaltung seines Privatvermögens und beauftragte ihn mit dem Aufbau der Verwaltung von Obersalzberg. Nach dem Schottlandflug von Hess im Jahre 1941 wurde er zum «Leiter der Parteikanzlei» ernannt, später ausserdem zum «Sekretär des Führers». Er beging am 2. Mai mit Ludwig Stumpfegger in der Nähe des Lehrter Bahnhofs Selbstmord, indem er Blausäure einnahm. Seine sterblichen Überreste wurden 1972 gefunden und identifiziert.

Reichsjugendführer Artur Axmann. Während des Ausbruchversuchs aus der Reichskanzlei verwundet, schaffte er es dennoch später, über den Lehrter Bahnhof aus Berlin herauszukommen. Auf seinem Weg kam er an den Leichen von Bormann und Stumpfegger vorbei. Nachdem er sich zunächst bei einer alten Freundin in Berlin versteckt gehalten hatte, gelangte er danach in die bayrischen Alpen, wo er sich sechs Monate lang verborren hielt, ehe er von den Amerikanern gefangengenommen wurde.

Dr. Werner Naumann. Goebbels' Stellvertreter im Propagandaministerium. Führte eine der Gruppen des Ausbruchs an. Über den Lehrter Bahnhof gelangte er in den Westen.

SS-General Hans Baur. Geboren in Ampfing bei Mühldorf 1897. Hitlers Chefpilot. Wurde schwer am Bein verwundet, als er am Lehrter Bahnhof vor alarmierten sowjetischen Truppen weglief. Er wurde gefangengenommen. Sein Bein konnte nicht mehr gerettet werden. Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft 1955.

Botschafter und SS-Generalmajor Walter Hewel. Geboren am 25. März 1904 in Köln. Seit 1937 SS-Major, ab 1940 Botschafter und Vertreter des Reichsaussenministers v. Ribbentrop bei Hitler. Erschoss sich in der Nähe der Schultheiss-Brauerei in Pankow.

Konteradmiral Erich Voss. Seit dem 22. April 1945 Verbindungsoffizier der Kriegsmarine zum Wehrmachtführungsstab. Während des Ausbruchs aus der Reichskanzlei und auch später in Berlin trug er Zivilkleidung. Er wurde gefangengenommen und nach Russland transportiert. Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft 1955.

SS-Generalmajor Johann Rattenhuber. Geboren am 30. April 1897 in Oberhaching bei München. Als bayerischer Polizist wurde er 1933 beauftragt, das «Kommando z.b.V.» für Hitler in Berlin aufzustellen. Wurde beim Ausbruch aus der Reichskanzlei, bei dem er die zweite Gruppe führte, durch einen Beinschuss schwer verwundet, von der Roten Armee gefangengenommen und nach Russland gebracht. Rückkehr 1955, starb 1957 in München-Grünwald.

SS-Oberst Peter Högl. Rattenhubers Stellvertreter. Während des Ausbruchs auf der Weidendammer Brücke umgekommen.

SS-Oberst Dr. med. Ludwig Stumpfegger. Orthopädischer Chirurg und Schüler von Prof. Dr. med. Karl Brand, dem er als Hitlers Begleitarzt nachfolgte. Beging am 2. Mai mit Martin Bormann in der Nähe des Lehrter

Bahnhofs Selbstmord, indem er Blausäure nahm. Seine sterblichen Überreste wurden 1972 entdeckt und identifiziert.

SS-Major Otto Giinsche. Von den Sowjets in der Schultheiss-Brauerei in Pankow festgenommen. 1956 Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft.

SS-Major Erich Kempka. Geboren am 16. September 1910 in Oberhausen im Rheinland. Trat 1930 als Kraftfahrer in die SS ein, kam 1932 als zweiter Fahrer zum SS-Begleitkommando Hitlers. Wurde 1936 Hitlers ständiger Fahrer und Führer seines Kraftfahrzeugparks. Zeuge von Hitlers Verbrennung. Verliess nördlich der Spree die Gruppe um Mohnke, um sich bei einigen ihm bekannten Prostituierten zu verstecken. Danach gelang es ihm, sich nach Berchtesgaden durchzuschlagen. Im Juni 1945 wurde er dort von der US-Armee verhaftet und bis Oktober 1947 in verschiedenen Lagern interniert. Starb 1975 in Freiburg-Heutigsheim.

SS-Major Heinz Linge. Geboren am 23. März 1913 in Bremen. Am 17. März 1933 Eintritt in die Leibstandarte Adolf Hitler. 1935 von Hitler ausgesucht. Wurde nach entsprechender Ausbildung Ordonnanz und Diener Hitlers, später Leibdiener. Am 2. Mai gefangengenommen und nach Russland gebracht. Dort 1950 in einem Gerichtsverfahren zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. 1955 entlassen. Starb 1980 in Bremen.

SS-Hauptmann Günther August Schwaegermann. Erfolgreich aus Berlin entkommen, später jedoch von den Amerikanern gefangengenommen.

Gerda Christian. Geboren am 13. Dezember 1913 als Gerda Daranowski in Berlin. Seit 1937 dritte Sekretärin in der «Persönlichen Adjutantur» Hitlers. Heiratete 1943 den damaligen Major der Luftwaffe Eckhard Christian, der als Adjutant im Führerhauptquartier tätig war. Verliess mit Else Krü-

ger vor Mohnkes Kapitulation die Pankower Brauerei und kam später in die Britische Zone. Liess sich 1946 von ihrem Mann scheiden.

Else Krüger. Sekretärin Martin Bormanns. Verliess mit Gerda Christian die Schultheiss-Brauerei in Pankow und erreichte später die Britische Zone.

Gertrud (Traudl) Junge, geb. Humps. Heiratete 1943 Hans Hermann Junge, Diener und Ordonnanz bei Hitler, der 1944 als SS-Oberleutnant im Fronteinsatz fiel. Sie verliess ebenfalls vor Mohnkes Kapitulation die Schultheiss-Brauerei und machte sich auf in den Westen.

Constanze Manziarly. Geboren am 14. April 1920 in Innsbruck. Seit 1944 Hitlers Diätköchin. Verlor kurz nach Überquerung der Spree gegen 3.30 Uhr morgens am 2. Mai den Anschluss an Mohnkes erste Gruppe und verübte Selbstmord, indem sie Blausäure einnahm.

D - Verbleibende in der Reichskanzlei

General der Infanterie Hans Krebs. Löste am 27. März 1945 Generaloberst Heinz Guderian als amtierenden Chef des Generalstabes des Heeres ab. Versuchte erfolglos, im Namen Goebbels' in der Nacht zum 1. Mai mit den Sowjets zu verhandeln. Verübte zusammen mit General Burgdorf in der folgenden Nacht im Reichskanzleibunker Selbstmord.

General der Infanterie Wilhelm Burgdorf. Chef des Heerespersonalamtes und Chefadjutant der Wehrmacht bei Hitler. Verübte mit General Krebs in der Nacht zum 2. Mai Selbstmord.

SS-Oberst Franz Schädle. Einer der ursprünglichen acht Berliner, die 1932 für das SS-Begleitkommando ausgesucht wurden. Wurde während der Kämpfe in Berlin schwer am Fuss verwundet und zog es vor, in der Nacht zum 2. Mai im Reichskanzleibunker Selbstmord zu verüben, anstatt sich auf einer Bahre hinaustragen zu lassen.

SS-Oberstleutnant Prof. Dr. med. Werner Haase. Löste am 21. April Stumpfegger als Hitlers Leibarzt ab, obwohl er selbst schwer an Tuberkulose erkrankt war. War als Berater auf dem Verbandsplatz in der Reichskanzlei tätig. Wurde am 2. Mai in der Reichskanzlei gefangengenommen. Starb 1947 in sowjetischer Gefangenschaft.

SS-Feldwebel Rochus Misch. Altgedientes Mitglied des Gefolges um Hitler. Telefonist und Funker im Führerbunker. Aus Erschöpfung eingeschlafen, verpasste er den Ausbruch. Verliess am 2. Mai um 3.50 Uhr den Bunker und nahm eine ähnliche unterirdische Route, um allerdings ausge-rechnet an einem Sammelpunkt von Kriegsgefangenen an die Oberfläche zu kommen. Dort traf er auf Linge. Kehrte 1955 aus Russland zurück.

Johannes Hentschel. Mechaniker im Maschinenraum des Führerbunkers, wo ein einziger Dieselmotor alle anderen Bunker der Reichskanzlei mit Luft, Elektrizität und Wasser versorgte. blieb auf seinem Posten, obwohl alle anderen schon gegangen waren, da die Verwundeten die Luftzufuhr dringend nötig hatten. Die ersten Sowjets, denen er im Führerbunker begegnete, waren Ärztinnen, die irgendwann nach 9 Uhr am 2. Mai dort eindrangen und nach Kleidern suchten, die sie plündern könnten. Er brachte sie in das Zimmer von Eva Braun. Später kamen andere Gruppen sowjetischer Offiziere, und gegen 11 Uhr wurde er verhaftet und auf einem Laster mit anderen Gefangenen abtransportiert.

Aus den Beständen des ehemaligen Geheimarchivs des KGB

(Übersetzung)

Archiv-Nr.: 446

Mohnke, Wilhelm

geb. 1911 in Lübeck

zuletzt wohnhaft in Berlin, Undinestr. 22

Rang: GenMaj. der SS

Dienststellung: Kommandeur 1. SS-PanzerDiv.

Berufsoffizier

Verhaftet am 18.5.45 durch 2. Hauptverwltg.

des KGB der UdSSR, Moskau

Deutscher

Mitglied NSDAP

Verurteilt am 13.2.52 vom Militärtribunal Moskau zu 25 Jahren,

Haftbeginn: 18.5.45, Haftende: 18.5.70

Gemäss Verfg. des Militärkollegiums des Obersten Gerichtshofs der UdSSR (2M-01687 vom 26.4.52) wurde die Lagerhaft in Gefängnisstrafe umgewandelt

Stempel: am 10.10.55 an BRD-Vertreter Hergst in Herleshausen übergeben.

1. Mai 1952, Sachbearbeiterin: Danilowa

*Streng geheim MGB-
Akte Nr. 004688*

14.6.1952

*Oberster Gerichtshof der Union der Sowjetrepubliken Beschluss Nr. 2n-01687
des*

*Militärkollegiums des Obersten Gerichtshofs der UdSSR Vorsitzender: General-
leutnant der Justiz Tschepzow Beisitzer: GenMaj. der Justiz Dimitriew
GenMaj. der Justiz Zarjanow*

*Betr. Sitzung vom 26.4.1952. Tagesordnung: Art. 461 der Strafprozessordnung
der RSFSR*

Anklageschrift Mohnke, Wilhelm – gemäss Richterspruch des Militärgerichts des Gebiets Moskau vom 13.2.1952 für Verbrechen gemäss Art. 2 § 1, Absatz «a», «d» und «s», Kontrollratsgesetz Nr. 10, Art. 17 des Strafgesetzbuches der RSFSR und Art. 1 des Ukas des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 19.4.1943 unter Ergänzung des Artikels 2 des Ukas des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 26. Mai 1947 «Über die Umwandlung der Todesstrafe» zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt.

In Anbetracht dessen, dass der Angeklagte Wilhelm Mohnke besonders schwere Verbrechen begangen hat, bedarf es einer strikten Isolierung des Häftlings von seiner Umgebung.

Es wurde beschlossen:

Auf Grundlage des Art. 46 I der Strafprozessordnung der UdSSR in Ergänzung des Art. 20 des Strafgesetzbuches der RSFSR und des Urteils des Militärgerichts des Gebiets Moskau vom 13. Februar 1952 wird Wilhelm Mohnke seine Strafe nicht, wie im Urteil angewiesen, im Arbeitslager, sondern im Gefängnis verbüssen.

Beglaubigt vom Leiter der 2. Abteilung des Militärkollegiums, Major...

Kopie geht an stellvertr. Vorsitzenden der Kanzlei des Militärkollegiums des Obersten Gerichtshofs der UdSSR (Unterschrift)

(russ.) An den Minister für Staatssicherheit der UdSSR, Moskau

(deutsch)

Herr Minister! Ich wende mich an Sie mit der Bitte um eine Überprüfung meines Urteils in Bezug auf den Gesamtumfang der Strafe, welche mir nach festgelegten Tatsachen zu hoch erscheint in Bezug auf die vom verkündeten und mir schriftlich ausgehändigten Urteil *abweichende* und (unangemessene) Art der Strafverbüßung.

Seit dem 2. Mai 1945 befinde ich mich in Kriegsgefangenschaft und seit diesem Tage im Gefängnis. Nach meiner (Gefangennahme) wurde mir im Herbst 1945 mitgeteilt, dass meiner Überführung in ein Kriegsgefangenenlager nichts im Wege stehe und in Kürze erfolgen werde. Eine Überführung fand jedoch nicht statt. Auf Anfrage erhielt ich die Antwort, dass ich eventuell noch als Zeuge benötigt werde und eine andere Unterbringung wegen Mangel an Unterkünften zurzeit nicht möglich sei. So verbrachte ich *sechs schwere Jahre* im Gefängnis, ohne noch ein einziges Mal in meiner Angelegenheit vernommen zu werden. Im September ... erfolgte dann eine neue Vernehmung, welche nichts weiter herausbrachte und ja auch nicht konnte als das, was ich wahrheitsgemäss und freiwillig schon ausgesagt hatte.

1. Dass ich ausschliesslich als Soldat meine militärische Pflicht erfüllt habe und niemals militärpolitische Stellungen eingenommen habe; 2. Während des Krieges meine und die mir unterstellten Truppen nach den internationalen Bestimmungen geführt habe, wie sie in der Landkriegsordnung von 1907 und im Genfer Konvent von 1929 festgelegt worden sind, also keinerlei Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen habe.

Auf russischem Boden habe ich nie gekämpft. 1945, beim Angriff der Russen auf die Hauptstadt, da habe ich den (Kampf) der Soldaten in Berlin gesehen. Trotzdem wurde ich am 13.2.1952 zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt, ohne dass mir für meine Person ein tatsächliches Kriegsverbrechen, als welches auch ich jedes Verbrechen gegen die Menschlichkeit ansehe,

nachgewiesen werden konnte und auch nicht kann. Lediglich meine Zugehörigkeit zu einer national-sozialistischen Organisation wurde mir, wie der Richter selbst sagte, als Verbrechen angesehen und war anscheinend für das Urteil (entscheidend). Ich stehe jedoch auf dem Standpunkt, dass man auf den *Menschen*, seine *Gesinnung* (schauen sollte) und nicht einfach eine Kollektivschuld feststellen. Ich stehe für meine Handlungen ein, und sollte nach Ihrer Meinung ein Vergehen vorliegen, bin ich auch bereit, eine entsprechende (Strafe) entgegenzunehmen. Als Frontsoldat jedoch, welcher in diesem Kriege sieben Mal verwundet wurde, erscheint mir die Höchststrafe der CCCP von 25 Jahren für meine Pflichterfüllung, dasselbe, was Sie von Ihren Soldaten und Offizieren verlangen, als *allzu hart*. Ich möchte hierbei an ein Wort von Maxim Gorki erinnern, welcher sagte: «Wenn ich nichts Böses getan habe, kann mich keine (Schuld) treffen, und für *fremde Schuld* bin ich nicht haftbar.» – Nach dem Urteil wartete ich vier weitere Monate unter schwereren Bedingungen als bisher, besonders in der (Erwartung) auf meine Überführung in ein *Arbeitslager*. Am 15. Juni 1952 wurde ich abtransportiert, zu meinem Erstaunen aber nicht in ein Lager, sondern in die Strafanstalt der Stadt Wladimir. Aus dieser erneuten Unterbringung im Gefängnis muss ich schliessen, (dass aus) unbekanntem Gründen und ohne Mitteilung an mich eine Änderung des Gerichtsurteils erfolgt ist. Diese Massnahme erscheint mir umso unverständlicher, da keine neue Untersuchung und kein neues Gerichtsverfahren durchgeführt worden ist, infolgedessen aber auch keine Gründe, meine Person betreffend, vorgelegt haben und ja auch nicht vorliegen, die dieser Strafverschärfung eine Grundlage bieten. Die Verschärfung erblicke ich vor allem darin:

2. Dass ich erneut dem strengen Gefängnisregime unterworfen bin. Mich stört nicht das strenge Regime in Bezug auf Ordnung und Sauberkeit. Im Gegenteil! Ich begrüsse es, weil ich hieran als Soldat gewöhnt bin und es als unbedingt notwendig erachte. Aber (es stören) die Unterkunftsverhältnisse.

3. Die für meine Körpergrösse von 1,87 m nicht ausreichende Ernährung, welche höchstens ein Existenzminimum für kleine Menschen dar-

stellen kann. ... 1946 wurde bei mir im Gefängnis «Butyrka» durch Ihre Leute Untergewicht festgestellt. Von Mai 1949 an erhielt ich im Gefängnis «Lefortowo» *die gute Verpflegung* für Kriegsgefangene und Vitamine, von Mai 1950 an ausserdem noch eine monatliche Geldzuweisung von 35-50 Rubel, für welche ich Lebensmittel kaufen konnte. Lediglich durch diese dankenswerte Hilfe und Unterstützung war es möglich, meinen Gesundheitszustand so zu erhalten, dass ich in den ganzen Jahren eine weitere ärztliche Hilfe nicht in Anspruch nehmen brauchte.

4. Es gibt hier keinerlei Zuteilung von Tabakwaren. Für einen Raucher eine starke Belastung besonders dann, wenn andere Stubenkameraden sich für ihre Gelder, die sie erhalten, in ausreichendem Masse mit Tabak versehen können.

5. Man hat hier zwar die Möglichkeit, auf der Zelle zu schreiben, und es ist hier Tinte und Feder vorhanden. Aber auch dieser kleine Vorzug ist nicht verwendbar, da Papier und Schreibhefte nicht geliefert werden.

- dagegen habe ich im Lager die Möglichkeit:

1. zu arbeiten. – Arbeit, um die ich schon mehrfach in Moskau gebeten habe und meinem durch mehr als 7,5-jährige Gefangenschaft geschwächten Gesundheitszustand angepasst ist. Als Angehöriger der (motorisierten) Truppe, dann der Panzerwaffe, habe ich ausreichende Kenntnis von Fahrzeug und Motor, sodass ich nach kurzer Zeit der Ausbildung ohne weiteres als Automechaniker oder (ausführende) Kraft arbeiten könnte. Ich bin im Besitze sämtlicher deutscher Führerscheine für Kraftfahrzeuge bis zu 801, aber auch als Fahrer von Kraftfahrzeugen und Traktoren verwendbar.

2. Endlich einmal wieder in ausreichendem Masse frische Luft atmen.

3. Mir durch meine Arbeit in bescheidenem Ausmasse Geld zu verdienen, um die für meine Körpergrösse nicht ausreichende Verpflegung nicht qualitätsmässig zu verbessern, sondern sie auf eine für mich lebensnotwendige Menge zu bringen.

4. Um auch jener Kultureinrichtungen teilhaftig zu werden, durch welche sich, wie ich erfahren habe, die russischen Lager besonders auszeichnen sollen, wie Kino, Radio, Zeitungen, Vereinsleben, und vor allen

Dingen die Gründe zu überprüfen, welche zu einer Abänderung des Gerichtsurteils vom 13.2.1952 geführt haben. Sollte sich dabei ergeben, dass aus gewissen Umständen eine Strafverbüßung im Lager zur Zeit nicht möglich ist, bitte ich um Mitteilung und gleichzeitig dringend, mir dann folgende Bitten zu gewähren:

1. Mir wie bisher eine monatliche Zuteilung von 35-50 Rubel zuteil werden zu lassen.

2. Demnächst meinen während der letzten Monate erneut stark abgesunkenen Gesundheitszustand wiederherzustellen und zu erhalten.

3. Nicht einem dauernden Hungergefühl ausgesetzt zu sein.

4. Mir die Möglichkeit zu geben, mich mit (Papier) versehen zu können und mir Schreibhefte zu kaufen, um hier sprachliche Aufgaben oder ein anderes wissenschaftliches Gebiet zu bearbeiten, welches ohne Schreibgerät nicht zu leisten ist. – Oder:

1. Mir hier im Gefängnis eine Arbeitsmöglichkeit zu geben, durch welche ich, wenn ich Geld verdiene, meine Verpflegung verbessern kann.

2. Mir ebenfalls, wie den Angehörigen anderer Staaten (Österreich, Japan), endlich die Möglichkeit zu geben, mit meinen Angehörigen in Briefwechsel zu treten.

Herr Minister! Ich lege meine Angelegenheit vertrauensvoll in Ihre Hände. In Anbetracht dessen, dass Sie mir in den langen Jahren durch manche Hilfen das schwere Gefängnisleben bedeutend erleichtert haben, gebe ich mich auch jetzt zuversichtlich, dass Sie eine Entscheidung treffen werden, welche mir die Möglichkeit gibt, eine einigermaßen lebenswerte Existenz aufrechtzuerhalten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

W. Mohnke

(Übersetzung)

BESCHEINIGUNG

betr. **Mohnke, Wilhelm**, geb. 1911

entlassen auf Grundlage des Ukas des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 26.9.1955 und 10.10.1955 und an den Bevollmächtigten der Regierung der Bundesrepublik Deutschland, den Sekretär des Aussenministeriums der BRD, Herrn Hergst in Herleshausen/Deutschland übergeben.

Der Leiter der Lagerverwaltung des Innenministeriums (MWD), Oberst...

Der Sekretär der Lagerverwaltung,

Sergeant... (Übersetzung)

Archiv-Nr.: 360

Name: **Rattenhuber (Rathenhuber), Hans (Johann)**

Vatersname:

zuletzt wohnhaft in Berlin

geb. 1897 in Oberhaching/Bayern

Gruppenführer, GenLt. der SS

Aufgeführt in der Liste der in der SU verbleibenden Kriegsgefangenen, in Gewahrsam des KGB (Staatssicherheit) Dienststellung: Chef von Hitlers Leibwache

Berufsoffizier

Verhaftet am 2.5.45 durch...

Mitglied NSDAP

Deutscher

Verurteilt am 15.2.52 vom Moskauer Militärtribunal gemäss (unleserlich) zu 25 Jahren, Haftbeginn 2.5.45, Haftende 2.5.70. Die Lagerhaft wurde gern. Verfg. des Militärkollegiums des Obersten Gerichtshofs der UdSSR in Gefängnisstrafe umgewandelt (Nr. 2-0768/52 vom 19.... 1952) Stempel: am 10.10.55 an BRD-Vertreter Hergst, Herleshausen, übergeben.

(Übersetzung)

Archiv-Nr.: 323

Name: Voss, Hans-Erich

geb.1897

Festnahme am 2.5.45 in Berlin

Von der Hauptverwaltung f. Kriegsgefangene u. Internierte (GUPWI) nicht übernommen.

Aufgeführt in der Liste der in der SU verbleibenden kriegsgefangenen Generale.

(Übersetzung)

Archiv-Nr.: 326

Lager-Nr. 476

Aktenzeichen: 15313

Name: **Baur**

Vorname: **Hans**

Vatersname: Hans

Geburtsjahr u. -ort: 1897 in Ampfing/Bayern

Adresse: Stadt Wereld bei München/Bayern

Staatsangehörigkeit: deutsch

Parteizugehörigkeit: NSDAP

Konfession: Atheist

Schulbildung: Volks- u. Realschule

Armeegattung: Luftwaffe

Dienststelle: Regierungsstab

Dienststrang: Generalleutnant, Pilot Hitlers

Datum/Ort der Festnahme: 2.5.45 in Berlin

verhaftet am 28.11.50, eingewiesen in das Lager 388 des Bezirks

Moskau, verurteilt am 3.10.50 vom Militärtribunal Moskau entsprechend

Art. 1 vom 19.4.43 zu 25 Jahren, Haftbeginn: 28.3.50, Haftende: 28.3.55;

am 22.7.50 verlegt aus Lager 270

Stempel: Entlassen entsprechend Verfügung 28.9.55 und an Herrn Hergst (Vertreter BRD Herleshausen) übergeben.

Akten-Nr. 11995 (Inhalt)

Linge, Heinz Hermann

(31 Seiten)

entlassen am 29. September 1955

Fotos – Fragebögen

Urteil -15. Mai 1950

Gnadengesuch – abgelehnt 21. Oktober 1950

Antrag auf Entlassung 1955

Fingerabdrücke

Gefängnis-Nr. 1 MWD

Iwanow – Major Hlamow – Direktor

Verhöre – Zettel

Medizinisch – zusammen mit Günsche

15. Mai – Tribunal – Transport

Personalakte für den Transport – 42 Seiten

Anklage – Bericht – 1953 – Untersuchungen

5 Tage Karzer – 21.10.1954 – wegen Besitz von Spielkarten

S.65 Ge-
heim Ex.
Nr.

Volkskommissariat

der Union der

Sowjetrepubliken

Abteilung...

Generalstab der

Roten Armee

Freigegeben
nach...

5. Mai 1945

An den Genossen Berija

Bericht des Chefs der Abteilung Aufklärung des Stabes der 1. Belorussischen Front über das Schicksal von Hitler, Goebbels, Himmler, Göring und anderer staatlicher und politischer Amtsträger Deutschlands, erstellt auf der Grundlage von Aussagen kriegsgefangener Generale der deutschen Armee. *Anlage*: 5-seitiger Bericht.

LEITUNG DER VERWALTUNG AUFKLÄRUNG BEIM GENERALSTAB
DER ROTEN ARMEE

GENERALOBERST
(Unterschrift) (E
KUSNEZOW)

Abschrift in 4 Exemplaren

Anmerkungen zu dem Bericht an Berija vom 5. Mai 1945

5 Seiten (Inhalt) Aussagen von:

- General Weidling
- Konteradmiral Voss
- Generalleutnant Baur und
- Ministerialdirektor Fritsche

Weidling zur letzten Begegnung mit Hitler

Absetzung und Anweisung zur Verhaftung von Göring

Hochzeit mit Eva Braun

Konteradmiral Voss

Verabschiedung am 30.4., 14.30 Uhr

Selbstmord von Hitler

Die Verbrennung der Leichen von der Familie Goebbels und Hitler Baur bestätigt den Selbstmord des Führers und berichtet von dem Testament und dass Hitler Göring aus der Partei ausgeschlossen und Fegelein erschossen wurde

Weidling berichtet von Kapitulationsverhandlungen von Himmler über Schweden

Ausbruchversuch von Bormann mit den letzten Überlebenden in der Reichskanzlei

Generalleutnant HANS BAUR, geb. 1897

Gefangengenommen in Berlin am 2.5.45. Inhaftiert im Lager Nr. 48.

7.6.49: verlegt aus dem Butyrka-Gefängnis ins Lager 388.

24.11.49: verlegt aus dem Lager 388 ins Spezialhospital 2658.

19.12.49: verlegt aus dem Spezialspital 2659 ins Lager 388.

3.4.50: verlegt ins Butyrka-Gefängnis.

14.7.50: verlegt aus dem Butyrka-Gefängnis ins Lager 27.

1.8.50: verlegt ins Lager 270.

3.7.51: verlegt ins Lager 476.

Unter Arrest genommen am 28.4.50, verurteilt am 31.5.50 vom Militärtribunal des Innenministeriums der Stadt Moskau zu 25 Jahren. (Die Akte enthält 88 Blatt, 7 Fotos)

Entlassen aus dem Lager Nr. 48 am 8. Oktober 1951t. Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. IX. 55, übergeben an den Bevollmächtigten der Behörden der BRD, den 2. Sekretär des Ausenministeriums R. Hergst in Herleshausen.

URTEIL

Im Namen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken

Moskau, 31. Mai 1950

Das Militärtribunal des Militärbezirks, bestehend aus: dem Vorsitzenden Gen.-Major der Justiz Gorjatschew, Mitgliedern: Oberst Lukowkin, Oberstleutnt. Sacharow, dem Sekretär Leutnt. der Justiz Ewsjunin und unter Heranziehung der Dolmetscherin Schelipowa

hat in einer geschlossenen Verhandlung im Gebäude des Militärtribunals die Anklage gegen den ehern. Angehörigen der deutschen Armee und

der SS, den Kriegsgefangenen Hans BAUR, geb. 1897 in Ampfing (Bayern), Deutscher, Gen.-Leutnt. der SS, NSDAP-Mitglied seit 1926, – in Verübung der Verbrechen gemäss des Artikel 1 des Ukas des Präsidiums des Obersten Sowjet vom 19. April 1943 verhandelt.

Aufgrund der Materialien der Voruntersuchung und der Gerichtsverhandlung hat das Gericht Folgendes festgestellt:

Baur war ein aktives Mitglied der NSDAP, der SS und der Schutzpolizei, er war zugleich Pilot und Freund von Hitler sowie Kommandeur des Regierungsgeschwaders. Durch seine Tätigkeit förderte er die Entstehung und Stärkung des faschistischen Regimes in Deutschland sowie in von deutschfaschistischen Armeen besetzten Ländern. Er war beteiligt an der Organisation und Verübung von Gräueltaten gegen die Zivilisten und Kriegsgefangenen, insbesondere in der UdSSR.

Das Gericht hat aus diesem Grunde BAUR für schuldig befunden, an der Ausführung von Verbrechen gemäss Artikel 1 des Erlasses des Obersten Sowjets vom 19. April 1943 beteiligt gewesen zu sein.

LINGE, HEINZ-HERMANN, Kammerdiener von Hitler

Gefangengenommen am 2.5.45

inhaftiert im Lager Nr. 48

Unter Arrest gestellt am 6.4.50, am 15. Mai 1950 wurde er verurteilt durch das Militärtribunal gemäss Erlass vom 19.4.43.

6.4.50: verlegt aus dem Lager 48 ins Gefängnis Nr. 1 in Iwanowo.

6.4.51: verlegt aus dem Gefängnis Nr. 1 ins Lager 471, im Lager inhaftiert bis 6.53.

Entlassen am 8. Oktober gemäss Erlass vom 28.9.55 und übergeben an Erich Kühn, leitender Referent und Staatssekretär des BRD-Aussenministeriums.

Volkskommissariat für Verteidigung
der UdSSR
ZENTRALER STAB DER ROTEN ARMEE
14.5.1945

Geheim
Akte Nr.150
(93 Seiten)

Nr. 50152
Moskau

An Genossen L. P. Berija

ich lege Ihnen die Aussagen der Kriegsgefangenen vor:

- a) Hans Rattenhuber
- b) Otto Günsche

über ihre letzten Tage im OKW und über das Schicksal Hitlers

Gen.-Oberst
F. Kuznezov

Hans Rattenhuber
SS-Gruppenführer
Gen.-Lt. der SS und des SD,
Leiter des Reichssicherheitsdienstes

Übersetzung a. d. Deutschen
Moskau, 11.5.1945

Am 15. Januar 1945, nach unserer misslungenen Offensive im Westen, sind wir endgültig nach Berlin umgezogen, aus Bad Nauheim bei Frankfurt/M., wo sich bis dahin unser Hauptquartier befand.

Am 16. April 1945 begannen die Russen ihre Offensive an der Oder. Der Hauptadjutant des Stabs des Oberbefehlshabers der deutschen Streitkräfte (= Stab des OKW) bei Hitler, General Burgdorf, sagte mir bei einem Treffen: «Wenn die Front nicht gehalten wird, so bedeutet das das Ende für Deutschland».

Am Abend des 29.4.45, gegen 220 Uhr, befahl Hitler das gesamte Personal des Hauptquartiers zu sich, das in Berlin geblieben war. Er verabschiedete sich von ihnen mit folgenden Worten: «Ich verlasse dieses Le-

ben. Ich danke euch für euren Dienst. Versucht, mit den Kampftruppen durchzubrechen.» Danach gab er jedem die Hand, und alle gingen auseinander. Beim Abschied waren anwesend: der Hitler-Pilot Gruppenführer Baur, General Burgdorf, Admiral Voss, Obersturmbannführer Högl, Sturmbannführer Linge, der persönliche Ordonnanzoffizier von Hitler, der Fahrer des Führers Kempka sowie der persönliche Adjutant von Hitler, Sturmbannführer Günsche.

Wir konnten schon im Vorzimmer hören, wie Hitler seinen Wunsch zum Ausdruck brachte, nach seinem Tode zusammen mit seiner Ehefrau Eva Hitler (geb. Braun) verbrannt zu werden. Eva Braun heiratete er zwei Tage zuvor. Danach ging er in sein Zimmer, das sich im Bunker befand. Ich war im Dienst bis 7 Uhr morgens, danach leistete ich meinen Kameraden Gesellschaft, und um halb acht begab ich mich zu meinem Luftschutzraum im Gebäude der Neuen Reichskanzlei.

Am 30.4.45 um 16 Uhr kam ich nach der Überprüfung der Posten in den Betonbunker des Führers. Der Sturmbannführer Linge teilte mir mit, dass der Führer nicht mehr am Leben wäre und dass er, Linge, heute den schwersten Befehl seines Lebens ausführte. Weiter erzählte er, dass er die Leichen des Führers und seiner Frau in Decken eingerollt und sie im Garten am Notausgang des Betonbunkers verbrannt hätte. Laut Linge blieb im Zimmer noch ein Teppich mit Blutflecken. Er sagte, dass er einen Befehl geben würde, diesen Teppich herauszuschaffen und zu verbrennen. In der Zwischenzeit wurde der zusammengerollte Teppich herausgetragen und verbrannt. Von Dr. Stumpfegger war mir bekannt, dass der Letztere Hitler Zyankali verabreichen sollte, deswegen war ich über das Vorhandensein der Blutflecken verwundert. Linge teilte mir mit, dass Hitler ihm befohlen hatte, das Zimmer zu verlassen, und wenn Linge nach zehn Minuten nichts hören sollte, so sollte er in den Raum reinkommen und seinen Befehl ausführen. Und da er in diesem Moment die Hitler-Pistole auf den Tisch im Vorzimmer herauslegte, verstand ich, was er unter dem schwierigsten Führerbefehl meinte und woher die Blutflecken stammten. Aufgrund des oben Dargestellten kam ich zur Schlussfolgerung, dass, zehn Minuten nachdem Hitler sich vergiftete, Linge ihn erschossen hat. Trotz

des Abschiedes beeindruckte der Tod Hitlers mich sehr depressiv. Ich ging in das Vorzimmer heraus und blieb dort eine Zeit lang, mit meinen Gedanken beschäftigt. Um 18 Uhr ging ein SS-Mann an mir vorbei, er bat mich um Erlaubnis, durch diesen Raum zu gehen, denn er musste Benzin besorgen, um die beiden Leichen (von Hitler und seiner Frau) zu verbrennen.

Ausserdem erzählte er mir, dass er die Leichen neben dem Notausgang aus dem Bunker verbrannte und dass dort ein starker Geruch von den brennenden Leichen sei, den er nur schwer ertragen könne.

Um 22 Uhr teilte mir der Scharführer Merkenhauser mit, der auf dem Posten neben dem Notausgang stand, dass sie die nicht verbrannten Leichenreste im Garten neben dem Notausgang vergraben hatten. Es war schon Nacht, auf dem Garten lag ein starkes Artilleriefeuer. Es waren Explosionen von grossen Bomben zu hören, so war es unmöglich, in den Garten zu gehen. Diese zwei Umstände führten eben dazu, dass die Leichenüberreste nur unweit des Notausganges vergraben werden konnten. Als ich gegen 22 Uhr zum Gartenausgang heraufgekommen war, zeigte Merkenhauser, am Ausgang stehend, mit einer Handbewegung nach rechts und sagte, dass in dieser Richtung, ca. zehn Meter entfernt, die Überreste von Hitler, seiner Frau und seines Hundes vergraben worden waren. Ich muss ausserdem erwähnen, dass am Nachmittag einer der SS-Männer mich fragte, wo er eine Fahne bekommen könnte, um die Überreste von Hitler zu bedecken. Es gab keine Fahnen mehr, weil sie alle verbrannt waren. Als ich den SS-Mann fragte, warum er seine Kragenspiegel abgerissen hatte, meinte er, sie hätten von dem Verrat des SS-Reichsführers Himmler an Hitler gehört, und das wäre der Grund, warum sie die Spiegel abgerissen hatten.

Ich begab mich wieder in den Betonbunker und hörte von dem Versuch, einen Sonderfrieden mit dem Oberbefehlshaber der Roten Armee zu erreichen. Zum Parlamentär wurde General Krebs bestimmt. Die Sekretärin Krüger war mit dem Tippen des Appells an den Oberbefehlshaber der Roten Armee fertig. Ich konnte am Anfang dieses Dokuments lesen, dass Hitler Selbstmord verübte. Ein besonderes Ereignis trat ein, als Dr. Goebbels mir schon am Nachmittag den Befehl erteilte, die Posten so im Bun-

ker zu platzieren, dass keiner nach aussen gelangen konnte, auf diese Weise sollte die Verbreitung der Nachricht über Hitlers Tod bei den kämpfenden Truppen verhindert werden. Über den Charakter und Ergebnisse dieser Verhandlungen kann ich nichts Genaueres sagen, davon können gefangen genommene Offiziere der Armee und der SS berichten.

In der zweiten Tageshälfte des 1. Mai erhielten wir von Dr. Goebbels einen Befehl, uns auf einen Ausbruch zusammen mit der Kampfgruppe Mohnke vorzubereiten. Der Ausbruch war für 21.15 Uhr vorgesehen, der Abmarsch verzögerte sich aber bis 22 Uhr. Es wurden folgende Gruppen organisiert:

Gruppe 1: Mohnke, Günsche und Gen. Rauch

Gruppe 2: Reichsjugendführer Axmann

Gruppe 3: Reichsleiter Bormann, Staatssekretär Naumann

Gruppe 4: Rattenhuber, Baur, Dr. Stumpfegger, ein Kommando des Reichssicherheitsdienstes (Högl)

Gruppe 5: Kempka, Linge, SS-Begleitkommando, verbleibendes Dienstpersonal

Gruppe 6: Eine Kompanie Wachpersonal

Um 20.30 Uhr verabschiedete ich mich von Dr. Goebbels und seiner Frau. Im Keller waren alle Gruppen bereit, es herrschte Aufregung.

Wir bewegten uns durch Unterführungen und Schutzräume der Neuen Reichskanzlei, dann durch den U-Bahn-Tunnel Kaiserhof bis zur U-Bahn-Station Friedrichstrasse. An dieser Stelle trennten sich die Gruppen. Ich ging zusammen mit der 3. und der 4. Gruppe zur Weidendammbrücke, d.h. zu der Stelle, die uns vom Befehl vorgeschrieben war. Im Augenblick unseres Eintreffens befand sich dort nur die 4. Batterie der 9. Fallschirmjägerdivision. Ich brach mit einem Auto dieser Batterie durch. Ein Teil der Gruppe begleitete mich, der andere Teil blieb zurück. An der Niederschönhauser Allee blieben wir stecken. Hier wurde ich an beiden Beinen verwundet.

Nach einer Stunde begegnete ich Teilnehmern anderer Ausbruchgruppen. Von ihnen erfuhr ich, dass Bormann und Naumann getötet und Baur verwundet war. Später erfuhr ich von dem SS-Begleitkommando, dass die beiden Gruppen 3 und 4 unter starkem Beschuss waren, viele wurden ge-

tötet oder verwundet, und nur wenigen von ihnen war der Durchbruch geglückt. Nachdem ich viele meiner Kameraden – unter ihnen Linge, Kempka etc. – ausgefragt hatte, wurde mir mitgeteilt, dass sie alle die Brücke erreichten, aber infolge des Beschusses auseinanderliefen. Später begegnete ich Mohnke, Rauch, Günsche sowie den Sekretärinnen Christian, Junge, Krüger und der Hitler-Köchin Manziarly. Der weitere Durchbruch misslang wegen der vollkommene Umzingelung durch die Russen, deswegen verliessen uns die Frauen. Nach meiner Verwundung war ich in einem Keller. Hier wurde ich zusammen mit der Gruppe Mohnke und General Rauch gefangengenommen und zuerst zum Arzt und später zu einem Kommissar gebracht.

Als ich vor meiner Gefangennahme in der Brauerei war, zog ich aus den Gesprächen meiner Nachbarn die Schlussfolgerung, dass eine der Frauen das politische Testament Hitlers dabei hatte, das dem Grossadmiral Dönitz überbracht werden sollte. Welche der Frauen das Testament hatte, kann ich nicht sagen, weil ich auf einem Bett lag, das weit von den Gesprächspartnern stand ...

Rattenhuber,
SS-Gruppenführer, Gen.-Lt. des SD, Leiter des Reichssicherheitsdienstes

Übersetzt von: Sachbearbeiter bei dem Abteilungsleiter für Spionage des
Generalstabs der Roten Armee
Gardehauptmann (Schirokov)

f.d.R.:
Stellvertr. Abteilungsleiter f. Untersuchung der Verwaltung f. Spionage
Oberst der Justiz (Skrjagin) Mai 1945.

Otto Günsche

Am 22.4.45 um 10 Uhr war ich in meiner Wohnung in der Göhringstrasse 17a. Nachdem ich die Detonation von Bombenexplosionen gehört hatte, begab ich mich in den Luftschutzraum in der Reichskanzlei. Dort hatten sich schon viele aus der SS-Wachmannschaft, des SD und des Küchenpersonals eingefunden.

Das Gespräch ging um die ersten Artilleriegeschosse in Berlin. Im Wohnzimmer Hitlers traf ich auf den General Burgdorf, den Gruppenführer Schaub, Oberst v. Below, Major Johannmeier und Bormann.

Sie sprachen auch über die Artilleriebeschussung Berlins. Um 12.30 Uhr kam der Führer heraus und fragte nach dem Kaliber der Geschosse. Danach berichtete Major Johannmeier über die Lage an der Ostfront. Um 14.30 Uhr ass der Führer mit seiner Frau zu Mittag. Um 16.30 Uhr fand die Tagesberichterstattung statt. Dabei waren: Generaladmiral Dönitz, Gen.-Feldmarschall Keitel, Gen.-Oberst Jodl, Gen. der Art. Krebs, Gen. Burgdorf und Luftwaffengeneral Kolbe. Ein besonderes Augenmerk lag auf der Situation in Berlin und auf der Armeegruppe «Weichsel» ...

(Weiter folgt eine kurze Analyse der Vorschläge von Hitler.)

Nach dem Lagebericht rief Hitler Dr. Goebbels zu sich, kurz darauf folgte ihm Frau Goebbels.

In den nächsten Tagen verstärkte sich der Artilleriebeschuss. Dönitz mit seinem Stab, Keitel, Jodl und Koller mit dem Stab verliessen Berlin in einer mir unbekanntem Richtung.

Über die Militärlage informierten: Krebs, Burgdorf, Goebbels, Bormann, der ehern. Kommandant von Berlin (an seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern), v. Below, Johannmeier, Günsche.

Am 26.4. brachen die Telefonverbindungen zusammen. Die Verbindung wurde mittels Radio unterhalten, aber infolge der Artillerieangriffe waren die Antennen beschädigt, und die Nachrichten gelangten auf Umwegen in die Stadt. Am 28.4. berichtete Keitel über Radio Folgendes:

1. Offensive der 9. und 12. Armee wegen starker Offensive der russischen Armeen zusammengebrochen, eine weitere Offensive unmöglich.

2. Armeegruppierung des Gen. Steiner immer noch nicht eingetroffen.

Danach war allen im Hauptquartier klar, dass das Schicksal Berlins besiegelt war. Der Verbindungsoffizier beim Führer, Generalleutnant der SS Fegelein, verliess am 27.4. das Hauptquartier ohne Genehmigung, wurde in seiner Wohnung festgenommen. Es wurde bewiesen, dass er Berlin auf dem Luftwege verlassen wollte. Am Abend des 29.4. wurde er erschossen.

Am 22.4. erhielt ich den Befehl, eine Kampf Einheit aus dem Wachbataillon und aus aufgelösten SS-Einheiten zusammenzustellen.

Der Befehlspunkt dieser Einheit wurde im Bunker des Führers untergebracht. Zum Kommandeur wurde Mohnke ernannt. Zu den Aufgaben der Einheit gehörte die Verteidigung und Bewachung des Regierungsviertels.

In der Nacht des 29.4. diktierte Hitler sein Testament, aufgenommen von seinen Sekretärinnen Christian und Junge. Das Testament wurde getippt in drei oder vier Exemplaren. Um seinen Inhalt wusste ausser den Sekretärinnen nur Bormann. Das Testament wurde am 29.4. durch Johannmeier an Schörner, Lorenz, Schänder, Dönitz, Kesselring und den Gauleiter Giseler überbracht. Bormann befahl den Kurieren, Zivilkleidung anzuziehen und sich durch die russischen Stellungen durchzuschlagen.

Von Below sollte auf diese Weise zu Wenck durchkommen.

In der Nacht des 28. zum 29.4. heiratete Hitler Eva Braun. Nach dem russischen Durchbruch am Anhalter Bahnhof und am Königsplatz sorgte sich Hitler darum, den passenden Moment für den Selbstmord nicht zu verpassen. Ich glaube, dass sich Hitler an diesem Tag für den Selbstmord entschied, denn es blieben nur wenige Stunden bis zum russischen Angriff auf den Bunker. Am Abend meldete sich Weidling im Bunker und berichtete über die Hoffnungslosigkeit der Lage in Berlin, besonders verzweifelt wären die Zivilisten. Er schlug Hitler vor, zusammen mit ihm und den verbleibenden Teilen der Garnison einen Durchbruch zu wagen. Hitler weigerte sich entschieden. Am Abend des 29.4. wurde auf Hitlers Befehl sein Hund vergiftet: Er wollte die Wirkung des Giftes feststellen, die Vergiftung nahm Feldwebel Tornow vor.

Um 3 Uhr am 30.4. ging ich in meine Räume im Bunker. Nach 10 Uhr war ich im Casino neben dem Vorzimmer Hitlers. Dort traf ich Bormann, Krebs und Burgdorf. Sie haben die Lage in Berlin besprochen.

Als ich sie verliess und später zurückkam, waren sie alle sehr aufgeregt. Ich erfuhr, dass Hitler sich von ihnen verabschiedet hatte. Etwas später kamen Rattenhuber und Baur in den Raum. Kurz darauf kam Hitler zu uns und sagte: «Meine Leiche muss nach meinem Tode verbrannt werden. Ich will nicht, dass sie zur Schau gestellt wird.»

Ich ging danach zu Mohnke und teilte ihm mit, dass Hitler nun seinen Selbstmord durchführen würde.

Um 14.30 Uhr war ich wieder im Vorzimmer Hitlers und ging in den Besprechungsraum, dort traf ich Bormann, Goebbels, Krebs, Burgdorf und Axmann. Sie waren im Gespräch über die Verabschiedung Hitlers und waren sehr aufgeregt.

Um 15.15 Uhr verliess ich diesen Raum und bin in einem anderen Raum Schädle begegnet, dem Kommandeur der SS-Wachmannschaft, sowie dem Fahrer Kempka. Plötzlich ging die Tür auf, und Linge teilte mit: Der Führer ist tot. Obwohl ich keinen Schuss gehört hatte, ging ich in den Besprechungsraum und teilte mit: Der Führer ist tot. Sie standen auf, gingen in das Vorzimmer und sahen, wie zwei Leichen herausgetragen wurden, eine davon vollkommen in eine Decke eingewickelt, die andere nur teilweise. Die Leichen wurden von Linge, Knoge, Lindlof und noch von einem SS-Mann getragen. Ihnen halfen später Kempka und Schädle. Aus einer Decke ragten die Füße des Führers hervor, ich habe sie nach den Schuhen und Socken erkannt. Aus der anderen Decke ragte der Kopf der Frau Hitlers. Die beiden Leichen wurden durch den Notausgang in den Park herausgetragen. Dort wurden sie von Bormann mit Benzin begossen und angesteckt. Das geschah um 16 Uhr. Dabei waren Bormann, Burgdorf, Krebs, Axmann, Goebbels und ich. Ich kann nicht bestätigen, ob Rattenhuber und Baur dabei waren, aber es ist gut möglich, denn auf der Treppe war es dunkel.

Nachdem die Leichen angesteckt wurden, hat man die Tür zum Bunker geschlossen.

Wir alle – Goebbels, Bormann, Burgdorf, Krebs, Axmann und später Naumann – gingen in das Vorzimmer und von dort aus in den Besprechungsraum.

Die Tür zu den Räumen des Führers war etwas offen, und ich konnte leichten Mandelgeruch riechen (Zyankali). Im Besprechungsraum war schon Mohnke. Aus der Lagebesprechung ging hervor, dass man versuchen müsste, in kleinen Gruppen aus Berlin auszubrechen. Bormann wollte unbedingt zu Dönitz durchkommen, um ihm die letzten Gedanken des Führers mitzuteilen. Ich weiss nicht, um welche Gedanken es sich handelte, aber Bormann wollte es unbedingt. Mohnke kam zu mir und teilte mir mit, dass nur die Zusammenarbeit mit Russland Deutschland retten könne. Krebs wurde beauftragt, in Verhandlungen mit Shukow einzutreten, um die Kriegshandlungen zum Stillstand zu bringen.

In der Nacht erfuhr ich, dass die Angebote von Krebs nicht angenommen wurden. In der Nacht zum 1.5. erhielt die Garnison den Befehl zum Durchbruch. Ich musste zusammen mit der Gruppe Mohnke, mit den Frauen Christian, Junge und der Diätköchin Manziarly sowie mit der Sekretärin Bormanns, Frau Krüger, Richtung Norden gehen.

Um 22 Uhr wurde der Durchbruch begonnen. Unsere Gruppe kam bis zum Bahnhof Wedding, wo wir auf den Widerstand des Gegners stiessen. Gegen Mittag am 2.5. kamen wir zur Schultheiss-Brauerei am Bahnhof Schönhauser Allee.

Unter den Soldaten gingen Gerüchte um, Berlin hätte kapituliert. Die vier Frauen, die mit uns waren, wurden von Mohnke entlassen, sie verliessen sofort den Bahnhof. In welcher Richtung, weiss ich nicht. Gegen 18 Uhr begaben sich Mohnke, Rauch, sein Adjutant und ich mit einem russischen Dolmetscher zum russischen Korpskommandeur. Nach der Rückkehr in die Schultheiss-Brauerei wurde ich festgenommen.

Günsche

(Übersetzt von: Hauptmann Schirokov)

Ebenfalls erhältlich ...



ISBN 978-3-86245-672-7



ISBN 978-3-86245-731-1



ISBN 978-3-86245-329-0



ISBN 978-3-86245-326-9

 **GeraMond**

www.geramond.de

Quellenangaben

Karten: Tony Le Tissier (Entwürfe), Erik Bauer (Zeichnung)

Abbildungen

picture-alliance / akg-images: 116o, 117,118/119,120,121u, 122/123, 190, 192, 194, 195, 196/197, 285, 285, 286o, 287, 434/435, 436, 437, 438,439,440u, 441,

Vorsatz, Nachsatz

picture-alliance / dpa-Bildarchiv: 440o

picture-alliance / RIA Nowosti: 121o, 124/125,188/189, 284, 286u, 288/289,290/291,441

picture-alliance / Heinrich Hoffmann: 116u

picture-alliance / United Archives: 191

picture-alliance / ZB: 193

Schlachten, Technik, Feldherren

BeheLux € 6,90 SLO 6,80€ 1 € 6,80€

4/2012 August

Das Magazin für Militärgeschichte

Clausewitz

Clausewitz



Antietam 1862
Wendepunkt im
Secessionskrieg

Griechenland und Jugoslawien 1941

„Blitzkrieg“ auf dem Balkan

Hintergründe, Verlauf, Folgen



Cambrai 1917
Die britische „Tankoffensive“
gegen die „Siegfriedstellung“



Stahlhelme
Geschichte der Helme
Bundeswehr und NVA

**Helmuth von
Moltke**

Der Sieger
von König-
grätz und
Sedan



MILITAR & TECHNIK



Messerschmitt Bf 109 E – legendär und gefürchtet:
Der Jäger in der „Battle of Britain“



Online blättern oder Testabo mit Prämie bestellen unter:
www.clausewitz-magazin.de/abo

Verantwortlich: Martin Distler

Satz: Silke Schüler

Lektorat: Manuel Miserok

Umschlaggestaltung: Jarzina Kommunikationsdesign unter Verwendung einer Abbildung von ullstein bild, Nowosti Schlusskorrektur: Linde Wiesner

Repro: Cromika, Verona

Herstellung: Anna Katavic

Printed in Germany by CPI books, Ulm

Sind Sie mit diesem Titel zufrieden? Dann würden wir uns über Ihre Weiterempfehlung freuen.

Erzählen Sie es im Freundeskreis, berichten Sie Ihrem Buchhändler, oder bewerten Sie bei Onlinekauf.

Und wenn Sie Kritik, Korrekturen Aktualisierungen haben, freuen wir uns über Ihre Nachricht an Bucher Verlag, Postfach 40 02 09, D-80702 München oder per E-Mail an lektorat@bucher-verlag.de.

Unser komplettes Programm finden Sie unter www.geramond.de

Alle Angaben dieses Werkes wurden sorgfältig recherchiert und auf den neuesten Stand gebracht sowie vom Verlag geprüft. Für die Richtigkeit der Angaben kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Genehmigte, überarbeitete und aktualisierte Lizenzausgabe

© 2014 Bucher Verlag, München

Die Originalausgabe mit dem Titel «**Der Todeskampf der Reichshauptstadt**», herausgegeben von Bengt von zur Mühlen, wurde erstmals 1994 bei CHRONOS Film veröffentlicht.

© 2014,1994 CHRONOS Film GmbH, Kleinmachnow – Brandenburg ISBN 978-3-7658-2032-8